

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 67

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

November 1997



Porträt
Johann Peter Melchior
nach 1800

Ölgemälde von
Johann Georg Edlinger

Germanisches
Nationalmuseum Nürnberg

Inhaltsverzeichnis

<i>Katharina Elisabeth Goethe</i> Aus einem Brief vom 26. Juli 1794 an ihren Sohn Johann Wolfgang in Weimar		<i>Kurt Holzapfel</i> Jakobus-Verehrung im mittelalterlichen Maubeuge	66
<i>Wouter Kotte</i> Melchior	3	<i>Gertrud Obels</i> Eines Küfers Tochter erinnert sich	69
<i>Manfred Buer</i> Vom Hütejungen zum Hofbildhauer - Zum 250. Geburtstag Johann Peter Melchiors	3	<i>Otto Samans</i> Berger Schule - Katholische Schule Eggerscheidt	71
<i>Gisela Schöttler</i> Biedermeierlich zu Melchiors Zeiten	6	<i>Günther Weber</i> Seidenstrümpfe für die Frau Gräfin, wollene Socken für den Herrn Grafen - 150 Jahre „Wolle Weber Wäsche“ in Ratingen	76
<i>Norbert Kugler</i> Johann Peter Melchiors „Schlafender Amor“	7	<i>Manfred Buer</i> Mit Pferd und Wagen fing alles an - Die Spedition Pönsgen feiert ihr 100jähriges Betriebsjubiläum	79
<i>Horst Reber</i> Johann Peter Melchior	8	<i>Ludwig Soumagne</i> Et wor ens a Paradies	81
<i>Ursula Mildner/Klaus Thelen</i> Melchior: Neue Fragen, offene Antworten	11	<i>Ewald Dietz</i> Tant' Traudchen	82
<i>Stefanie F. Ohlig</i> Johann Peter Melchior und die Entwicklung der Tafeldekoration in Höchst	14	<i>Erwin Wuillemet</i> De Sonndachsweech	86
<i>Heinrich Heine</i> Sie saßen und tranken am Teetisch . . .	21	<i>Peter Schulenberg</i> Die Wüstung Windhövel bei Ratingen-Breitscheid	87
<i>Gisela Schöttler</i> Aufziehpuppen zu Mozart-Musik	22	<i>Otto Wilms</i> Vor 120 Jahren: Vom Bauernjungen zum Akademiker. Der müselige und schwierige Ausbildungs- weg des Linneper Pfarrers August Becker	92
<i>Véronique Bell</i> Johann Peter Melchior - Die Kunst ist mein Leben	23	<i>Fritz Großkemm</i> Das Glöcklein von Linnepe	96
<i>Björn Berg</i> Tage im Leben Johann Peter Melchiors	25	<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	97
<i>Sandra Kaufmann/Sandra Wuthe</i> Ein Tag im Leben des Hütejungen Johann Peter Melchior	26	<i>Edi Tinschus</i> Deckers Spitz und unser gemeinsames Geheimnis	104
<i>Norbert Kugler</i> Lintorf zur Zeit Johann Peter Melchiors	27	<i>Edi Tinschus</i> Höseler Gaststätten und Lokale vor und nach dem Zweiten Weltkrieg	105
<i>Annette von Droste-Hülshoff</i> Herzlich	30	<i>Andreas Preuß</i> Freizeit ist keine Erfindung der Jahrhundertwende	107
<i>Thomas van Lohuizen</i> Receßus von der getheilten Lintorfer-Mark	31	<i>Rolf Großterlinden</i> Hösel und seine Künstler oder: Ein Schatz auf dem Dachboden	109
<i>Irmgard Wisniewski</i> Dat aule Döörp	41	<i>Hans-Dieter Lewer</i> Kulturkreis Hösel aktiv	113
<i>Maria Molitor</i> Op de Stroot	43	<i>Helmut Kuwertz</i> Von der Reichsautobahn zur A 3	116
<i>Maria Molitor</i> Wie die Kenger fröher jespellt hant	44	<i>Erich Kästner</i> Das Führerproblem, genetisch betrachtet	123
<i>Christine Herdt</i> Uster fröher	46	<i>Hermann Tapken</i> Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit vor Gericht? Die Nachkriegsprozesse des ehemaligen Leiters des Ratinger Gymnasiums 1953 -1956	124
<i>Jean Oberbanscheidt</i> Lengtörp	47	<i>Hans Müskens</i> Eine Messe mit Konrad Adenauer 50 Jahre Witwenkreis St. Margareta	134
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	48	<i>Hanni Schorn</i> De Jründung von unsere Verein	136
<i>Heinz Fleermann</i> Lintorfer Anekdotchen und Verzellkes	49	<i>Hanni Schorn</i> För de Ratinger Jonges zum vierzigjährige Bestehen	137
<i>August Tackenberg</i> Watt et nitt all jüfft	51	<i>Heinz Beyer</i> Verbundenheit zur Heimatstadt mit ihrer Geschichte und ihren Menschen 40 Jahre Heimatverein Ratinger Jonges	138
<i>Uta Asher</i> Ich mag Lintorf	52	<i>Alfred Dahlmann</i> Laudatio auf Helmut Gansen zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 1996	144
<i>Lore Schmidt</i> Aus Kindertagen	53	<i>Richard Baumann</i> 125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Ratingen	146
<i>Lore Schmidt</i> Dä Jlöckspenning	54	<i>Nicole Scheda</i> Moritz Brügelmann schenkt 1861 der Stadt Ratingen eine Feuerspritze	154
<i>Bernd Manns</i> Tauchgang in den Blauen See	55		
<i>Fritz Theuring</i> Wie es zur Gründung der „Naturbühne Blauer See“ kam	59		
<i>Wouter Kotte</i> Viator Cave	60		
<i>Erika Münster</i> Geschichte konkret Einblicke in die Arbeit an einem Schulbuch	61		
<i>Josefine Mulhaupt</i> Das Gasthaus zum Heiligen Geist - Ein Hort der Liebe und Barmherzigkeit für die ganze Stadt	63		

<i>Gisela Schöttler</i> Schriftstellerei in Ratingen Literaturkreis ERA besteht 10 Jahre	157	<i>Erwin Matern Genser</i> Ein Grund zum Feiern 25 Jahre Angermunder Kulturkreis e.V.	189
<i>Otto Brües</i> Die Stunde kommt . . .	159	<i>Ulrich Rauchenbichler</i> Umzug des Kreisarchivs im Jubiläumsjahr	191
<i>Eva Brües</i> Otto Brües - Schriftsteller und Journalist 1897 - 1967	159	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	192
<i>Hans Lumer</i> Als ich vor 50 Jahren nach Lintorf kam Erinnerungen eines alten Schulmeisters	161	<i>Buchbesprechungen:</i> <i>Herman Tapken</i> Juden in Ratingen seit 1592	195
<i>Ewald Dietz</i> E paar Minüdde o-um Lengtörper Bahnhof	167	<i>Erika Münster</i> Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur - Mythos	196
<i>Andreas Preuß</i> 40 Jahre Eigenheimsiedlung „Solidarität“ in der Mörikestraße in Lintorf	170	<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Kleinbahn Velbert-Heiligenhaus-Hösel 1899-1923-1952 Die Verkehrsgeschichte einer schmalspurigen Kleinbahn im Niederbergischen	197
<i>Hermann Wagner</i> „Gott loben, das ist unser Amt“ 40 Jahre Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund	174	<i>Gisela Schöttler</i> Johann Peter Melchior 1747 - 1825 - Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg	197
<i>Hans Müskens</i> Offen sein für Neues 25 Jahre Kopernikus-Gymnasium in Lintorf	176	<i>Wouter Kotte</i> Melchior Michel und seine Reise in die heutige Zeit	199
<i>Bastian Fleermann</i> Kulturelles Engagement Lintorfer Schüler realisiert ein Stück Weltliteratur	181	<i>Ulrich Rauchenbichler</i> Tiefenbroich - Zur Geschichte eines Ratinger Stadtteils	201
<i>Joachim H. Beckers</i> Ratingen und der Flughafen Düsseldorf	184	<i>Ulrich Rauchenbichler</i> Heiligenhaus - Geschichte einer Stadt im Niederbergischen	202
<i>Ludwig Soumagne</i> Se stelle de hühste Anspröch . . .	188	* * *	
		<i>Heinrich Heine</i> Ein Fichtenbaum . . .	202

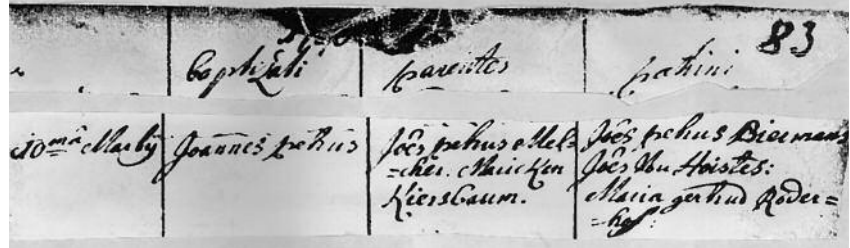
Bildnachweis

<i>Titelbild: Udo Haafke</i>	„Lintorfer Anekdotchen und Verzellkes“ <i>Archiv des VLH, Familie Fleermann, Theo Volmert</i>	„Hösel und seine Künstler“ <i>Rolf Großterlinden, Helmut Kuwertz</i>
<i>Beiträge:</i> „Brief Katharina Elisabeth Goethes“ <i>Udo Haafke</i>	„Aus Kindertagen“ <i>Lore Schmidt, Stadtarchiv Ratingen</i>	„Kulturkreis Hösel“ <i>Archiv des Kulturkreises Hösel</i>
„Vom Hütejungen zum Hofbildhauer“ <i>Zeichnung: Hans Bohn, Archiv des VLH, Manfred Buer</i>	„Tauchgang in den Blauen See“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Postkarte aus Privatbesitz, Rainer Möwert</i>	„Reichsautobahn“ <i>Helmut Kuwertz</i>
„Biedermeierlich zu Melchior Ehren“ <i>Achim Blazy</i>	„Wie es zur Gründung der Naturbühne kam“ <i>Stadtarchiv Ratingen (Fotoarchiv Buschhausen), Werbe-postkarte der ARD</i>	„Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer</i>
„Melchior Schlafender Amor“ <i>Udo Haafke</i>	„Geschichte konkret“ <i>Entnommen aus „Geschichte konkret“. Ein Lern- und Arbeitsbuch, Bd. 1. Schroedel-Verlag, Hannover, 1996</i>	„Witwenkreis St. Margareta“ <i>Hans Müskens</i>
„Johann Peter Melchior“ <i>Entnommen aus dem Jubiläumsbuch „Johann Peter Melchior 1747-1825 – Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg“, Arachne Verlag, Gelsenkirchen, 1997. Udo Haafke (Karl Theodor)</i>	„Das Gasthaus zum Heiligen Geist“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Gertrud Schmidt, Zeichnung: Ernst Bierwirth</i>	„40 Jahre Ratinger Jonges“ <i>Heinz Beyer, Archiv des Heimatvereins Ratinger Jonges</i>
„Melchior. Neue Fragen.“ <i>Repros: Udo Haafke (Kupferstiche aus Museen der Stadt Aschaffenburg) Melchior-Jubiläums- buch (s.o.) – (Bildnis von Groschlag)</i>	„Jakobus-Verehrung in Maubeuge“ <i>Stadtarchiv Maubeuge, Dr. Kurt Holzapfel</i>	„Laudatio auf Helmut Gansen“ <i>Achim Blazy</i>
„Johann Peter Melchior und die Entwicklung der Tafeldekoration in Höchst“ <i>Entnommen aus: a) Melchior – Jubiläumsbuch aus dem Arachne Verlag b) Katalog „Höchster Porzellan 1746-1796“ des Historischen Museums der Stadt Frankfurt, 1994 (Russinger-Vase)</i>	„Eines Küfers Tochter“ <i>Gertrud Obels, Archiv des VLH</i>	„125 Jahre Ratinger Feuerwehr“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Stadtmuseum Düsseldorf, Festschrift „125 Jahre Feuerwehr Ratingen“, Herbert Schneiders</i>
„Sie saßen und tranken...“ <i>Katalog „Höchster Porzellan 1746-1796“ des Historischen Museums der Stadt Frankfurt, 1994</i>	„Berger Schule“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Gertrud Schmidt, Hildegard Ketzler</i>	„Moritz Brügelmann“ <i>Herbert Schneiders</i>
„Aufziehpuppen zu Mozart-Musik“ <i>Fritz Wachendorf</i>	„Wolle Weber“ <i>Günther Weber, Willy Hübers</i>	„Schriftstellerei in Ratingen“ <i>Gisela Schöttler</i>
„Lintorf zur Zeit Johann Peter Melchior“ <i>Archiv des VLH, Dr. Werner Schwanke, Zeichnung der Dampfmaschine aus: Geschichte und Gegenwart“, Bd. 3, Verlage Schöningh/ Schroedel</i>	„Spedition Pönsgen“ <i>Werner Eckardt</i>	„Als ich vor 50 Jahren nach Lintorf kam“ <i>Hans Lumer, Archiv des VLH</i>
„Receß von der getheilten Lintorfer-Mark“ <i>Fotos und Zeichnungen: Thomas van Lohuizen</i>	„Ludwig Soumagne“ <i>Elmar Grünewald</i>	„O-um Lengtörper Bahnhof“ <i>Archiv des VLH</i>
„Dat aule Dörp“ <i>Archiv des VLH, Jürgen Steingen</i>	„Tant' Traudchen“ <i>Ewald Dietz</i>	„Eigenheimsiedlung Solidarität“ <i>Familie Preuß</i>
„Lengtörp“ <i>Achim Blazy</i>	„Die Wüstung Windhövel“ <i>Peter Schulenberg</i>	„40 Jahre Bläserchor“ <i>Hermann Wagner</i>
	„Pfarrer August Becker“ <i>Otto Wilms</i>	„25 Jahre Kopernikus-Gymnasium“ <i>Manfred Buer, Hans Müskens, Archiv des VLH</i>
	„Das Glöcklein von Linnep“ <i>Otto Wilms</i>	„Kulturelles Engagement Lintorfer Schüler“ <i>Wolfgang Henschel, Jochen Leib</i>
	„Lehrer Peter Vogel“ <i>Helmut Kuwertz</i>	„25 Jahre Angermunder Kulturkreis“ <i>Archiv des Angermunder Kulturkreises</i>
	„Höseler Gaststätten und Lokale“ <i>Edi Tinschus</i>	„Flughafenproblematik“ <i>Grafiken und Tabellen: Joachim E. Beckers</i>
		„Umzug des Kreisarchivs“ <i>Kreisarchiv Mettmann</i>
		„In eigener Sache“ <i>Manfred Buer, Elmar Grünewald, Jürgen Steingen</i>

Vom Hütejungen zum Hofbildhauer – Zum 250. Geburtstag Johann Peter Melchiors

Schon bei der Einweihung des vom Verein Lintorfer Heimatfreunde errichteten Johann Peter Melchior-Denkmal vor dem Lintorfer Rathaus am 9. September 1990 wurde die Idee geboren, im Jahre 1997 den 250. Geburtstag des Künstlers gebührend zu feiern. In seiner Rede sprach der damalige Stellvertretende und heutige Erste Bürgermeister Wolfgang Diedrich von einem Johann Peter Melchior-Jahr, das man in ganz Ratingen mit vielerlei Veranstaltungen begehen wolle. Schließlich sei Melchior einer der größten Söhne unserer Stadt und einer der wenigen Ratinger, deren Namen man in einem Lexikon finden könne.

Viel Arbeit und Mühe waren erforderlich, um diesen Plan Wirklichkeit werden zu lassen. Wenn wir nun Rückblick halten auf das Melchior-Jahr 1997, so können wir, glaube ich, sehr zufrieden sein. Viele Vorträge und Veranstaltungen konnten besucht werden, im Museum der Stadt Ratingen fand eine bemerkenswerte Ausstellung mit Arbeiten aus allen Schaffensperioden Melchiors statt, zur Ausstellung erschien ein wunderschö-



Auszug aus dem Taufregister der St.-Anna-Pfarrregister in Lintorf

nes Jubiläums-Buch, in dem von den namhaftesten Melchior Kennern unserer Zeit die neuesten Forschungsergebnisse zusammengetragen wurden, und auch die Jugend wurde durch Sonderveranstaltungen, Wettbewerbe und Karin Schreys Kinderbuch „Melchiors Michel und seine Reise in die heutige Zeit“ in vielfältiger Weise an das Thema Melchior herangeführt. Das alles konnte nur gelingen durch die gute Zusammenarbeit der Vereine, des Museums, des Medienzentrums und von Rat und Verwaltung der Stadt Ratingen.

Wer war nun dieser Lintorfer, dem soviel Ehre zuteil wird, der im 18. Jahrhundert eine Karriere durchläuft, wie man sie wohl eher im Amerika der frühen 20er Jahre vermuten könnte?

Als Johann Peter Melchior im März 1747 in der Flur Am Putenkamp (noch heute gibt es in Lintorf eine Straße Am Potekamp!) geboren wird, da ahnt in dem kleinen Weiler Lintorf wohl niemand, daß er einmal ein berühmter Künstler werden würde, am wenigsten seine Eltern, einfache Leute, Kötter, d. h. Pächter eines kleinen ländlichen Anwesens, das nur mit Mühe eine Familie ernähren konnte. Das Taufregister der katholischen Pfarrkirche in Lintorf gibt uns genaue Auskunft: Am 10. März 1747 wird Johannes Petrus getauft, seine Eltern sind Johannes Petrus Melcher und Mariechen Kirschbaum, seine Paten Johannes Pe-

trus Biermanns, Johannes Hoistes und Maria Gertrud Roderhof. Da es damals üblich war, Kinder am zweiten Tag nach der Geburt taufen zu lassen, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der kleine Johann Peter am 18. März 1747 geboren wurde. Pfarrer Engelbert Lövenich, der die Eintragung ins Taufregister vornahm, war auch weiterhin mit dem Schicksal Johann Peter Melchiors eng verbunden. Er trug seine Mutter zu Grabe, nachdem sie am 25. September 1754 im Kindbett gestorben war. Melchior war zu diesem Zeitpunkt noch keine 8 Jahre alt. Der Vater starb vier Jahre später, ebenfalls mit den Sterbesakramenten versehen von Pfarrer Lövenich. Zusammen mit dem Küster Rutgerus Lemmig, der auch als Lehrer beschäftigt wurde, wird der Pfarrer dem jungen Melchior das Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht haben. Vielleicht auch ein wenig Latein und ein wenig Französisch. Daß Engelbert Lövenich des Französischen mächtig war, wissen wir von einigen seiner Eintragungen ins Sterberegister der Pfarre. Ganz wichtig für das weitere Leben Melchiors aber war, daß Pfarrer Lövenich schon früh das künstlerische Talent seines Schützlings entdeckte, vor allem seine zeichnerische Begabung. Wir erfahren Näheres dazu aus der Selbstbiographie Melchiors, die er als alter Mann verfaßte.

Leider sagen uns weder Melchior noch Engelbert Lövenich viel über

Melchior

In meinem Leben
modelliere ich die
Kunst
und in der Kunst
mein Leben.

WOUTER KOTTE



Das Haus am Rips (Rieps).

Hier wohnte Johann Peter Melchior eine Zeitlang mit seiner Familie. Das Haus wurde 1972 abgerissen. Heute steht hier das Kaiser's Kaffee-Geschäft an der Speestraße

Lintorf und seine Bewohner zur damaligen Zeit.

Pfarrer Lövenich riet Melchiors Eltern, den Jungen zu einem Bildhauer in die Lehre zu geben. Die Eltern, die mittlerweile vom Putenkamp in das Haus Rips in den Ortskern Lintorfs gezogen waren, hielten die Zeichnungen ihres Sohnes wohl eher für unnütze Schmierereien. Wo man täglich für das Überleben der Familie hart arbeiten muß, hat man wenig Verständnis für solch einen Firlefanz. Als seine Mutter stirbt, lebt der minderjährige Johann Peter bei seinem Vater und dessen zweiter Frau. Er muß zum Unterhalt der Familie beitragen, indem er als Hütejunge die Schweine, Ziegen und Kühe der Dorfbewohner beaufsichtigt.

Als er dann auch den Vater verliert, findet er zunächst ein Unterkommen bei seiner Stiefmutter und ihrem neuen Mann.

Aus einer Aufzeichnung des Pfarrers Andreas Esch, Nachfolger von Engelbert Lövenich, wissen wir, daß Melchior 1761 im Pfarrhaus wohnte. Der neue Pfarrer hatte sich also wie sein Vorgänger des künstlerisch begabten und verwaisten Knaben angenommen.

Und nun kommt das Faszinierende: Ein aus ärmlichsten Verhältnissen stammender Junge von 14-

15 Jahren, der nie über die Grenzen seines winzigen Bauerndorfes hinausgeblickt hatte, verläßt nach seiner armseligen und freudlosen Kindheit seine Heimat und wandert in die ihm fremde weite Welt hinaus. Dort macht er nach anfänglichen Schwierigkeiten schnell seinen Weg. Seine ersten Lehrmeister, angebliche Bildhauer, verläßt er schon nach kurzer Zeit, weil sie ihm nichts beibringen können. Nur einen von ihnen erwähnt er namentlich in seiner Selbstbiographie: Gebhard Boos in Aachen. Von ihm glaubt Melchior etwas lernen zu können, doch muß sein Lehrmeister die Bildhauerwerkstatt nach kurzer Zeit wegen finanzieller Schwierigkeiten schließen.

Mit 18 Jahren kommt er nach Mainz, wo er dem Kurfürsten Emmerich Joseph schon bald durch einige seiner Arbeiten, damals noch Großplastiken, auffällt. Durch seine Vermittlung erhält er schließlich eine Anstellung an der kurmainzischen Porzellanmanufaktur in Höchst, die erst gut 20 Jahre besteht.

Schon bald wird er Modellmeister und sogar kurmainzischer Hofbildhauer. In den 12 Jahren seiner Anstellung in Höchst schafft Melchior an die 300 Porzellanfiguren, entwirft viele wunderschöne Tafelservice. Er ist bereits ein berühmter Mann.

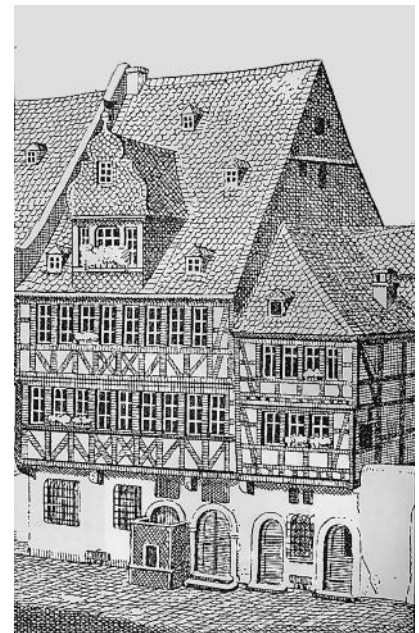
Er lernt Goethe und dessen Eltern kennen und fertigt Reliefporträts von ihnen an.

Wie freundschaftlich die Beziehungen mit Goethes Familie gewesen sein müssen, belegt die Inschrift, die sich auf dem Original eines der beiden Goetheporträts von Melchior befindet:

„Der Verfasser der Leiden des jungen Werther durch seinen Freund Melchior 1775 nach dem Leben gezeichnet.“

1776 übernimmt Goethe gar die Patenschaft für Melchiors dritten Sohn.

Wie wir aus Briefen der Frau Rat Goethe an ihren seit 1776 in Weimar ansässigen Sohn Johann Wolfgang wissen, weilte Melchior



Goethes Geburtshaus am Großen Hirschgraben in Frankfurt am Main (Zeichnung von Hans Bohn)

auch später noch einige Male zu Besuch im Hause der Goethes in Frankfurt.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten der Höchster Manufaktur und der Tod seines persönlichen Gönners Kurfürst Emmerich Joseph veranlassen Melchior, sich 1779 in der kurpfälzischen Manufaktur Frankenthal zu bewerben.

Sein neuer Arbeitgeber wird eben jener Kurfürst Karl Theodor, der ja auch einmal unser Landesherr war

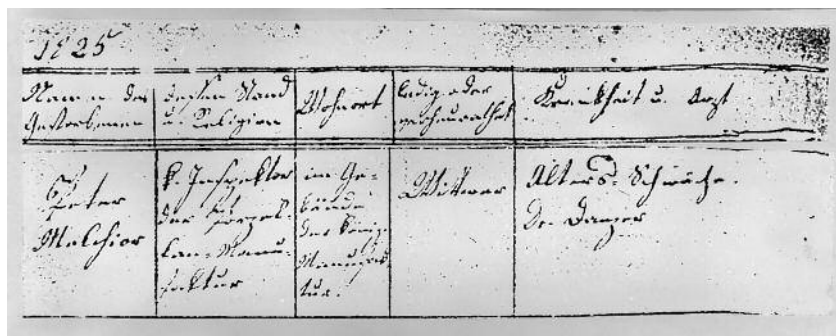
und Ratingen 1785 durch einen Besuch der Baumwollspinnerei Cromford beehrte. In Frankenthal zeigt sich Melchior als ein Meister des keramischen Porträts. Neben diesen Medaillons schafft er wie in Höchst figürliches Porzellan und Entwürfe zu Gefäßen und Geschirren.

Die kunsttheoretischen Schriften, die Melchior in den Frankenthaler Jahren verfaßt, beweisen, welche Bildung und welches Wissen sich der Bauernjunge aus dem fernen Lintorf inzwischen angeeignet hat.

Die Zeit in Frankenthal verläuft nicht sehr glücklich für Melchior. Im Jahre 1787 stirbt seine Frau. Sein ältester Sohn, zeichnerisch begabt wie sein Vater, ist ein Luftikus und Verschwender, was Melchior viel Kummer bereitet. Er hat selbst Schulden und klagt über Krankheiten. In einer Bittschrift an Karl Theodor beschreibt er seine Lage als übel.

Infolge der Revolutionswirren muß die Frankenthaler Manufaktur ihren Betrieb 1791 einstellen, 1794 besetzen französische Truppen den Ort. Melchior ist plötzlich ohne Einkommen und ohne Anstellung. Noch einmal muß er sich ein neues Betätigungsfeld suchen.

1793 läßt sich Melchior als freier Künstler in Nürnberg nieder. Von den wenigen Aufträgen kann er al-



Auszug aus dem Sterberegister

lerdings seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten. Er lebt von dem Einkommen, das seine Tochter als Haushälterin verdient.

Im Mai 1797 wird Melchior Oberaufseher und Modellmeister in der bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg. Bei seiner Bitte um Anstellung, mit der er sich an Kurfürst Karl Theodor, der ja auch Landesherr in Bayern ist, wendet, pocht er selbstbewußt auf seine Rechte aus dem Frankenthaler Kontrakt, der auf Lebenszeit ausgestellt war.

Seinen Dienst in der Nymphenburger Manufaktur tritt Melchior allerdings erst im Oktober 1797 an. Die schwere Krankheit seiner Tochter und der Tod seines ältesten Sohnes erschüttern auch seine Gesundheit und führen zu Depressionen. Melchior spricht von einer „Traurigkeit des Gemüthes“. Schwindendes Selbstbewußtsein, Krankheit und Geldsorgen ma-

chen ihn mißtrauisch gegen sich selbst und gegen seine Umgebung. Er ist von der fixen Idee befallen, man wolle ihn mit Gewalt aus seinem Amte entfernen. Erst der Regierungsantritt des Kurfürsten Maximilian Joseph, des späteren ersten Königs von Bayern, im Jahre 1799 gibt ihm wieder Auftrieb und wirkt sich günstig auf seinen Gesundheitszustand aus. Noch einmal schafft Melchior hervorragende Büsten und Relieffporträts in Biskuitporzellan, entwirft wunderschöne Vasen und erlesenes Tafelporzellan im neuen klassizistischen Empire-Stil.

Neue gesundheitliche Probleme und seine krankhafte Überempfindlichkeit führen schließlich zu Melchiors Entlassung. Am 22. Januar 1822 wird er durch ein königliches Dekret pensioniert. Geplagt von Verfolgungswahn und körperlichen Gebrechen stirbt der 78jährige Melchior einsam und verbittert am 13. Juni 1825. Nur das jüngste seiner sieben Kinder hat ihn überlebt.

Überdauert hat ihn auch sein künstlerischer Ruhm. Die wissenschaftliche Zusammenarbeit verschiedener Autoren am Jubiläumsbuch hat im Melchior-Jahr noch einmal deutlich hervorgehoben, welche Bedeutung dem Werk Johann Peter Melchiors zukommt, welcher Neuerer, aber auch welcher empfindsamer Gestalter er stets war. Das ist, ich muß es noch einmal betonen, um so erstaunlicher, wenn man weiß, daß seine Karriere in der kleinen Waldgemeinde Lintorf begonnen hat.



Die Porzellanmanufaktur Nymphenburg in München

Manfred Buer

Eingeleitet wurde das Melchior-Jahr durch eine Veranstaltung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, der dem großen Künstler in und vor dem ehemaligen Lintorfer Rathaus am 8. März 1997 eine Geburtstagsfeier ausrichtete. Eine Melchior-Schauwand, errichtet vom Museum der Stadt Ratingen als Geschenk an die Lintorfer, konnte an diesem Tag erstmalig im Foyer des Hauses bestaunt werden. Sie erinnert alle Besucher daran, daß Johann Peter Melchior in Lintorf geboren wurde. In der „Rheinischen Post“ vom 10. März 1997 schrieb **Gisela Schöttler** über die Feierstunde der Lintorfer Heimatfreunde:

Biedermeierlich zu Melchiors Ehren

LINTORF. Eine Atmosphäre von Anmut und heiterer Gelassenheit umgab die Feier, die der Verein Lintorfer Heimatfreunde für den berühmtesten Sohn der Gemeinde, Johann Peter Melchior, zum 250. Geburtstag ausrichtete. Zu den rund 100 Gästen, die sich im Foyer des ehemaligen Lintorfer Rathauses drängten, gehörte die politische Prominenz ebenso wie Vertreter von Kultur, Verwaltung und Vereinen.

Wie es sich für einen Geburtstag gehört, gab es Blumen, Geschenke und Musik. Den Blumenkorb setzte das Kinderpaar Dominik und Aline, in zeitgenössischen Kostümen lieblich anzuschauen wie zwei Porzellanfiguren, dem Künstler an seinem Gedenkstein auf dem Vorplatz nieder, während der Caecilienchor von St. Anna mit bezaubernd biedermeierlichem Timbre ein Goethe-Mozart-Lied anstimmte. Besser konnte der Text nicht passen: „...und das Band, das uns verbindet, sei kein schwaches Rosenband.“

Geschenkadressaten gab es gleich mehrfach. Bewundert wurde die neue Melchior-Wand im Rathaus, ein Geschenk der Stadt an die Bürger. Das lebensgroße Foto einer Tischdekoration aus Höchst, ergänzt durch eine kleine Vitrine mit Repliken von Melchiors Türkenkapelle und eine bebilderte Biographie ist überaus anziehend.

Die hervorragende Zusammenarbeit mit dem Museum der Stadt fand besonderen Widerhall, als Heimatfreunde-Vorsitzender Manfred Buer der Leiterin des Stadtmuseums, Dr. Ursula Mildner, die frühe Melchior-Plastik „Schlafender Amor“, eine Ausformung der Keramikfabrik Damm in Aschaffenburg von etwa 1860, als Dauerleihgabe überreichte.

Manfred Buer wußte mit einprägsamen Schilderungen den Lebensweg des Porzellanplastikers zu umreißen. Vom Hütejungen der

winzigen Waldgemeinde, der früh seine Eltern verlor, wurde er durch Förderung des Pfarrers Engelbert Lövenich und dank eigener Energie in drei Manufakturen zu einem anerkannten Künstler, den Goethes Familie ebenso schätzte wie zwei Kurfürsten. Zur besonderen Stimmung der Geburtstagsfeier gehörten das herrliche Frühlingswetter ebenso wie die Flötenduelle von Telemann und Mozart, die das Ehepaar Matthias und Hyo-Jung Neffgen darbot.



Manfred Buer, der Vorsitzende des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, überreicht Dr. Ursula Mildner, Leiterin des Stadtmuseums Ratingen, die Melchior-Plastik „Schlafender Amor“. Rechts Aline und Dominik in ihren Biedermeier-Kostümen

Wir bitten zu Tisch

DIE SCHÖNSTEN DINGE DER TAFELWELT IN IHRER NÄHE

Herrliches Geschirr und edles Porzellan. Klassiker der Besteckmanufaktur und stilvolle Glaskunst. Ausgefällene Tischwäsche und hochwertige Polster- und Dekostoffe. Individuelle Geschenkideen für kleine und große Gelegenheiten. Sonderanfertigung individueller Eßtische. Auf Wunsch Beratung durch einen erfahrenen Innenarchitekten.

TAFELSPITZEN

ATELIER FÜR
TISCH- & WOHNKULTUR
Heike Rose
Speestraße 35, Ecke Post
40885 Ratingen-Lintorf,
Tel. 02102/31103

Johann Peter Melchior's „Schlafender Amor“

Während der Feierstunde zum 250. Geburtstag von Johann Peter Melchior, die der Verein Lintorfer Heimatfreunde am 8. März 1997 veranstaltete, wurde der Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, Dr. Ursula Mildner, die Melchior-Plastik „Schlafender Amor“ als Dauerleihgabe überreicht.

Amor, der römische Gott der Liebe, das Symbol ewiger Jugend, ruht hier auf einem Tuch, das über den für die Modelle Melchior's üblichen Fels-Rasen-Sockel gebreitet ist. Zwei Liebende hat er mit seinen Pfeilen zusammengeführt und ist nach getaner Arbeit eingeschlummert. Auf seinem Gesicht liegen kindlicher Glanz und liebliche Heiterkeit, die Haare sind kraus und weich.

Melchior schuf das Modell „Schlafender Amor“ um 1770 in der Porzellanmanufaktur Höchst. Diese Figur, 30 cm lang, ist wesentlich größer als alle seine anderen Einzelfiguren und zeigt besonders das bildhauerische Talent des Künstlers. Das Motiv eines unbekleidet daliegenden Knaben hat Melchior in Höchst in kleineren Modellen noch zweimal wiederholt, und zwar als „Ruhender Putto“ und als „Schlafender Cupido“. Weitere Amor-Modelle Melchior's sind außerdem ein „Lauschender Cupido“, „Der willkommene Cupido“, „Der verprügelte Cupido“, „Cupido auf dem Löwen“, „Cupido beim Opfer“, „Venus mit Cupido und Taubenpaar“ sowie „Venus und Amor“.

In Friedrich H. Hofmann's Melchior-Biographie von 1921 werden

noch zwei weitere Amor-Darstellungen erwähnt. Ein besonders schönes Einzelstück Melchior's ist ein etwa 1790 gefertigter Gebrauchsgegenstand: Ein Marmorrelief als Briefbeschwerer. Im Jahre 1793 überreichte Melchior dieses Kunstwerk seinem Gönner Kurfürst Karl Theodor zusammen mit einem Bittgesuch, denn er war in finanzieller Not. In seiner Selbstbiographie erwähnt Melchior die Arbeiten, an denen er mit besonderer Liebe hing. Der marmorne Amor war darunter.

Unter den verschollenen Arbeiten Melchior's wird unter der Nr. 8 ein „Ruhender Amor“ aufgeführt, ein Alabasterbild für den Fürsten von Thurn und Taxis.

Eine Porzellanausformung des Höchstler Modells von 1770 ist in dem zur Jubiläums-Ausstellung des Museums der Stadt Ratingen erschienenen Melchior-Buch auf S. 57 abgebildet und befindet sich im Besitz des Landesmuseums Mainz.

Die hier abgebildete Ausformung in Steingut wurde ca. 1860 in der Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg gefertigt. Sie ist mit dem Höchstler Rad und dem D für Damm sowie der Ritznummer 12 gezeichnet. Nach der alten Verkaufsliste der Firma Damm betrug der Preis damals 6 Gulden oder 24 Mark.

Der „Schlafende Amor“ wurde in einem Antiquitätengeschäft in Aschaffenburg entdeckt und war eine Zeitlang in Lintorfer Privatbesitz. Mit dem Wunsch, die Figur der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, erwarb der Verein Lintorfer Heimatfreunde den Amor, um ihn zum 250. Geburtstag Melchior's dem Museum der Stadt Ratingen zur Verfügung zu stellen. Er vervollständigt seither die große und schöne Porzellansammlung von Arbeiten Johann Peter Melchior's im Museum der Stadt Ratingen.

Norbert Kugler



Johann Peter Melchior: „Schlafender Amor“, Modell: Höchst um 1770
Ausformung in Steingut durch die Firma Damm in Aschaffenburg um 1860

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
INH. I. HASSEL

LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102) 3 50 33/34
FAX (02102) 3 64 15

Johann Peter Melchior

1747 – 1825

Johann Peter Melchior, an dessen 250. Geburtstag wir uns in diesem Jahr erinnern dürfen, gehört zu den großen deutschen Bildhauern, und er ist – sicher zu unrecht – deshalb nicht so bekannt geworden, wie er es verdient hätte, weil er sich vorwiegend eines künstlerischen Mediums bediente, des Porzellans, das mit dem Begriff „Kunsthandwerk“ ungerechterweise negativ belastet ist. Dabei war Melchior – auch – nacheinander Hofbildhauer am kurmainzischen, am kurpfälzischen und am kurbayerischen, dem später königlichen Hof in München, er stand also sein ganzes Leben lang in allerhöchsten Diensten, denn diese Fürsten zählten im alten wie im nachnapoleonischen Reich zu den ranghöchsten Reichsfürsten.

Dieser Bildhauer hat von Lintorf aus seinen Weg gemacht, dort wurde er am oder kurz vor dem 10. März 1747 geboren, denn an diesem Tage wurde er getauft, und hier wird man sicher auch zuerst seine künstlerische Begabung erkannt haben, denn sonst hätte er seinen Weg nicht gehen können.

Zu dem 250. Geburtsjahr des Künstlers ist ein umfängliches Werk über den Bildhauer erschienen, und der Umstand, daß der Schreiber dieser Zeilen an diesem Buch nicht ganz unbeteiligt ist, verbietet es ihm, dieses Buch an dieser Stelle zu loben. Es darf aber doch festgestellt werden, daß der Stand der Melchior-Forschung sich in diesem vom Arachne Verlag betreuten Buch sehr anschaulich verfolgen läßt. Und wenn es eine solche Melchior-Forschung seit nunmehr etwa 100 Jahren gibt, dann sagt das natürlich auch etwas über den Rang dieses Meisters aus, denn die kunstwissenschaftliche Forschung wird wohl kaum über einen so langen Zeitraum einen Unwürdigen in den Mittelpunkt von wiederholten Betrachtungen stellen, es sei deshalb auf die Literaturzusammenstellung in dem jetzt publizierten Buch verwiesen, auch wenn dort natürlich viele Bücher und Aufsätze genannt werden mußten, die nur im kunsthistorischen Kontext mit

dem Bildhauer in dem Buch vorkommen.

Es kann an dieser Stelle nicht nochmals das Werk des Bildhauers Melchior ausgebreitet werden, das würde – wie man an dem neuen Buch leicht nachprüfen kann – einen viel zu großen Platz einnehmen; aber gerade in dieser Zeitschrift darf, ja muß man die Frage stellen, welche Bedeutung Johann Peter Melchior für die Kunstgeschichte seiner Zeit hatte.

Hier muß nun zuerst einmal die sehr lange Lebensarbeit Melchiors in Erinnerung gerufen werden, denn sie begann 1765 in Höchst und endete 57 Jahre später im Jahr 1822 in Nymphenburg, drei Jahre vor seinem Tod. Melchior begann in den letzten Jahren des Barock und endete im Biedermeier, die Welt um ihn herum hatte sich vollständig verändert, und der Künstler Johann Peter Melchior mußte unter den veränderten Ansichten stets neue Gestaltungen finden, wenn er immer wieder auf der Höhe der Zeit bleiben wollte. Aber was ist denn das, die „Höhe der Zeit“? Es ist nicht leicht, auf diese einfache Frage eine allgemein gültige und umfassend befriedigende Antwort zu geben, zumal die Höhe der Zeit kein Punkt ist, kein Ort, an dem sich ein Künstler ausruhen könnte. Eine Erklärung dieses Begriffes kann, besonders im Hinblick auf einen im wörtlichsten Sinne „bildenden

Künstler“, also keine Ortsbeschreibung sein, denn die Höhe der Zeit ist kein Berg, von dem in unserem Falle der Bildhauer Melchior auf seine Zeitgenossen herabgesehen hätte; er war vielmehr stets mitten unter ihnen, und ganz besonders war er unter seinen Mit-Künstlern aus den anderen Bereichen der Kunst: Er muß ihre Musik, ihre Dichtungen, ihre Gebäude und alle ihre Formen verstanden haben, wenn er in seinem Felde, in der Bildhauerkunst, den anderen Klängen entsprechende Formen gestalten wollte. Eine solche Kunst findet sich nicht in der Einsamkeit eines isolierten Ateliers. Melchior mußte vielmehr stets auf die Menschen seiner Zeit zugehen, wenn er ihre Gedanken und Gefühle in eine bildhauerische Form bringen wollte. Man kann also sagen, daß der Bildhauer Johann Peter Melchior sich stets mitten im Leben seiner Zeit befand, vor allem auch mitten im geistigen Leben, das sich darum in exemplarischer Weise in seinem Werk spiegelte. Ein Gang durch das Werk Melchiors ist zugleich ein Streifzug durch die Geistesgeschichte seiner Epoche.

Allein ein Blick auf die politische Geschichte seiner Zeit macht deutlich, welche Veränderungen in den Jahrzehnten seines künstlerischen Wirkens stattgefunden haben. Als Melchior in Höchst in kurmainzische Dienste trat, war der Siebenjährige Krieg zwischen Österreich und Preußen erst wenige Jahre vorher zu Ende gegangen, und in Berlin und Wien regierten noch die Herrscher, die so viele Jahre Krieg gegeneinander geführt hatten: Friedrich und Maria Theresia. Und sie beide haben ihre Zeit in so eindrucksvoller Weise geprägt, daß man gerne von dem friderizianischen Zeitalter in Preußen ebenso spricht wie in Wien von der Epoche der Maria Theresia, und weil sie die wichtigsten Auftraggeber in ihren Ländern waren, gilt das in besonderer Weise für die Kunst.

Beide waren nahezu gleichaltrig, Friedrich wurde 1712 geboren und Maria Theresia kam 1717 zur Welt;



Amor als Weltenbezwinger, 1770 - 1775,
Höchster Porzellan,
Landesmuseum Mainz

der Mainzer Kurfürst Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, der Melchior ganz besonders gefördert hat, war sogar einige Jahre älter, denn er wurde 1707



Porträtbüste Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, 1770, Höchstler Porzellan, Historisches Museum der Stadt Frankfurt

geboren, sein Nachfolger in Mainz, Friedrich Karl Joseph von Erthal, kam im Jahr 1719 zur Welt; Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und ab 1777 auch von Bayern, wurde erst 1724 geboren. Diese Herren und Auftraggeber Melchior's waren also alle älter als ihr Bildhauer, durchweg war es meist mehr als eine Generation; lediglich sein letzter Landesfürst, der Kurfürst und seit 1805 König von Bayern, Max IV. (I.) Joseph, wurde erst 1756 geboren und war damit eini-

ge Jahre jünger als sein Hofbildhauer. Natürlich waren die Kurfürsten nicht die alleinigen Auftraggeber für ihre Manufakturen, aber sie haben doch in ganz wesentlicher Weise den Stil, die Mode und den Geschmack an ihren Höfen und Residenzen bestimmt. Man darf deshalb annehmen, daß aus dem Altersunterschied zwischen den jeweiligen Landesherrn und ihrem Hofbildhauer ein sicher fruchtbares Spannungsverhältnis abzuleiten ist, denn die vorwärtsdrängende Jugend des Bildhauers mußte sich – gerade in seinen ersten Jahren in Höchst – dem wohl zunächst mehr retardierenden Einfluß des Hofes anpassen. Man spürt das gerade an seinen frühen Arbeiten in Höchst, wo Melchior die eindrucksvollste Entwicklung erlebt haben dürfte, vor allem was seine Gestaltungsweise angeht.

Zu der Gesamtentwicklung des Künstlers Melchior gehört der Umstand, daß die große Vielfalt der barocken Bildthemen, mit denen er sich in Höchst noch auseinandersetzen hatte, mehr und mehr aus der Mode kommen sollte; es war also die Geistesgeschichte, die den Bildhauer zwang, sein Repertoire zu verändern. Dieser Umstand erlaubte es ihm auf der anderen Seite, sich im Verlaufe seines Lebens auf die verbleibenden Aufgaben zu konzentrieren, und das waren vor allem die unterschiedlichen Formen der Bildnisgestaltung; darüber hinaus ha-

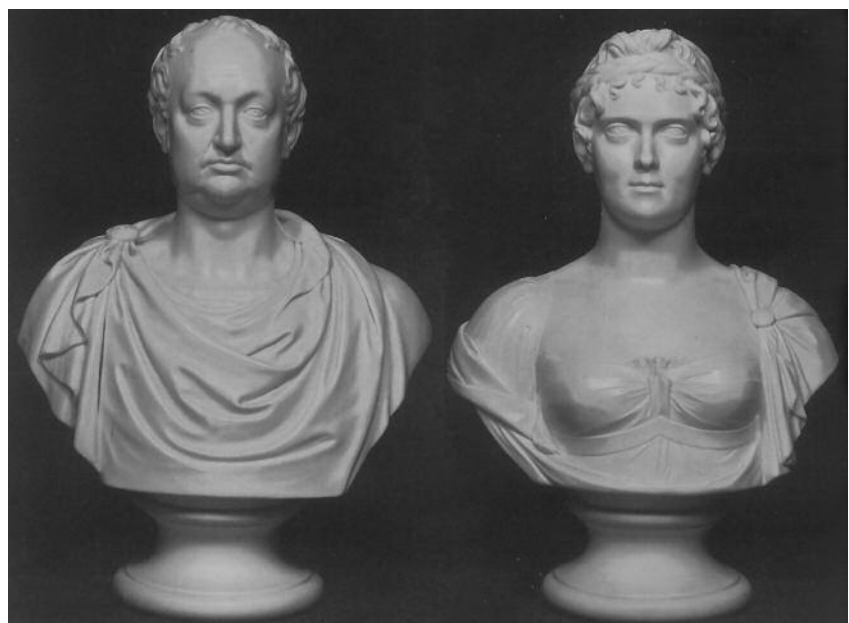
ben die Arbeiten von Katharina Hantschmann und Stefanie Ohlig gezeigt, daß Melchior sich auch in seinem ganzen künstlerischen Leben mit den Formen der Tafelgeschirre beschäftigt hat. Melchior stand in dieser Beziehung in der Tradition, die Johann Joachim Kaendler und seine Mitarbeiter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Meißen begonnen hatten, daß nämlich der Modellmeister der Manufaktur einen bestimmten Einfluß auf die Form der Tafelgeschirre zu nehmen hatte. Während Kaendler indessen eher Geschirre für die fürstliche Tafel oder für den Hofadel schuf, wirken die Service Melchior's mehr bürgerlich, sie sind auf jeden Fall nicht nur für herausgehobene Personen von Stand bestimmt.

Wie kaum ein anderer bildender Künstler hat Melchior das Menschenbild seiner Zeit begleitet, von seinen frühesten Anfängen bis in seine letzten Jahre hinein hat er Bildnisse geschaffen, Menschen aus den höchsten fürstlichen Rängen haben ihr Abbild ihm ebenso anvertraut wie einfache Bürgersleute, die es sich leisten konnten, sich von dem Hofbildhauer porträtieren zu lassen. Wenn wir uns heute von den handelnden Personen des Mainzer und des Mannheimer Hofes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einigermaßen ein Bild machen können, dann verdanken wir dies der Bildniskunst Johann Peter



Kurfürst Karl-Theodor
Biskuit-Porzellan

Nachformung vor 1908 nach der Urform Erkenbert-Museum der Stadt Frankenthal



König Maximilian I und Königin Caroline von Bayern, Nymphenburg, Modelle 1808 und 1809, Biskuitporzellan, Bayerisches Nationalmuseum

Melchior, und am Hofe des ersten bayerischen Königs Max I. Joseph war er der Meister, dem die königliche Familie ihre Bildnisse in Auftrag gab.

Die frühesten Höchster Bildnisse Melchior sind wohl noch vor 1770 entstanden, sie gehören also noch dem ausklingenden Barock an, und wenn man bedenkt, daß Melchior mehr als 50 Jahre künstlerisch gestaltend arbeitete, so kann man an seinen Bildnissen den Wandel des Menschenbildes verfolgen: Wir finden also noch jene Herren des alten Reiches ebenso in seinem Werk wie die nachfolgenden Revolutionäre, die Generation des Wiener Kongresses ebenso wie jene des aufblühenden Biedermeier. Es ist die Zeit, die wir nach ihrem bedeutendsten Dichter gerne „Goethezeit“ nennen, und da diesen beiden Künstlern Goethe (1749–1832) und Melchior (1747–1825) auch nahezu die gleiche Lebenszeit beschieden war, ist dieser Epochenbegriff für unseren Bildhauer sehr gut anwendbar.

Unter den Bildnisarbeiten Melchior nehmen seine etwa handspannengroße, meist hochovalen Medaillons den überwiegenden Raum ein, allerdings hat er auch eine ganze Reihe von Bildnisbüsten geschaffen. Weil die Gestaltung der Büsten viel aufwendiger ist als die der flachen Medaillons, blieb diese Bildnisform wohl nur sehr hochgestellten Personen vorbehalten, in Mainz etwa dem Kurfürsten und in Nymphenburg den Mitgliedern der königlichen Fami-

lie. Zu den bemerkenswerten Ausnahmen aus der Nymphenburger Zeit Melchior zählen zwei Büsten, die dem großen Verwandter dieser Epoche gewidmet waren, Napoleon Bonaparte: Aus dem Jahr 1799 ist es ein Bildnis des Konsuls und von 1801 eines des Generals. Die beiden Bildnisse stammen also aus einer Zeit, bevor Napoleon ganz Europa mit seinen Kriegen überziehen sollte und in der man in



Napoleon als General, Nymphenburg, 1801, Biskuitporzellan, Bayerisches Nationalmuseum

ihm eine Hoffnung für die politische Entwicklung des Kontinents gesehen hat. Napoleon war in diesen frühen Jahren auch noch nicht in eine verwandtschaftliche Verbindung zu dem regierenden Haus in Bayern getreten, denn die älteste Tochter des Königs Max I. Joseph, die Prinzessin Auguste (1788 – 1851), heiratete erst am 14. 1. 1806 den Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais (1781–1824), den späteren Herzog von Leuchtenberg. Als diese Heirat zustande kam, war Napoleon bereits Kaiser der Franzosen, und Beethoven hatte die Widmung seiner 3. Sinfonie an den ersten Konsul bereits zerrissen und die Kriege des Kaisers gegen Österreich, Deutschland und Rußland begannen gerade in dieser Zeit. Es ist bezeichnend, daß aus diesen Jahren von Melchior keine Napoleon-Bilder bekannt sind.

Alle Bildnisse Melchior sind auch hervorragende Zeitzeugnisse, besonders was die Haarmode an-

geht: Auf den frühen Höchster Arbeiten sind die Herren noch mit Perücken geschmückt, und man kann an den Bildnissen Melchior ablesen, wann dieser Kopfschmuck aus der Mode kam, man kann auch sagen, von der Revolution als Symbol der alten Herrschaft von den Köpfen entfernt wurde. Melchior hat also keine Mode kreiert, er hat sie vielmehr in vollendeter Weise abgebildet.

Der Bildhauer Johann Peter Melchior war ein überaus produktiver Künstler, einfacher gesagt, er war sehr fleißig. Wir wissen aus seiner Höchster Zeit, daß er im Jahr etwa 30 Modelle geschaffen hat, in den 15 Jahren von 1765 bis 1779 könnten das etwa 400 Figuren und Gruppen gewesen sein. Und selbst wenn man davon ausgehen muß, daß es in Frankenthal und Nymphenburg nicht ganz so viele Modelle gewesen sind, so darf man doch feststellen, daß Melchior ein ungewöhnlich reiches und von den Bildthemen her auch ein sehr vielfältiges Werk geschaffen hat.

So wie Johann Joachim Kaendler (1706–1775) die deutsche Porzellansculptur in der ersten Jahrhunderthälfte ganz wesentlich bestimmt hat, so wie Bustelli die Rokoko-Sculptur im Porzellan zu einer unübertrefflichen Vollendung führte, so hat Johann Peter Melchior in den letzten dreieinhalb Jahrzehnten des 18. und in den ersten gut 20 Jahren des 19. Jahrhunderts der Porzellanplastik immer neue Aspekte und neue Formen geschenkt. Dabei waren diesen drei Künstlern ganz unterschiedlich lange Arbeitszeiten vergönnt: Kaendler arbeitete von 1731 bis 1775 immer nur in Meißen; Bustelli blieben bis zu seinem frühen Tode 1763 nur knapp zehn Jahre in Nymphenburg; dagegen konnte Melchior in drei Manufakturen 55 Jahre schaffen, und überall, wo er arbeitete, setzte er Entwicklungen in Gang und schuf Kompositionen und Bildinhalte, die man in dieser Form so dort noch nicht kennengelernt hatte. Er wart stets ein Neuerer und offenbar niemals mit dem Erreichten zufrieden, und gerade darin dürfte das Geheimnis seines Erfolges gelegen haben, denn ein zufriedener Künstler ist immer ein alter Künstler, und das war Melchior nie.

Dr. Horst Reber



Porträtmedaillon Johann Wolfgang Goethe, 1774 - 75, Gips, moderner Nachguß, Weimar, Schloß Tiefurt

Melchior: Neue Fragen, offene Antworten

Der 250. Geburtstag von Johann Peter Melchior, der mit einer exemplarischen Übersichtsausstellung im Museum der Stadt Ratingen und einer Monographie das Werk und die Person Melchiors würdigen sollte, hat mehr neue Fragen aufgeworfen als alte beantwortet.

Peter Volk konnte die Frage nach dem Lehrmeister Melchiors präzisieren und Stefanie Ohlig hatte an dieser Stelle die Gelegenheit, die Kenntnisse und Überlegungen zu Melchiors Anteil an der Produktion der Geschirre in Höchst zusammenzufassen. Katharina Hantschmann, die in ihrer Dissertation schon die Nymphenburger Geschirre Melchiors identifiziert hatte, fand eine gerechte Würdigung der Porträtkunst Melchiors. Der Text von Christiane Werhahn stellt – wie auch die Ausstellung – zum ersten Mal die verschiedenen Ausformungen der Modelle von Melchior nebeneinander und bietet dem Sammler ein unschätzbare Kompendium für die Beurteilung von Original, Nachbildung und Fälschung.

Auch die kunsttheoretischen Überlegungen sind jetzt zum ersten Mal untersucht worden. Sie zeigen Melchior als einen Künstler, bei dem sich die Tradition des französischen Klassizismus, wie er in der Decorumtheorie seinen Niederschlag gefunden hat und über die Akademien seit dem Ende des 17. Jahrhunderts verbreitet wurde, mit den Strömungen der Empfindsamkeit, die besonders das 18. Jahrhundert kennzeichnet, begegnen. Das Decorum befaßt sich mit den Fragen der richtigen Darstellung und weist die Existenz eines vom Inhalt abhängigen Stiles auf. Was Panofsky 1961 für Poussins Darstellungen der epischen und der lyrischen Dichtkunst nachweisen und was 1983 im Rahmen einer Dissertation für das Gesamtwerk Poussins habhaft gemacht werden konnte¹, nämlich die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Stile im Werk eines Künstlers, kann für Melchior noch Datierungsänderungen ergeben.

Als Künstler wie als Person ist Melchior bisher fade geblieben. Nach dem plötzlichen Tod seines Gön-

ners Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim 1774 hat Melchior nie mehr die Möglichkeit bekommen, sein Talent an weiteren großplastischen Arbeiten zu zeigen und zu entwickeln. Er ist in die Kunstgeschichte als ein Meister der Kleinplastik in Porzellan eingegangen, der wohl mit seinen Kinderfiguren die traditionelle Darstellungsweise durchbrochen hat, jedoch ohne „dramatisches“ Geschick blieb. Auch die oft engen Grenzen der kunsthistorischen Betrachtungsweise ließen ein differenzierteres Persönlichkeitsbild Melchiors nicht zu.

Die Berücksichtigung eines Porträts von Johann Georg Edlinger, das in eine Reihe von Darstellungen in München ansässiger Illuminaten gehört und zwischen 1790 und 1800 datiert wird, wirft Fragen auf, die vielleicht weiteren Aufschluß über Melchiors Werdegang und seine Intentionen geben können. Der Geheimbund der Illuminaten ist eine Sonderform der Freimaurerei; er wurde 1776 von Adam Weishaupt in Bayern gegründet und fand seine Blütezeit zwischen 1780 und 1783 unter dem Vorsitz



Karl Theodor von Dalberg - Jugendbild
Egid Verhelst d.J.,
Kupferstich um 1765/70,
Museen der Stadt Aschaffenburg

des Freiherrn Adolf von Knigge. In dieser Zeit wurde auch der kurmainzische Statthalter von Erfurt und spätere Koadjutor Karl Theodor von Dalberg (1744-1817) angeworben. Dalberg war noch im Dienst des Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph, als Melchior in Höchst seine Beschäftigung aufnahm. Ob Dalberg schon vorher Mitglied einer Freimaurerloge war, ist bisher nicht eindeutig nachgewiesen. Die Vermutung besitzt große Wahrscheinlichkeit, da schon der Vater Dalbergs einen adeligen Logen-Zirkel auf seinem Schloß unterhielt² und sich der jüngere Bruder Wolfgang Heribert nachweislich in Heidelberg engagierte³. Dotzhauer führt weiter aus, daß die traditionelle frankophile Orientierung des rheinischen Adels im allgemeinen und des Mainzer Kreises um den Hofkanzler Friedrich Graf Stadion im besonderen der französischen Spielart der Freimaurerei zugetan waren, da hier die Freimaurerei und die Aufklärung „wenn nicht identisch, so doch symbiotisch miteinander verquickt waren“.

Wegen der weiten Verbreitung der Freimaurerei im rheinischen Raum und ihrer Wertschätzung in Mainz stellt sich die Frage, ob nicht hierüber die Verbindung Melchiors zum Mainzer Hof zu suchen sein könnte, darüber hinaus eine Verbindung über Aachen und den Eifler Raum nicht bis nach Lintorf nachzuvollziehen ist, zumal der Reichsgraf von Schall-Riaucour, ein Schwiegersohn des ehemaligen Hofkanzlers Friedrich Graf von Stadion, Geheimrat und Landhofmeister im Herzogtum Berg der pfälzischen Kurfürsten war.

Im Buch wurde schon darauf hingewiesen, daß das Beziehungsgeflecht zwischen Frankfurt und

1) Vgl. Ursula Mildner, Das Decorum. Herkunft, Wesen und Wirkung des Sujetstils am Beispiel Nicolas Poussins, St. Augustin 1983

2) Vgl. Winfried Dotzhauer, Freimaurergesellschaften am Rhein, Wiesbaden 1977, 50

3) Vgl. Hans-Jürgen Schings, Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten, Tübingen 1996, 151, Anm. 95

Mainz, in dem sich Melchior befunden hat, bisher nur angedeutet ist. Während dort der Blick auf das Umfeld von Goethe und die Freundeskreise gerichtet war, soll er jetzt auf den Mainzer Bereich gelenkt werden. Es ist bekannt, daß Karl Theodor von Dalberg 1772 Arbeiten von Melchior, darunter auch die große Musikantengruppe, nach Paris an den Kupferstecher Johann Georg Wille geschickt hat. Zur gleichen Zeit hat Melchior auch ein Porträt-Relief von Dalberg angefertigt, das er aus Anlaß der späteren Wahl Dalbergs zum Koadjutor noch einmal auflegte. Von Dalberg wiederum ist durch dessen ersten Biographen Georg Wilhelm Zapf (1796) bekannt, daß er ein großer Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften war, auf seiner Kavallerstour in Rom von Winckelmann in die antike Kunst eingewiesen worden ist und neben den damals bekannten Kunstsammlungen sich nicht gescheut habe, auch Manufakturen einen Besuch abzustatten⁴.

Ein anderer Förderer Melchiors war Karl Friedrich Willibald von Groschlag, der Nachfolger Stadions am Mainzer Hof. Auffallend ist, daß beide Förderer Melchiors wie auch die anderen Funktionsträger am Hofe Emmerich Josephs Schüler oder Vertraute Stadions waren. Stadion hatte in Mainz noch vor dem Regierungsantritt Emmerich Josephs Wirtschafts- und Bildungsreformen betrieben und war von seinen Gegnern 1762 zum Rücktritt gezwungen worden. Er war ein leidenschaftlicher Anhänger Voltaires und verfolgte in Anlehnung an dessen Theorie von einer Revolution des Geistes statt einer der Tat in der praktischen Politik eine gemäßigte Richtung⁵. Wie Klaus Rob weiter ausführt, sah Stadion im Vergleich mit den protestantischen Territorien einen Zusammenhang zwischen Lebensstandard und politischer Emanzipation. Deshalb standen Bemühungen um einen wirtschaftlichen Aufschwung und eine Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus im Vordergrund. Zwischen Emmerich Joseph und Stadion bestand ein vertrauensvolles Verhältnis und nach dessen Wahl zum Kurfürsten am 5. Juli 1763, wird der schon erwähnte Karl Friedrich Willibald von Groschlag, ein Schüler und spätere



Johann Peter Melchior: Porträtmedaillon des Vizehofmeisters Karl Friedrich Willibald von Groschlag. Um 1772, Höchster Porzellan. Landesmuseum Mainz

rer Schwiegersohn Stadions, zu dessen Nachfolger ernannt, allerdings mit der Einschränkung, nur Vizehofmeister zu sein. Der Hofmeisterposten wurde nicht besetzt. Groschlag hatte sich übrigens während des Siebenjährigen Krieges von 1758 bis 1761 als kurmainzischer Gesandter am Hof von Versailles aufgehalten, wo er auch schon in den 40er Jahren gewesen war. 1765, zum Zeitpunkt ihrer Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, hatte er die Oberaufsicht über die Porzellanmanufaktur in Höchst; er war es auch, der Melchior zum Hofbildhauer bestimmte, als dieser nach Berlin abgeworben werden sollte. Ihm zur Seite trat ein anderer Schüler Stadions, Franz Hermann Anselm von Benzel-Sternau; beide Männer, die die Kontinuität des Programms von Stadion verbürgten, führten auch den jungen Dalberg in den Staatsdienst ein.

Der Inhalt der Bildungsreform wirft auch ein Licht auf die späteren pädagogischen Bemühungen Melchiors. Hans Hainerbach⁶ beschreibt deren Ziele, wie sie über die Zeitschrift „Bürger“ ab 1765 von dem Hofgerichtsrat Steigentesch an der Kirche vorbei an die Öffentlichkeit gebracht wurden: Die Ausbildung des „Guten Geschmack“ als Synonym für die staatsbürgerliche Erziehung. Der Zugang zu Dichtung und Literatur sollte niveaubildend wirken, auf daß sich der „Gute Geschmack“ zwangsläufig in der „fortschrittlichen, glückbringenden Staatsord-

nung wiedererkennen muß“. Die Staatsform war die des aufgeklärten Absolutismus. Hierzu parallel war eine Aufwertung der deutschen Sprache durch die Dichtung notwendig. Bisher waren differenzierte Sachverhalte entweder in lateinischer oder französischer Sprache ausgedrückt worden, was zur Folge hatte, daß sich die Alltagssprache nicht weiterentwickeln konnte und auf einem niedrigen Niveau befand. Melchior, der keine akademische Ausbildung erfahren hatte, beklagte später in seiner Schrift über das sichtbare Erhabene in der Kunst den Mangel an Ausbildungsqualität einerseits und andererseits die Unverständlichkeit akademisch verfaßter Texte über Kunst.

Karl Theodor von Dalberg blieb ein unermüdlicher Förderer der Kunst und der damit in Verbindung stehenden Ideen einer „ästhetischen Erziehung“. Als kurmainzischer Statthalter von Erfurt war Dalberg ein gesuchter Gesprächspartner Goethes und des Weimarer Kreises. Dalberg, der neben seinen Staatsgeschäften und deren theoretischer Fixierung immer wieder auch Schriften zur Kunst, über das Universum und das Wesen der Erkenntnis verfaßte, bezeichnete sich selbst als dilettierenden Schönggeist, und als solcher wurde er auch von seiner Umgebung eingestuft. Dennoch war er wegen seiner Offenheit, Begeisterungsfähigkeit, Sensibilität und Bildung beliebt. Dieser Charakterzug wird schon dem jungen Dalberg von Zapf bestätigt, und es ist sicher anzunehmen, daß er auch dem zwei Jahre jüngeren Melchior zugute gekommen sein dürfte⁷.

An dieser Stelle kann kein auch nur andeutungsweise befriedigender Vergleich der Intentionen Dalbergs und der Melchiors anhand ihrer vorliegenden Schriften angestellt werden. Hier lohnt sich eine spätere Publikation. Der Wunsch

4) Klaus Rob, Karl Theodor von Dalberg, Frankfurt 1984, 58. – Vgl. auch Antje Freyh, Karl Theodor von Dalberg, Ein Beitrag zum Verhältnis von politischer Theorie und Regierungspraxis in der Endphase des Aufgeklärten Absolutismus. Frankfurt 1978

5) Vgl. Klaus Rob, 1984, 65ff

6) Studien zum literarischen Leben der Aufklärungszeit in Mainz, Diss. Gießen 1936

Melchior, mit seiner Abhandlung über das sichtbare Erhabene in der Kunst dem angehenden Künstler eine Handreichung darzubieten, um seine Wahrnehmungs- und Darstellungsfähigkeit zu sublimieren, stehen dem Mainzer Reformkreis und den späteren Überlegungen Dalbergs nahe. Nach Melchior führt das Wissen und Erkennen von Kunst in der Stilart des Erhabenen zu „tausend Annehmlichkeiten“ im menschlichen Leben, sanfteren und edleren Sitten, was einem Staate sowohl zum Nutzen als auch zur Pracht und Zierde gereichte. „Mir würde es Ehre genug seyn, auch nur die Aufklärung eines einzigen wichtigen schweren Theils der Kunst veranlaßt zu haben⁹.“ Auch das herzliche Verhältnis zu seinem Schüler Landolin Ohnmacht läßt die gleichen Rückschlüsse zu.

An dieser Stelle soll nur noch auf zwei weitere Anhaltspunkte verwiesen werden, die ein Licht auf Melchior und sein Werk werfen könnten. Während der Ausstellung wurde immer wieder die Frage laut, inwieweit die Kinderfiguren Melchiors dem alten oder neuen Zeitgeist entsprächen. Insbesondere ging es um das erotische Verständnis des Ancien Régime und die antierotische Haltung, wie sie an der Bewegung des Sturm und Drang letztendlich kenntlich ist¹⁰. Hierzu sollte Sophie von La Roches Buch über die Geschichte des Fräuleins von Sternheim herangezogen werden, wo die Autorin sehr deutlich zwischen einer alten dekadenten Form, wie sie in Adelskreisen angeblich üblich war, und einer neuen Tugendbewegung, die sich über eine sentimentalische Bildung in der bürgerlichen Bildungsgesellschaft und einer aufgeklärten Adelschicht entwickelt hat, unterscheidet¹¹.

Sophie von La Roches ist noch aus einem weiteren Grund interessant. Sie war eine Schwiegertochter des Grafen Stadion, verheiratet mit dessen unehelichem Sohn Georg Michael und lebte nach Stadions erzwungenem Austritt aus dem öffentlichen Amt mit ihm in einem Haushalt. Sophie von La Roches steht mit ihrem Buch ganz im Ideenkreis ihres Schwiegervaters. Gemessen an ihrer Beschreibung sind die Kinder Melchiors keine als Landvolk verklei-

deten Adelskinder, sondern Träger der Anmut und Natürlichkeit, wie sie jedes Kind zum Ausdruck bringt, das in einer behüteten und wohlbestallten Umgebung aufwächst, so wie sie von einem aufgeklärten Geist in seiner Umgebung verwirklicht wird.

Das Buch von Sophie von La Roches wurde von dem Dichter C. M. Wieland veröffentlicht, der über die Familie La Roches in Kontakt zu Dalberg kam, den er 1771 als designierter Statthalter von Erfurt auf seiner Reise ins Rheinland antraf. In einem Brief an Sophie vom 30. 5. schreibt er, er habe an dem „vortrefflichen jungen Mann... Genie“ entdeckt und einen erstaunlichen „Grad von Talenten, Wissenschaft und Fähigkeit“. In seinem Reisebericht vom gleichen Tag berichtet Wieland darüber, daß er den Kurfürsten Emmerich Joseph in Höchst besucht habe, und es ihm möglich gewesen war, eineinhalb Stunden mit ihm allein zu sprechen¹².

Eine weitere Bemerkung gilt dem Kurfürsten Carl Joseph von Erthal, dem Nachfolger Emmerich Josephs. Dessen reaktionäre Haltung wird als einer der Gründe angeführt, warum Melchior die Manufaktur in Höchst verlassen hat. Wenn man den Werdegang Erthals und dessen Handlungsweise näher betrachtet, wird diese Vermutung untermauert und Melchior als eine eher bedeutende Persönlich-

keit erkennbar, die sogar eine öffentliche Gefahr darstellen konnte, weil sonst die Distanzierung Erthals wenig Sinn macht. Erthal war weniger konservativ als opportunistisch. Zur Zeit Emmerich Josephs hatte er dessen Reformbestrebungen mitverfolgt und sich nach dessen Tod davon distanziert, um als Nachfolger gewählt zu werden. Mit Schrecken war im übrigen Deutschland dessen Rückkehr zu „überwunden geglaubten Zeiten“ registriert worden, zumal Erthal sich als religiöser Eiferer darstellte, der bei der Rückführung zu den alten Verhältnissen nichts und niemanden schonte. Die neuen Professoren in Mainz wurden eingesperrt, der Publizist Steigentesch symbolisch verbrannt, die Bibliothek Emmerich Josephs versteigert, mit der Rückkehr der Jesuiten die reine Sittenlehre katholischer Lesart wieder eingeführt und schöngeistige Literatur als verdammungswürdig abqualifiziert, das gesamte Ministerium gegen Männer der zweiten Wahl ausgetauscht und Bentzel und Groschlag endgültig von ihren Ämtern dispensiert¹³. Erst in den 80er Jahren kehrte Erthal aus Nützlichkeitsrücksichten zu den Reformbewegungen zurück, nachdem das Land, das Emmerich Joseph schuldensfrei hinterlassen hatte, wieder verschuldet war und Erthal unter dem Einfluß seiner Mätresse Mme Coudenhoven zu einer seiner Selbstdarstellung dienenden freizügigen Hofhaltung gefunden hatte. Als er sich jedoch durch den Einfluß der Freimaurer, Illuminaten und Lesegesellschaften in seiner Stellung wieder bedroht glaubte, zog er sich abermals auf alte Positionen zurück.

Dr. Ursula Mildner
Klaus Thelen



Kurfürst Friedrich Carl Josef von Erthal
Johann Blazer, Kupferstich um 1780/90
Museen der Stadt Aschaffenburg

7) Vgl. Freyh, 1978 und Rob, 1984

8) Eine Zusammenfassung der Schriften Dalbergs findet sich bei Freyh, 1978

9) In seiner Abhandlung über das sichtbare Erhabene, abgedruckt in der Monographie Melchior bei Friedrich H. Hofmann, München, Berlin, Leipzig 1921, 93

10) Vgl. L. Balet/E. Gerhard, Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jh., Frankfurt 1972, 399ff

11) Leipzig 1971; neu bei Reclam 1983

12) Briefe an Sophie La Roches, hg. v. F. Horn, 1820, 89ff

13) Vgl. Rob, 1984, 83ff

Johann Peter Melchior und die Entwicklung der Tafeldekoration in Höchst

Noch bis vor kurzem galt die Mitwirkung von Johann Peter Melchior an der Geschirrgestaltung in Höchst und in Nymphenburg als ungeklärt. Als Schlüsselwerk für Melchiors Anfänge bei der Servicegestaltung in Höchst konnte im neuerschienenen Melchior-Jubiläumsbuch eine prachtvolle Deckelterrine aus Höchster Porzellan bestimmt werden¹, die von Siegfried Ducret noch dem Höchster Modelleur Laurentius Russinger zugeschrieben wurde². Diese hier abgebildete Rokoko-Terrine, die zu den jüngsten Erwerbungen des Landesmuseums Mainz zählt, ist mit dem sogenannten Gotzkowsky-Dekor reliefiert und wird von einem liegenden Putto als Deckelknopf bekrönt (Abb. 1). Sie gehört zu einem umfangreichen Speisesevice mit Platten und Tellern, das sich aus verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen rekonstruieren läßt. Zusammen mit weiteren Deckelterrinen, in den Höchster Archivalien „Suppenkompen“ genannt, bildete sie einen der gestalterischen Höhepunkte des Services.



Geflügelter Putto als Deckelknopf (Detail), nach 1765, Johann Peter Melchior

Betrachten wir den geflügelten Putto auf dem Terrinendeckel etwas genauer (Abb. 2, Detail). Er dreht sich soeben von der Rückenlage auf die rechte Seite und stützt sich dabei mit seinem angewinkelten linken Bein ab. Seine rechte Hand liegt auf einem rosafarbenen langen Tuch, dessen anderes Ende er in seiner linken, nach oben ausgestreckten Hand festhält. Durch die Drehbewegung des linken Armes flattert das Tuch im Wind. Neben der rechten Hand des Putto liegt eine Rose, unter seiner rechten Seite ein mit Pfeilen

gefüllter Köcher. Letzterer ist nicht nur ein Attribut des Amorknaben, sondern veranschaulicht zusammen mit dem aufwärts gerichteten Blick und dem nach oben gestreckten Arm des Kleinen, daß sich der Putto aus seiner Ruhestellung aufrichten und in die Lüfte emporschwingen wird, um seine Pfeile zu verschießen. Beim Abnehmen des Terrinendeckels vollzieht sich denn auch diese Aufwärtsbewegung des Amorknaben vor dem Auge des Betrachters. Die natürliche Anmut der Bewegung des Putto, die Proportionen seines Körpers und vor allem das Kindergesicht mit den typischen großen, offenen Augen sprechen dafür, daß wir eine Arbeit des jungen Johann Peter Melchior vor uns haben. Damit kann die abgebildete Terrine nicht vor 1765 entstanden sein, denn in diesem Jahr begann Melchior seine Arbeit in der Höchster Porzellanmanufaktur.

Die hier vorgestellte Terrine ist auf dem Boden mit dem Höchster Ritzzeichen IS sowie mit der unter- und aufglasurblauen Meissener Schwertermarke versehen. Siegfried Ducret hat bereits bemerkt, daß es vereinzelte Höchster Porzellane mit Meissener Schwertermarken gibt, die aus finanziellen Erwägungen produziert wurden: die Kurmainzer „Porcelainfabrique“ erhoffte sich bessere Absatzchancen für „sächsisches Porzellan made in Höchst“.³ Der Reliefdekor der Höchster Deckelterrinen läßt ebenfalls die Orientierung an Meissener Vorbildern erkennen, denn das Blumenmuster



Deckelterrine mit Gotzkowsky-Dekor, nach 1765, Höchster Porzellan, Landesmuseum Mainz

- 1 Stefanie Ohlig, Johann Peter Melchior und die Entwicklung der Tafeldekoration in Höchst, in: Johann Peter Melchior (1747-1825). Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 114 f.
- 2 Siegfried Ducret, Deutsches Porzellan und deutsche Fayencen, Baden-Baden 1962, Nr. 57, Abb. S. 161.
- 3 Ebd.; Ders., Auch die Höchster Porzellanfabrik hat betrogen, in: Weltkunst 30, 1960, S. 11.

ist nach einem Reliefdekor geformt, den Johann Friedrich Eberlein 1744 für den Berliner Kaufmann Gotzkowsky in Meissen entworfen hatte.

Auch der Amorknabe als Deckelknopf zeigt Melchiors frühe Auseinandersetzung mit Meissener Modellen, in diesem Fall aus dem Kaendlerschen Schwanenservice, das ab 1737 für den Grafen von Brühl entstand.⁴ Melchiors Figur ist jedoch weniger eine Nachahmung, als vielmehr eine selbstbewußte Antwort auf Kaendlers Formschöpfung. Dies veranschaulicht beispielhaft der Vergleich mit einer Meissener Prunkterrine des Schwanenservices, welche auf dem Deckel die vollplastische Darstellung der Meeressäugerin Galathea zeigt, die unter windgeblähtem Tuch auf einem Delphin reitet und von ihrem Gefolge umgeben ist.⁵ Melchiors Putto bewegt sich mit einer unbefangenen Lebendigkeit, die nichts mit den Posen von Kaendlers Rokokofiguren gemeinsam hat. Dabei besitzt der kleine Amor einen natürlichen Charme, der besonders charakteristisch für die frühen Höchst Figurenschöpfungen des Bildhauers und Porzellanmodellers ist. Das rosafarbene Tuch umrahmt in kunstvollem Spiel den Kopf des Knaben, es ist dabei aber in seiner Stofflichkeit erfaßt, und seine Form läßt sich aus der Bewegung des Kleinen erklären. Demgegenüber ist das aufgeblähte Tuch über Galathea und ihrem Gefolge nach der Gemäldevorlage des Francesco Albani als hoher runder Henkel gestaltet. Auch das Tuch über Kaendlers Tritonenkind auf einer Essig- oder Ölkanne aus dem Schwanenservice ist eher als runder Henkel geformt, der jede Stofflichkeit vermissen läßt.⁶ Gegenüber den pompösen, durch ihre Überladung mit figürlichem Schmuck eher unhandlichen Terrinen aus dem Meissener Schwanenservice bevorzugte man in Höchst eine schlichtere Eleganz, wobei der plastische Dekor die Funktionalität der Terrine keineswegs verminderte, denn der kleine Amor bildet einen überaus handlichen Knopf.

Vermutlich wurde der junge Bildhauer, der bei seinem Eintritt in die Höchst Porzellanmanufaktur 1765 gerade achtzehn Jahre alt

war, in Höchst zunächst mit der Entwicklung neuer Figuren beauftragt. Der Amorknabe auf der Terrine aus Mainz läßt erkennen, daß Melchior auf diese Weise an die Gestaltung von Tafelservices herangeführt worden ist, wobei sich der einfühlsame junge Künstler mit seinen figürlichen Schöpfungen anfangs mit der Formensprache des Rokoko auseinandersetzen mußte. Dies gilt nicht nur für die hier vorgestellte Terrine, sondern beispielsweise auch für zwei prunkvolle Potpourrivasen aus dem Historischen Museum Frankfurt, deren Entwurf dem Höchster Modeller Laurentius Russinger zuzuschreiben ist (Abb. 3). Auf den



Potpourri-Vase, Höchst Porzellan, farbig staffiert, um 1765

Modeller: Laurentius Russinger
Satyrknabe auf dem Deckel von Johann Peter Melchior.
Historisches Museum der Stadt Frankfurt.
Entnommen dem Katalog „Höchster Porzellan 1746 - 1796“ zur Ausstellung 1994 von Patricia Stahl unter Mitarbeit von Dr. Stefanie Ohlig

Deckeln der beiden kleineren Prunkvasen dieser insgesamt dreiteiligen Garnitur sitzt jeweils ein frei modellierter Satyrknabe, der an einer roten Traube nascht.⁷ Die natürliche Anmut seiner Körperhaltung und ganz besonders das Kindergesicht mit dem in sich versunken wirkenden, träumerischen Blick lassen keinen Zweifel an der Zuschreibung an Melchior aufkommen. Die Potpourrivasen zählten zu den besonders beliebten Modellen der Höchst Porzellanmanufaktur, denn sie wurden auch in späteren Jahren wiederholt ausgeformt und unterschied-

lich dekoriert. So finden wir weitere Exemplare dieser Vasen in Privatbesitz, die ebenfalls auf dem Deckel mit Melchior-Putten versehen sind, während die Putten an den Seiten eindeutig älteren Datums sind und nicht seine Handschrift zeigen.⁸ Wie behutsam Melchior dabei vorging, zeigt die Tatsache, daß die Potpourrivasen in ihrer Gesamtgestaltung so einheitlich wirken, daß die unterschiedlichen Stile der Modelleure bislang nicht bemerkt wurden.

Bereits 1767 verlangte die Höchster Porzellanmanufaktur vertraglich Geschirre „à l'antique“ von Melchior.⁹ Vermutlich entwickelte er aus den vorhandenen Rokokoformen der Manufaktur allmählich einen neuen Stil, der sich immer stärker an antikisierenden Formen orientierte, und mit dem sich Höchst künstlerisch von anderen Porzellanmanufakturen emanzipierte. Beispiele für völlig eigenständige klassizistische Geschirrentwürfe Melchiors sind zwei weißglasierte Höchst Deckelterrinen aus den Jahren gegen 1780, eine ovale aus dem Historischen Museum Frankfurt (Abb. 4) und eine runde aus dem Landesmuseum Mainz (Abb. 5), die neu in Melchiors Oeuvre aufgenommen wurden. Von ihrer Tektonik und der antikisierenden Ornamentik her sind die beiden Terrinen sehr eng miteinander verwandt. Auf-

- 4 Rainer Rückert, Meissener Porzellan 1710-1810, München 1966, S. 118 ff., Günter Reinheckel, Meißener Prunkservice, Leipzig 1989, Stuttgart 1990, S. 61 ff.
- 5 Otto Walcha, Meißener Porzellan, Dresden 1976, Taf. 96, Taf. 98; Friedrich H. Hofmann, Das Porzellan der europäischen Manufakturen, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980, Taf. 61 a.
- 6 Ausstellungskatalog Hetjens-Museum Düsseldorf, Frühes Meissener Porzellan. Kostbarkeiten aus Privatbesitz, München 1997, Kat.-Nr. 188.
- 7 Horst Reber, Johann Peter Melchior in Höchst, in: Johann Peter Melchior 1747-1825. Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 50; vgl. Patricia Stahl – Stefanie Ohlig, Höchst Porzellan 1746-1796, Heidelberg 1994, Kat.-Nr. 4.6.2., S. 89.
- 8 Vgl. auch Kurt Röder – Michel Oppenheim, Höchst Porzellan auf der Jahrtausend-Ausstellung in Mainz 1925, Mainz 1930, Taf. 131 b, Nr. 736 (Putto auf dem Deckel).
- 9 Röder-Oppenheim, S. 94; vgl. Stahl – Ohlig, S. 65.



Deckelterrine, gegen 1780,
Entwurf Johann Peter Melchior,
Höchster Porzellan, weiß glasiert,
Landesmuseum Mainz



Deckelterrine, gegen 1780,
Entwurf Johann Peter Melchior,
Höchster Porzellan, weiß glasiert,
Historisches Museum der Stadt Frankfurt



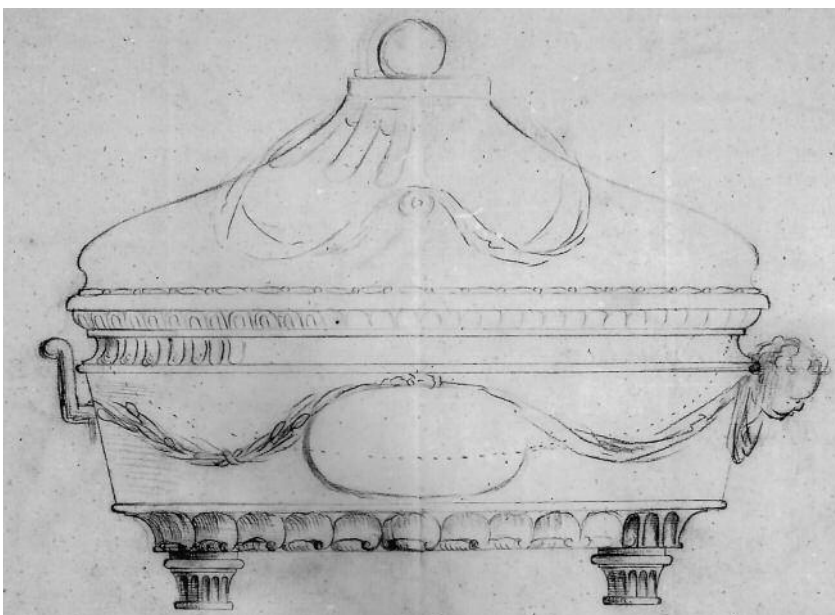
Terrine mit Löwenkopfenkeln,
Nymphenburg, um 1800,
Johann Peter Melchior,
Bayerisches Nationalmuseum

grund verschiedener abweichender Details, wie etwa der Gestaltung der Deckel, sind sie jedoch ursprünglich vermutlich nicht für einen einheitlichen Tafelaufsatz bestimmt gewesen. Eine dritte, farbig staffierte Höchsterrine eines ähnlichen Typus befindet sich in Frankfurter Privatbesitz. Die beiden hier abgebildeten Deckelgefäße ruhen jeweils auf vier Löwenfüßen und weisen als Henkel anbossierte Löwenköpfe auf. Abgesetzte Perlstäbe und Akanthusblattaufgaben, sowie um die Wandung geführte, aufgelegte Tuchgehänge gehören zu ihrer aufwendigen plastischen Dekoration. Die Zuschreibung an Melchior erfolgte anhand einer Entwurfsskizze, die in den Prozeßakten gegen Hofkammerrat Rief unter den Höchsterrarchivalien im Bayerischen Staatsarchiv in Würzburg aufbewahrt wird, und die ein vergleichbares Terrinenmodell

zeigt (Abb. 6). Diese Zeichnung dürfte gegen 1779, d. h. kurz vor Melchiors Fortgang aus Höchst, entstanden sein. Insbesondere die Gestaltung des Terrinendeckels mit seiner stark hochgewölbten Mitte und dem profilierten Rand weist bereits auf ein sehr ähnliches Nymphenburger Terrinenmodell von Melchior aus den Jahren 1800 bis 1810 voraus (Abb. 7).¹⁰ Daß zu den beiden Terrinen ein vollständiges klassizistisches Höchsterr Speiseservice nach dem Entwurf von Melchior geschaffen wurde, ist unwahrscheinlich, denn zugehörige Teller oder Platten sind nicht bekannt. Ein möglicher Grund hierfür könnte sein, daß die Terrinenmodelle erst kurz vor Melchiors Fortgang aus der Höchsterr Porzellanmanufaktur entstanden, und es ist fraglich, ob Melchiors Nachfolger Carl Ries die Fähigkeit besaß, ein solches Prunkservice auf angemessene Weise zu komplet-

tieren. Außerdem wäre es in den achtziger Jahren unklar gewesen, für wen man ein solches aufwendiges Tafelservice überhaupt hätte produzieren sollen, denn bekanntermaßen stand der Mainzer Kurfürst und Erzbischof Friedrich Carl Joseph von Erthal (1774-1802) der „Porcelainfabrique“ distanzierter gegenüber als sein Vorgänger Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim. Bei den rauschenden Festen, die Mainz während seiner Amtszeit erlebte, zog es Erthal als Anhänger des „Ancien Régime“ vor, mit importierten französischen Services zu prunken¹¹, und der in Mainz ansässige Adel imitierte seinen Lebensstil.

Betrachten wir die anmutigen Porzellanfiguren und -gruppen, die Melchior während seiner vierzehnjährigen Schaffenszeit in der Höchsterr Porzellanmanufaktur in großer Zahl und Vielfalt modelliert hat, unter dem Aspekt der zeitgenössischen Tafelkultur. Dem heutigen Liebhaber von Porzellanfiguren, der seine Sammlung in Schränken und Vitrinen sicher aufbewahrt, wird der Gedanke zunächst ungewöhnlich vorkommen, daß die kostbaren Kleinplastiken im 18. Jahrhundert in den Hofkonditoreien aufgehoben wurden, wo sie dann anlässlich eines Festbanketts von geübten Händen auf lange, in Metall gefaßte Spiegelplatten gesetzt und zu kunstvollen Kompositionen zu-



Entwurfsskizze einer Deckelterrine, um 1775, Johann Peter Melchior,
Bayerisches Staatsarchiv in Würzburg

¹⁰ Katharina Hantschmann, Nymphenburger Porzellan 1797 bis 1847. Geschichte, Modelle, Dekore, München, Berlin 1996, Mod. 001, S. 70.

¹¹ Ernst Zais, Die Kurmainzische Porzellan-Manufaktur zu Höchst, Mainz 1887, S. 74.

sammengestellt wurden, bevor man sie im Zentrum der Tafel plazierte. Dieses Phänomen der Tafelkultur des 18. Jahrhunderts erklärt sich aus der Tradition der Schauessen und Schaugerichte des Barock. Bis zur Nacherfindung des Porzellans in Europa schufen nämlich die Hofkonditoren ganze Festarchitekturen und Gartenlandschaften mit Figuren oder Tieren aus Zuckerwerk, Tragant¹² oder Marzipan.¹³ Mit der Verbreitung der Porzellanmanufakturen in Europa begannen die Konditoreien, die Porzellanfiguren in ihre süßen Aufbauten zu integrieren oder sie gar vollständig durch diese zu ersetzen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lockerten sich die Dessertaufsätze auf und die Porzellanplastiken wurden auch unabhängig von einem gemeinsamen Untersatz frei auf dem Tischtuch verteilt. Diese Entwicklung ist nur schwer zu rekonstruieren, denn die verderblichen Kompositionen haben sich nicht erhalten, und zeitgenössische Darstellungen von Desserttafeln lassen nicht erkennen, ob die auf der Tafel abgebildeten Figuren aus Biskuitporzellan oder aus Zucker, aus bemaltem Porzellan oder aus gefärbtem Marzipan bestehen. Es ist wohl davon auszugehen, daß handwerklich geschickte Zuckerbäcker Ornamente und Figuren zu schaffen verstanden, die denen aus Porzellan sehr ähnlich waren, so daß es für die Gäste am Tisch ein Ratespiel werden konnte, die einen von den anderen zu unterscheiden.

Melchior's Chinoiserien und Turquerien, die Kinderfiguren und Genredarstellungen, seine mythologischen und allegorischen Figuren dienten ursprünglich wohl in erster Linie als Tischschmuck beim Dessert. Wir wissen auch, daß seine Porzellanfiguren im 18. Jahrhundert nicht vereinzelt auf den Tisch kamen, sondern daß sie in der Regel zu Programmen gehörten. Bereits aus der Frühzeit der Höchster Porzellanmanufaktur lassen sich einfache Figurenprogramme rekonstruieren, die sich erkennbar an Meissener Vorbildern orientieren, wie zum Beispiel Allegorien der vier Jahreszeiten, die seit dem Barock ein fester Bestandteil des ikonographischen Programms auf der Tafel waren,

oder Darstellungen der Elemente, welche die Tafel in den übergeordneten Zusammenhang der Natur und ihrer kosmischen Ordnung setzten. Allegorien der Sinne, antike Gottheiten und mythologische Gestalten bildeten bereits seit der Renaissance in den fürstlichen und in den humanistischen Bronzesammlungen inhaltliche Schwerpunkte und waren im 18. Jahrhundert als Ausformungen in Höchster Porzellan ein beliebter Tafelschmuck. Auch die bei Hofe üblichen Zerstreungen und Amüsements spiegeln sich in den Porzellanfiguren wieder. Darstellungen von Jägern, Jagdszenen und Tieren wurden als Dekoration bei Jagdessen bevorzugt und sind insofern ein Abbild des höfischen Lebens, als die Jagd ein Privileg des Adels war. Die Welt der Musik, des Theaters und des Tanzes fand ihren Platz auf der Desserttafel, etwa mit den Putten als Musikanten, mit den heiteren Darstellungen aus der *Commedia dell'arte* oder aus der französischen Komödie. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß zwischen dem Abdecken des letzten Hauptganges und dem Eindecken der Desserttafel bei Hofe musikalische Darbietungen oder andere Vorstellungen beliebt waren, an welche die Porzellanfiguren inhaltlich angeknüpft haben können.¹⁴ Viele der Genre- und Berufsdarstellungen dürfen wohl ebenfalls als Illustrationen von Bühnenstücken verstanden werden, an denen man sich bei Tisch ergötzte. Schließlich sind die Chinoiserien und Turquerien als zwei der beliebtesten Themen für die Tafeldekoration anzuführen, die in allen europäischen Porzellanmanufakturen Beachtung fanden, und die auch in Höchster zu den frühesten Figurenprogrammen zählten. Die inhaltliche Vielfalt der Porzellanfiguren ermöglichte es, je nach Anlaß des Festessens den passenden Dessertaufsatz zusammenzustellen. Die Präsentation der Figuren auf der Konfekttafel war mit einem Schauspiel vergleichbar, das den zum Bankett zugelassenen Personen wie auf einer Bühne dargeboten wurde. Die „Vorstellung“ der Porzellanfiguren, die sich auf der Tafel vor den Augen der Betrachter entfaltete, konnte durch Erläuterungen des Gastgebers bereichert werden. Damit trugen die Porzellanfiguren als Konversationsstücke zur Unterhaltung oder auch zur Belehrung der Tafelrunde bei.

lanfiguren als Konversationsstücke zur Unterhaltung oder auch zur Belehrung der Tafelrunde bei.

Wenn wir die Porzellanschöpfungen Johann Peter Melchior's im Kontext der zeitgenössischen Tafelkultur betrachten, so ist es wohl kein Zufall, daß sich bereits aus seinen frühesten Schaffensjahren in Höchster ein figürlicher Dessertaufsatz rekonstruieren läßt (Abb. 8), denn schließlich hatte sich der Gebrauch des kostbaren Porzellans an den deutschen Höfen zunächst überwiegend für das Dessert als dem letzten Service durchgesetzt.¹⁵ Den Mittelpunkt dieses frühesten Tafelprogramms von Melchior bildet die Gruppe des *Chinesischen Kaisers* (Abb. 9), und diese komplizierte Figurengruppe ist zugleich als seine früheste als eigenständige Arbeit erkennbare Figurenschöpfung in Höchster bekannt. Diese Gruppe erscheint im Januar 1766 das erste Mal in den Brandlisten der Höchster Porzellanmanufaktur, sie muß also nach Horst Reber spätestens seit dem Sommer 1765 entstanden sein.¹⁶

Der chinesische Kaiser sitzt in exotische, phantasievoll bemalte Gewänder gehüllt, in majestätischer Haltung im Zentrum des fünfseitigen Stufenthrones, der von einem Baldachin bekrönt wird.

12 Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 11. Band, 1. Lieferung, Leipzig 1890, Sp. 1026 f.: (Tragant); Sp. 1027: „prangte geformt vom Kanditor, ein anschaunwürdiger aufsatz. Wände von weissem traganth, mit spiegel-säulen gestüzet, liefen an jeglicher seit.“ J. H. Voss, sämt. ged. (1802, 2, 216).

13 Stefan Bursche, „Ein köstlich Bancket von Zuckerwerck zugerichtet war...“, in: Kunst und Antiquitäten 12, 1993, S. 20-23.

14 Vgl. Friedrich H. Hofmann, Das Porzellan der europäischen Manufakturen Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980, S. 164.

15 Friedrich Carl von Moser, Teutsches Hof-Recht, zit. nach Katharina Hantschmann (Hrsg.), in: Du Paquier contra Meissen. Frühe Wiener Porzellan-service, Ausst. Kat. Bayerisches Nationalmuseum München 1994, S. 21 ff.

16 Horst Reber, Johann Peter Melchior in Höchster, in: Johann Peter Melchior (1747-1825). Bildhauer und Modellmeister in Höchster, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 16; Ders., Johann Peter Melchior und seine Anfänge in Höchster, in: Mainzer Zeitschrift: 71/72, 1976/77, S. 187-190.



Desserttafel mit Chinoiserien, 1760 - 1770, Höchstler Porzellan, Modelle von Johann Peter Melchior



Der Chinesische Kaiser, um 1770, Detail der Tafelinszenierung (Mittelgruppe), Höchstler Porzellan, Hoechst AG

An seiner linken Seite steht ein Höfling, der ihm zwei Vertreter der Künste und Wissenschaften vorstellt. Diese beiden Chinesen nähern sich dem Herrscher in ehrerbietiger Haltung am Fuße des Thrones und huldigen ihm. Der rechte von beiden trägt einen Lorbeerkrans auf dem Kopf und ist mit dem schweren Buch unter dem Arm als Dichter charakterisiert, der vom Betrachter aus gesehen linke Chinese führt die Proskynese aus. Zu Füßen des Kaisers liegen Symbole der Künste und Wissenschaften, die in den bekannten Ausformungen dieser Gruppe von den Bossierern unterschiedlich zusammengestellt sind. Bei dem Exemplar aus dem Besitz der Hoechst AG, das hier abgebildet wird, ist unter anderem der große Kopf eines Putto, Symbol der Bildhauer-

kunst wie auch der Porzellanplastik, auffällig, und im übertragenen Sinn wird Melchior auch den *Chinesischen Kaiser* seinem Mäzen, dem Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, zu Füßen gelegt haben, um ihm damit als dem Förderer der Künste zu huldigen.

Melchiors frühreife Arbeit läßt das ausgeprägte Empfinden für eine klare Komposition erkennen, wobei in der Anordnung und Gestik der Figuren der logische Erzählzusammenhang berücksichtigt ist. Da Melchior zum Entstehungszeitpunkt dieser Gruppe gerade achtzehn Jahre alt war und zuvor noch keine Erfahrung mit der Porzellanherstellung gemacht hatte, ist mit Horst Reber zu vermuten, daß Laurentius Russinger an dem komplizierten Modell mitgearbeitet hat.¹⁷ Tatsächlich erinnert die Durchbrucharbeit am Baldachin des *Chinesischen Kaisers* an die Durchbrucharbeit verschiedener Konfekt- und Fruchtkörbe, die aufgrund ihrer Aufglasurmarken und ihrer Erwähnung in den Höchster Warenlisten noch vor dem Eintritt Melchiors in Höchst, d.h. in der Ära Russinger, entstanden sein müssen, und die zusammen mit Melchiors Porzellanfiguren für die abgebildete Tischinszenierung eingedeckt wurden. Anhand verschiedener Höchster Quellen läßt sich belegen, daß die Höchster Geschirrfornen ebenso wie die Figuren meist über mehrere Jahre hinweg im Angebot waren. Die Höchster Tafelprogramme entstanden in den Zeiträumen von mehreren Jahren, wobei man bereits vorhandene ältere Service ergänzt und bestehende Figurenprogramme auf sinnvolle Weise erweitert hat, so daß die Zusammenstellung der frühen Melchiorfiguren mit den etwas älteren Desserttellern ihre Berechtigung hat. Insbesondere die Dekorationsformen der beiden abgebildeten dreieckigen Fruchtkörbe sind eng mit denen des *Chinesischen Kaisers* verwandt. Die Zusammenfügung des *Chinesischen Kaisers* und seiner Assistenzfiguren mit den Konfektellern und -körben aus der Zeit Russingers auf einer Tafel veranschaulicht, daß dieses früheste

17 Ders. 1997, S. 25.

Figurenprogramm von Johann Peter Melchior stilistisch noch ganz dem Rokoko verbunden ist.

Auch seinem Inhalt nach ist Johann Peter Melchior's frühestes Tafelprogramm „à la chinoise“ noch eine Schöpfung des Rokoko, denn es feiert den Herrscher in Gestalt des *Chinesischen Kaisers* als den Mäzen der Künste und es spiegelt die höfische Hierarchie, wie es die verschiedenen Chinesengruppen und Einzelfiguren von Melchior veranschaulichen, die zu dem Dessertaufsatz um den *Chinesischen Kaiser* gehören. Da sind zunächst die *Chinesendame mit fächertragendem Diener* (Abb. 10) und die *Chinesendame mit Begleiter* (Abb. 11) anzuführen, die in einer Gewinnliste aus dem Jahre 1770 als „Nebengruppen, jede von 2 Figuren“ des *Chinesischen Kaisers* erwähnt sind.¹⁸ Die Staffierung der Ausformungen aus dem



Chinesendame mit fächertragendem Diener, um 1770, Höchstler Porzellan, Museum für Kunsthandwerk Frankfurt

Frankfurter Museum für Kunsthandwerk spricht übrigens für die frühe Datierung dieser Modelle, denn eine der beiden zeigt eindeutig die Farben des im Jahre 1770 verstorbenen Farbenlaboranten Johann Andreas Kuntze. Betrachten wir die Komposition der beiden Gruppen, dann wird deutlich, daß diese auf das gemeinsame Zentrum des thronenden *Chinesischen Kaisers* bezugnehmen: Jeder der beiden in anmutiger Pose aufrecht stehenden Hofdamen ist ein männlicher Begleiter zugeordnet, der sich ihr ehrerbietig mit dem Oberkörper



Chinesendame mit Begleiter, um 1770, Höchstler Porzellan, Museum für Kunsthandwerk Frankfurt

zuneigt, und damit nehmen die fächer- bzw. schirmtragenden Begleiterfiguren die Körperhaltungen der Höflinge am Fuße des kaiserlichen Stufenthrones auf und variieren sie. Bei einem Künstler vom Range Melchior's kann dies nicht als Zufall gewertet werden, sondern man muß davon ausgehen, daß er hier ein einheitliches Tafelprogramm konzipiert hat, in dem die Gruppen inhaltlich, ihrer Größe und ihrer Komposition nach genau aufeinander abgestimmt worden sind. In diesem Zusammenhang verdienen auch die Sockel der beiden Nebengruppen besondere Aufmerksamkeit. Sie sind in ihrem unteren Bereich schon als Grasnarben- oder Erdsockel gestaltet, was Melchior's Auseinandersetzung mit der Natur in jenen Jahren entspricht. Ihren oberen Abschluß bilden Steinplatten, deren farbige Marmorierung dem Stufenthron des *Chinesischen Kaisers* angeglichen ist. Schließlich hat Melchior auch bei der Sockelhöhe berücksichtigt, daß die beiden chinesischen Hofdamen mit ihren Begleitern als Nebengruppen des *Chinesischen Kaisers* aufgestellt werden sollten, denn in der Zusammenstellung ergibt sich eine harmonische Höhenabstufung.

Die beiden Nebengruppen *Chinesendame mit fächertragendem Diener* und *Chinesendame mit Begleiter* vermitteln den Übergang zu den chinesischen Einzelfiguren, die in engem zeitlichen Zusammenhang mit dem thronenden Kaiser entstanden sein dürften, wie die musizierenden *Chinesen mit*

*Serpent*¹⁹, und mit *Tschinellen*²⁰, die *Chinesin mit Drehleier*²¹ und die *Chinesin mit Triangel*²², der *Chinesenknabe mit Schelle*²³, die *Chinesin mit geraffter Schürze*²⁴, der *Junge Chinesen mit Vase*²⁵, oder das *Chinesenmädchen*²⁶. Als gemeinsames Merkmal weisen diese Figuren flache, glatte, vierseitige Sockelplatten mit abgeschragten Ecken auf. Etwas später schuf Melchior wohl die Chinesenfiguren, die auf flachen runden Grasnarbensockeln stehen, wie z. B. den *Tanzenden Chinesenknaben*²⁷ und das *Tanzende Chinesenmädchen mit Blumengirlannde*²⁸. Ebenfalls in diese Gruppe gehören das *Ungenierte Chinesenbübchen*²⁹, das *Genierte Chinesenmädchen*³⁰ oder das *Chinesenmädchen mit Fächer*³¹. Die meisten der letztgenannten Einzelfiguren lassen sich zu Paaren zusammensetzen, die inhaltlich und durch ihre Körperhaltungen aufeinander bezogen sind, wie z.B. das *Ungenierte Chinesenbübchen* und das *Genierte Chinesenmädchen*, oder gar zu Vierergruppen

18 HStAW, Abt. 101, 329 IV, fol. 12 recto. Vgl. Röder-Oppenheim 1930, S. 58 f.

19 Vgl. Horst Reber, in: Early European Porcelain & Faience as collected by Kiyi and Edward Pflueger, Band I, S. 76, Abb. S.77; Röder-Oppenheim, Nr. 294, Taf. 54 b,c.

20 Für die Tischinszenierung durften die Ausformungen aus dem Mainzer Landesmuseum verwendet werden. Vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 296, Taf. 54 a; Horst Reber, Höchstler Porzellan des 18. Jahrhunderts aus Privatbesitz, Aust. Kat. Frankfurt-Höchst 1984/85, Abb. S. 102.

21 Karl Heinz Esser-Horst Reber, Höchstler Fayencen und Porzellane, Mainz 1964, Kat.-Nr. 141; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 293, Taf. 54 d.

22 Esser-Reber 1964, Kat.-Nr. 140; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 297, Taf. 54 f.

23 Esser-Reber 1964, Kat.-Nr. 142; vgl. Röder - Oppenheim, Nr. 302, Taf. 55 a, e..

24 Esser-Reber 1964, Kat.-Nr. 136.

25 AK Frankfurt-Höchst 1984/85, Abb. S. 103; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 299, Taf. 55 c.

26 Vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 300, Taf. 55 b.

27 Esser/Reber 1964, Kat.-Nr. 139.

28 Stahl-Ohlig, Kat.-Nr. 6.8.5.; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 305, Taf. 55 g.

29 Stahl-Ohlig, Kat.-Nr. 6.8.3.; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 306, Taf. 55 h.

30 Stahl-Ohlig, Kat.-Nr. 6.8.3.; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 307, Taf. 55 i.

31 Stahl-Ohlig, Kat.-Nr. 6.8.4.; vgl. Röder-Oppenheim, Nr. 301, Taf. 55 k.

pen, wie bei *Tschinellen- und Serpentenspieler*, denen als weibliche Pendants die *Chinesin mit Drehleiter* und die *Chinesin mit Triangel* zugeordnet werden können.

Mit dem hier vorgestellten Figurenprogramm der „Chinesentafel“ hat Johann Peter Melchior die figürliche Höchster Tafeldekoration zu ihrer bislang größten künstlerischen Entfaltung geführt und gleichzeitig die Höchster Porzellanplastik von dem stilistischen Einfluß Meissens emanzipiert. Die inhaltliche Aussage des Figurenschmucks, der gleichsam als eine allegorische Darstellung der „Guten Regierung“ interpretiert werden kann, die Bedeutung und die Qualität der aufwendig gearbeiteten Mittelgruppen dieser „Chinesentafel“ lassen annehmen, daß der Dessertaufsatz für eine höfische Tafel konzipiert und gearbeitet wurde. Hier ist in erster Linie an den Mainzer Hof zu denken, insbesondere an den Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, der von 1763 bis 1773 regierte. Während seiner Amtszeit trat Melchior in die Höchster Porzellanmanufaktur ein, und es ist bekannt, daß Emmerich Joseph den begabten jungen Künstler besonders protegierte. Unter anderem ernannte er ihn im Jahre 1770 zu seinem Hofbildhauer und im gleichen Jahr schuf Melchior eine bedeutende Porträtbüste seines Mäzens in Höchster Porzellan.

Die klare Gliederung der anmutigen Porzellanfiguren aus dem Hofstaat des *Chinesischen Kaisers*, die heiter wirkenden, tanzenden und musizierenden Chinesenknaben und -mädchen aus Porzellan wirken auf der gedeckten Tafel wie ein exotisch-idealisiertes Abbild des Mainzer Hofstaates. Den Mainzer Hofkalendern zufolge verfügte Emmerich Joseph über ein großes Gefolge, zu dem stets Edelknaben und Hofdamen, Sänger, Tänzer und Musikanten gehörten. Doch warum sah man gerade in der verfeinerten Kultur Chinas das Abbild eines idealen Hofstaates, anstatt die Darstellung eines europäischen Hofes vorzuziehen? Diese Frage läßt sich mit einer geistesgeschichtlichen Besonderheit des 18. Jahrhunderts erklären. Man betrachtete seine eigene Kultur eher kritischer und distanzierter, während man die Kultur Chinas

verklärte und die abendländischen Ideale auf dieses ferne Land projizierte. Die Chinamode beeinflusste in dieser Zeit nachweislich die plastische Formgebung und die maleischen Dekore aller europäischen Porzellanmanufakturen, und darüber hinaus auch die anderen zeitgenössischen Künste.³² Dazu kam, daß in der Frühzeit des europäischen Porzellans von dem Material noch eine exotische Faszination ausging, denn bis zum Beginn des 1. Jahrhunderts hatte man es nur als teure Importware aus Ostasien gekannt, so daß sich die Porzellanfiguren in besonderem Maße für die Umsetzung des Themas eigneten.

Während der Amtszeit des Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim gab es eine Fülle von festlichen Anlässen, die einen repräsentativen Tafelschmuck erforderlich machten. Man veranstaltete wöchentliche Soupers, feierte Geburtstage, Hochzeiten oder kirchliche Feiertage, auch der Jahrestag der Inthronisation des Kurfürsten wurde regelmäßig mit einer großen „Galla bey Hof“ begangen³³, zu der selbstverständlich ein Festbankett gehörte.³⁴ Bei solchen festlichen Anlässen wurden Mitglieder des Domkapitels und des Hofstaates sowie Angehörige des Adels zur Tafel des Kurfürsten zugelassen, die somit einen öffentlichen oder zumindest halböffentlichen Charakter besaß. Dementsprechend war ein repräsentativer und kostbarer Tischschmuck von hoher Bedeutung für das Prestige und die Selbstdarstellung des Herrschers, insbesondere auf der Desserttafel, die als Gesamtkunstwerk den abschließenden Höhepunkt der künstlerischen Tafelgestaltung bildete. Ein chinesischer Hofstaat in miniature aus Höchster Porzellan war ein solcher repräsentativer Tischschmuck, denn er feierte im übertragenen Sinn den Mainzer Kurfürsten als guten Herrscher und stellte die positiven Auswirkungen seiner Regierung in dem heitermusischen Leben an seinem Hofe dar. Er tat dies in dem edelstmöglichen Material, dem Porzellan, das noch dazu aus der landeseigenen Produktion stammte, und das von einem hochbegabten Künstler nach der neuesten Chinamode gestaltet war.

Es soll an dieser Stelle aber nicht die Behauptung aufgestellt wer-

den, daß Melchior die „Chinesentafel“ alleine und ausschließlich für den Mainzer Kurfürsten gearbeitet hätte. Es ist vielmehr davon auszugehen, daß man die zu der „Chinesentafel“ gehörenden Porzellanfiguren und -gruppen auf ein bescheideneres Tafelprogramm reduziert auch weniger vermögenden Kunden der Höchster Porzellanmanufaktur angeboten hat, welche die Figuren in der Praxis dann recht frei zusammenstellten.

In Anbetracht der Tatsache, daß Melchior gerade achtzehn Jahre alt war, als er mit dem chinesischem Figurenschmuck begann, und daß er zu diesem Zeitpunkt wohl noch keinerlei Erfahrung mit dem höfischen Zeremoniell besaß, darf man annehmen, daß der Programmgestalter nicht der junge Künstler alleine war, sondern daß er bei der Gestaltung des Themas beraten wurde.

Schon bald nach der Vollendung seines ersten Dessertaufsatzes sollte Melchior dann selbst zum Hofstaat von Emmerich Joseph gehören, und im Mainzer Hofkalender von 1773 ist er unter dessen Hofbildhauern aufgeführt. So nimmt es nicht Wunder, wenn auf dem Thron des Chinesischen Kaisers, dem Herrscher zu Füßen, unter den Symbolen der Schönen Künste auch die Bildhauerwerkzeuge Hammer und Meißel bzw. der Kopf eines Putto als Symbol der Porzellanplastik liegen. Von Melchiors großem Gönner Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim wissen wir, daß er seine Hofkünstler gelegentlich ebenfalls zu seiner Tafel zuließ. Man darf daher annehmen, daß Melchior selbst die Ehre zuteil wurde, am Mainzer Hof an der Tafel zu sitzen, die mit seinen eigenen Schöpfungen aus Porzellan festlich geschmückt war.

Dr. Stefanie F. Ohlig

32 Vgl. China und Europa. Katalog zur Ausstellung der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten im Schloß Charlottenburg, Berlin 1973.

33 Chur-Maynzischer Hof-, Staats- und Standskalender, Auf das Jahr nach unsers Herrn und Heilands Jesu Christi Gnaden-reichen Geburt MDCCLXVI: „Den 5. Julii hoher Inthronisations Tag Sr Churfürstl. Gnaden, Galla bey Hof.“

34 Ausst. Kat. 1994, Du Paquier, S. 21 ff.



Kaffee- und Teeservice mit Präsentoir, um 1775,
 Entwurf Johann Peter Melchior, Höchstler Porzellan, Historisches Museum der Stadt Frankfurt.
 Entnommen dem Katalog „Höchstler Porzellan 1746 – 1796“ zur Ausstellung 1994
 von Patricia Stahl unter Mitarbeit von Dr. Stefanie Ohlig

Heinrich Heine

* Düsseldorf 13. 12. 1797 – † Paris 17. 2. 1856

*Sie saßen und tranken am Teetisch,
 Und sprachen von Liebe viel.
 Die Herren die waren ästhetisch,
 Die Damen von zartem Gefühl.*

*Die Liebe muß sein platonisch,
 Der dürre Hofrat sprach.
 Die Hofrätin lächelt ironisch,
 Und dennoch seufzet sie: Ach!*

*Der Domherr öffnet den Mund weit:
 Die Liebe sei nicht zu roh,
 Sie schadet sonst der Gesundheit.
 Das Fräulein lispelt: Wie so?*

*Die Gräfin spricht wehmütig:
 Die Liebe ist eine Passion!
 Und präsentieret gütig
 Die Tasse dem Herrn Baron.*

*Am Tische war noch ein Plätzchen;
 Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
 Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
 Von deiner Liebe erzählt.*

Aus: Buch der Lieder, „Lyrisches Intermezzo“

Um auch Kinder und Jugendliche mit Johann Peter Melchior bekannt zu machen, hatten sich die Lintorfer Heimatfreunde schon im Januar an alle Lintorfer Schulen gewandt und Lehrer und Schüler gebeten, sich im Unterricht mit Werk und Leben des Porzellankünstlers und Bildhauers thematisch auseinanderzusetzen und ihre Ideen in den Fachbereichen Musik, Kunst, Geschichte und Deutsch umzusetzen. Die drei Lintorfer Grundschulen, die Heinrich-Heine-Hauptschule und das Kopernikus-Gymnasium waren dem Aufruf gefolgt und stellten am 8. Juni 1997 in einer Matinee-Veranstaltung in der Aula des Schulzentrums die Ergebnisse ihrer Arbeit vor. **Gisela Schöttler** berichtet darüber in der „Rheinischen Post“ vom 10. Juni 1997:

Aufzieh-Puppen zu Mozart-Musik

Schüler aus Lintorf zeigten in der vollbesetzten Aula des Schulzentrums eine Matinee zu Melchior

LINTORF. Auch 250 Jahre nach Johann Peter Melchior steckt Lintorf voller junger Talente. In einer bezaubernden Matinee in der vollbesetzten Aula des Schulzentrums führten Kinder aus fünf Schulen vielseitige und originelle Annäherungen an den Altmeister der Porzellankunst vor. Schade, daß ein Teil dieser herrlichen Kreativität nur einen Morgen lang blühte.

Initiator des Festes war der Verein Lintorfer Heimatfreunde, für den Walburga Dörrenberg seit Jahresbeginn motivierend unterwegs war. Nun konnte Vorsitzender Manfred Buer durch ein Programm führen, das Freude, Staunen und ein Gefühl neuer Innigkeit weckte.

Den größten Leckerbissen servierte dabei die Klasse 4a der Eduard-Dietrich-Schule unter Gunhild Maaske. Die Mädchen hatten sich in die schönsten Porzellanfigürchen, wie die Teetrinkerin, das Mädchen mit den Schafen, die Blumenpflückerin oder echtschwarz mit den schönsten Kulleraugen und Zöpfchenfrisur in das Kind mit der Traube, verwandelt. Die Jungen gaben Melchiors Gesellen ab, die dem Kurfürsten die Kunstwerke präsentierten und dann sogar wie Aufziehpuppen zu Mozart-Musik tanzen ließen. Ein Großeinsatz nähender Mütter hatte die seidenglänzenden Roben mit den liebevoll ausgesuchten Requisiten beschafft. Viel zu schnell verging dieser Augenschmaus.

Von ähnlicher Anmut waren die Kindergesichter in den Szenen, die Ingeborg Wolf mit der Theater-AG der Johann-Peter-Melchior-Schule nach einem Script von Norbert Kugler einstudiert hatte. Von der Taufe in Lintorf über die Kritzeleien vom „Ströpp Pitter“ in der Schule bis zur Begegnung mit

Geheimrat Goethe, der in Höchst dem bereits anerkannten Künstler für ein Portraitmedaillon Modell sitzt, wurde ein Stück Lebenslauf entrollt.

Neben der musikalischen Umrahmung durch Flötenensembles und Klaviersolistinnen lieferte das Kopernikus-Gymnasium literarische Beiträge. Waren schon die Geschichten von Fünftklässlern über einen Tag aus Melchiors Kindheit beachtlich, so mußten die charmannten Textauszüge aus dem fingierten Melchior-Lebenslauf von Véronique Bell (9. Klasse) vollends verblüffen.

Annäherungen aus der Gegenwart fand die Heinrich-Schmitz-Schule mit Kanon und Geburtstagslied und aus der Töpfer-AG mit hinführenden Türkenkapellen-Nachschöpfungen. In der Heinrich-Heine-Hauptschule entpuppten sich die Schülerinnen als sehr begabte Porzellanmalerinnen, und eine wahre Flut von Kunstschöpfungen von Pappmaché bis Speckstein ergoß sich aus der Melchiorsschule.

Klar, daß auch Kulturdezernent Edzard Traumann angesichts dieser fantasievollen Aktivitäten begeistert war – zumal sie ja den städtischen Etat nicht belasten.



Pastor Lövenich tauft Johann Peter Melchior in der Lintorfer St.-Anna-Kirche. Szene aus dem Theaterstück der Johann-Peter-Melchior-Schule



Melchiors Porzellanfiguren erwachen zum Leben und tanzen zu Mozart-Musik. Szene aus einer Aufführung der Eduard-Dietrich-Schule

Zwei Klassen des Lintorfer Kopernikus-Gymnasiums beschäftigten sich im Deutsch-Unterricht mit dem Leben und Werk Johann Peter Melchior. Dabei entstanden einige Aufsätze, die uns wert erschienen, veröffentlicht zu werden. Leider mußten wir bei den jungen Schriftstellern der Klasse 5.2 eine Auswahl treffen, die aber vor allem durch die Knappheit des Platzes bedingt war und kein Wertmaßstab sein soll.

Johann Peter Melchior – Die Kunst ist mein Leben

Ich weiß nicht, wann ich zum ersten Mal meine Liebe zur Kunst entdeckte. Klar habe ich als Kind schon im Sandkasten meine Burgen gebaut, und die Formen, aus denen ich die schönsten Dinge entstehen ließ, waren mein ganzer Stolz. Aber das kann man ja kaum als Entdeckung meiner Kunstleidschaft bezeichnen.

Das erste Mal, als ich spürte, wie mich irgendwas mit der Kunst verband, war 1754. Damals war ich sechs Jahre alt, und wie immer hatte ich die Ziegen meines Vaters gehütet. Seit ich denken konnte, hatten wir Ziegen gehabt. Zuerst hatte mein Vater immer ihre Hütung übernommen, aber als ich älter geworden war, mußte ich auf sie aufpassen.

Wir lebten in Lintorf, einem kleinen Dorf, in dem ich auch geboren bin. Es gab genug Weideland für die Tiere, und an jenem Tag war ich nach dem Ziegenhüten mal wieder auf dem Weg nach Hause. Ich war müde und sehnte mich nach meinem warmen Bett und tapste dementsprechend schlecht gelaunt in die Wohnstube. Es herrschte nur fahles Licht, und erst beim genauen Hinschauen erkannte ich, daß mein Vater in der Ecke saß. Er hob den Kopf und sah mich an. Ich erschrak, denn mein Vater sah gespenstisch aus. Sein Haar war zerzaust und seine Augen waren gerötet und geschwollen.

„Junge“, sagte er, „deine Mutter ist tot!“

Er sagte das mit einer Selbstverständlichkeit, mit der er mir sonst immer das Einmaleins erklärte. Aber seine Stimme krächzte, und seine Augen begannen zu tränen. Ich fragte nicht warum oder weshalb, ich drehte mich einfach um und lief. Ich sprang die Treppe hinunter, rannte über den Hof, durchs Dorf und in den Wald hinein. Ich

weinte nicht, ich dachte nicht, ich spürte nur eine unglaubliche Leere in mir drin.

Der Schmerz kam erst hinterher. Ich saß in der Lichtung auf einem Baumstumpf. Die Tränen schossen plötzlich aus meinen Augen heraus, kurz darauf schrie ich. Ich hätte alles kurz und klein schlagen können, so traurig und verzweifelt war ich. Ich konnte noch gar nicht so richtig begreifen, was passiert war. In meiner Wut nahm ich einen spitzen Keil, der auf dem Boden vor mir lag, und begann auf den morschen Baumstumpf, der mir bisher als Sitz gedient hatte, einzuhacken. Ich hackte und hackte, und plötzlich sah ich, wie der Baumstumpf Form annahm. Sie werden mir vielleicht nicht glauben, aber er nahm wirklich Form an. Für mich sah er aus wie eine spitze Krone, und sie drückte meinen Schmerz aus. Erst nach einiger Zeit merkte ich, daß ich da so eine Art Gegenstand in den Baum hackte. Ich vergaß meine Mutter, ich vergaß alles, ich sah nur noch den Baumstumpf, und ich konzentrierte mich darauf, meine Gedanken in ihn hineinzusetzen.

Ich habe zwei Stunden vor dem Baumstumpf gesessen und auf ihn eingehackt. Er fesselte mich, aber irgendwann wachte ich auf und ging nach Hause zurück. Auf dem Weg dahin fiel mir alles wieder ein, und als ich zurückkam, weinte ich.

Aber den Baumstumpf und die Faszination, mit der ich an ihm gearbeitet hatte, vergaß ich nie.

Ein besonders gutes Verhältnis hatte ich zu meinem väterlichen Freund, dem Pfarrer Engelbert Lövenich. Er war es auch, der meine Kunstbegabung entdeckte. Seit meinem Erlebnis mit dem Baum hatte ich mich oft zurückgezogen, in die Scheune oder in den Wald, und angefangen, meine ei-

genen Kunstwerke herzustellen. Als Material benutzte ich Lehm, den ich aus dem Dickelsbach, dem Bach, der durch Lintorf führt, gekratzt hatte. Ich werkelte, so oft ich konnte, selbst in der Schule. Im Unterricht zeichnete ich lieber die Porträts meiner Mitschüler auf meine Tafel statt aufzupassen, und in der Pause saß ich abseits und formte kleine Tiere oder Menschen aus Lehm. Die Idee dazu hatte ich von meinen Besuchen beim Pfarrer, dem ich öfter etwas nach Hause tragen mußte: Auf dem Kaminsims seines Arbeitszimmers waren wunderschöne kleine Porzellanfiguren zu sehen gewesen. Da waren Schäfer und Schäferinnen mit ihren Tieren, Knaben mit Instrumenten und Mädchen mit Spielzeug gewesen. Ich war fasziniert von der Anmut und den feinen Zügen der kleinen Gestalten, und ich wünschte mir schon damals nichts sehnlicher, als selbst solche kleinen Figuren zu entwerfen.

Und als ich eines Tages mal wieder auf dem Schulhof saß und gerade kleine Schafe formte, kam der Pfarrer Lövenich des Weges. Er war ganz begeistert von meinen zierlichen Lehmfiguren und konnte erst gar nicht glauben, daß sie aus meiner Hand stammten. Dann aber schlug er vor, daß ich noch weitere Schafe als Krippenfiguren für die Weihnachtskrippe in der Lintorfer St. Anna-Kirche formen sollte. Sie können sich vorstellen, daß ich das gerne tat, und ich war auch sehr stolz.

Pastor Lövenich sprach auch mit meinem Vater über meine Liebe zur Kunst. Er sagte ihm, daß ich großes Talent habe und daß mein Vater mich zu einem Bildhauer in die Lehre schicken sollte. Aber mein Vater hörte nicht darauf, er hielt das alles nur für Kinderei und ein Hirngespinnst. Er war der Ansicht, daß aus mir nichts werden

würde, wenn ich meine Zeit mit „Basteleien“ vergeuden würde.

Kurze Zeit später starb mein Vater dann. Ich war nun ein elfjähriger Waise und lebte im Pfarrhaus, aber da Pfarrer Lövenich ein Jahr nach dem Tod meines Vaters die Stadt verließ, war ich wieder alleine. Der einzige Mensch, der mich und meine Liebe zur Kunst verstanden hatte, war aus meinem Leben gegangen, und ich lebte einsam und zurückgezogen.

Anfangs verdiente ich mir noch als Hirtenknabe für die Bauern mein tägliches Brot, aber diese Arbeit verlor ich schon bald, weil ich nicht sonderlich gut auf das Vieh achtgab, sondern immer zeichnete oder modellierte.

Meine Kindheit wurde zum eintönigen und traurigen Leben, und ich zog mich immer mehr zurück. Der einzige, der sich ab und zu um mich kümmerte, war der Pächter unseres Hauses, der aber viel zu sehr damit beschäftigt war, das Geld fürs eigene Überleben zu beschaffen. Sie fragen sich jetzt vielleicht, ob ich keine Freunde gehabt hatte. Nun, ich hatte Geschwister, aber unser Verhältnis war nicht gerade das beste, und den einzigen Freund, den ich in Lintorf gehabt habe, verlor ich auch. Er wohnte neben unserem kleinen Fachwerkhaus auf der Speestraße, und wir waren immer gut befreundet gewesen. Aber als ich begann, mich für die Kunst zu interessieren und ihm von meinen eigenen kleinen Werken berichtete, erklärte er mich für verrückt, denn er spielte lieber mit kleinen Holzkutschen oder Räuber und Gendarm mit den anderen Kindern im Wald. So sah ich ihn immer seltener, bis er sich völlig von mir abkapselte und lieber mit dem Metzgersohn seine Zeit verbrachte.

Es macht mich traurig, über meine Kindheit zu schreiben, die zu den Tiefpunkten meines Lebens gehörte. Aber wo Schatten ist, da taucht auch wieder Sonne auf, und so war es auch bei mir, wenn gleich mein Glück nicht von allzu langer Dauer war.

Eines Tages tauchte mein Vetter auf. Plötzlich war er da, ohne daß ich je von ihm gewußt hatte, und ich war froh, endlich mal wieder einem Menschen zu begegnen,

mit dem ich verwandt war, und in der Hoffnung, daß er mich vielleicht verstehen würde, erzählte ich ihm von mir und der Kunst.

Und stellen Sie sich vor, er verstand mich wirklich. Er schaute sich meine kleinen Kunstwerke, die ich im Schuppen hinterm Pfarrhaus gelagert hatte, an und sagte: „Aus dir wird mal was werden, Johann! Du hast Talent!“

Und mein Vetter erklärte mir, er werde mich mitnehmen in eine andere Stadt, nach Düsseldorf, und dort wolle er mich zu einem Bildhauer in die Lehre schicken. Ich war wirklich von den Socken und packte ganz schnell meine Siebensachen zusammen. Und ob Sie es mir nun glauben oder nicht, ich verspürte kein bißchen Wehmut, als ich Lintorf verließ.

Meine Freude aber ließ schnell nach, denn mein Lehrer war ein absoluter Versager. Ich will ja nicht eingebildet klingen, aber was er mir da zu erklären versuchte, hatte mit Kunst nicht das geringste zu tun, und lernen tat ich auch überhaupt nichts. Ich hatte die Unfähigkeit dieses Lehrers schon bald erkannt, und da ich jetzt wirklich weiterkommen wollte, entwich ich heimlich aus Düsseldorf und reiste nach Aachen. Sie merken vielleicht, daß mich der Ehrgeiz gepackt hatte, und das war wirklich so. Das Kompliment meines Veters hatte mir neuen Aufschwung und Ansporn gegeben, und das war genau das, was ich brauchte. Mein Reisepartner war ein Tischler, und dieser erzählte mir, daß in Aachen der Bildhauer Boos der beste Lehrer seines Faches war.

Von guten Vorsätzen gepackt, machte ich mich auf zu ihm, und er war wirklich bereit, mir Unterricht zu geben. Er war ein toller Lehrer, und ich machte große Fortschritte. Von Tag zu Tag steigerte ich mich noch mehr in das Bildhauen herein, und es gab nichts, was mich mehr faszinierte.

Und ich wurde immer erwachsener.

Ich könnte Ihnen jetzt noch von vielen anderen Stadien meiner Reise erzählen, aber das wäre zu langwierig und würde Sie sicher langweilen. Ich fahre im Jahre 1765 fort.

Damals war ich schöne 18 Jahre alt und kam nach Mainz, einer im rheinischen Kunstleben nicht unbedeutenden Stadt. Hier erfuhr ich meine eigentliche Ausbildung als Künstler, die ich ohne Probleme absolvierte. Und in dieser Stadt erfuhr ich zum ersten Mal, wie es war, bekannt und anerkannt zu werden. Ich war nicht mehr der unbekannte Melchior, nein, man wußte, wer ich war, die Leute zogen den Hut vor mir, und oft hörte ich, wie sie tuschelten: „Wisssen sie, wer das ist? Das ist der junge Johann Peter Melchior. Talent soll er haben, sagt man, als Bildhauer und Porzellanbildner. Aus dem wird noch was werden, wir können stolz darauf sein, daß er in unserer Stadt lebt!“

Solche Reden gaben mir unheimlich viel Mut und sie erfüllten mich mit Glücksgefühl. Ich wünschte mir oft, so berühmt zu werden, daß es sogar Lintorf erfahren würde, und daß alle Leute, die mich wegen meiner Kunstbegeisterung ausgelacht hatten, sich schämen sollten. Ich überlegte auch oft, wie meine Eltern wohl reagiert hätten, aber die Antwort auf diese Frage bekam ich leider nie.

Durch meine eigene großplastische Arbeit erwarb ich mir die Gönnerschaft des Kurfürsten Emmerich Joseph. Es war schon ein komisches Gefühl, für so einen angesehenen Mann zu arbeiten, und zu erkennen, daß er einen schätzt. Und ich gewöhnte mich auch nie richtig daran. Für mich war ich immer noch der ganz normale junge Mann, und nicht jemand, zu dem Kurfürsten aufsehen.

Auf jeden Fall schuf ich für ihn ein Denkmal für die Mainzer Reitschule, und das Grabdenkmal für seinen Oheim. Sie können sich nicht vorstellen, wie es ist, sein eigenes Werk irgendwo rumstehen zu sehen. Noch dazu, daß es alle Leute beifällig anstarrten.

Kurze Zeit später entschloß ich mich, als Modellmeister in die Porzellanfabrik des Mainzer Kurfürsten einzusteigen. Ich bekam 480 Gulden im Jahr, und das war ganz schön viel für einen Mann wie mich, der sich sonst immer so gerade über Wasser halten konnte.

Von nun an verbuchte ich nur noch Erfolge. Kennen Sie das, wenn es

einem sehr dreckig geht, und dann passiert eine gute Sache, und von da an hat man nur noch Glück zu vermelden?

Naja, so ging es mir zumindest, denn 1770 wurde ich zum kurmainzischen Hofbildhauer ernannt, mit einem Jahresgehalt von 800 Gulden. Ich habe nie so ganz verstanden, wo mein plötzlicher Erfolg so schnell herkam, aber plötzlich war er da und hörte gar nicht mehr auf.

Jetzt denken Sie vielleicht: Schön und gut, Erfolg ist ganz toll, aber das ist ja längst nicht alles im Leben eines jungen Mannes. Sie haben recht, etwas Entscheidendes fehlte mir noch in meinem Leben, und das war eine Frau. Sicher, es hatte schon so einige junge Damen gegeben, die mich gerne näher kennengelernt hätten, aber ich wollte, daß mich jemand so liebt, wie ich bin, und nicht meines Erfolges wegen. Daher wartete ich, und als ich 24 Jahre alt war, passierte es.

Ich verliebte mich Knall auf Fall, und das kam so unerwartet, daß ich es erst gar nicht wahrhaben wollte. Es passierte auf dem Markt, wo ich in aller Hektik noch etwas Obst und Gemüse für den kommenden Tag kaufen wollte. Eilig überquerte ich den Platz, und da prallte ich gegen sie.

Blaue strahlende Augen funkelten mich an: „Können Sie nicht aufpassen? Was haben Sie denn für ein Benehmen?“

Ich hatte sie noch nie gesehen in Mainz. Ihr Haar war blond und lieblich gelockt, und ich konnte den Blick nicht mehr von ihr wenden.

„Entschuldigen Sie!“ stotterte ich. „Aber ich war so in Eile!“ Und dann fragte ich: „Sind Sie neu hier in der Stadt? Ich habe Sie noch nie gesehen!“

Nach der ersten Verwunderung erzählte sie, daß sie mit ihrem Bruder, dem Geistlichen Heinrich Anton Patz, neu nach Mainz gekommen sei, und daß sie noch niemanden kennen würde.

Ihr Name war Maria Barbara. Sie kannte mich nicht, weder meine Fähigkeit als Bildhauer, noch meine angesehene Persönlichkeit. So lernte sie mich ohne Vorwände kennen und lieben.

Wir heirateten noch im selben Jahr. Die Hochzeit war ein rauschendes Fest und eines meiner schönsten Erlebnisse.

Das alles ist noch gar nicht so lange her. Nun erwartet Maria Barbara unser erstes Kind. Die Wehen haben gerade eingesetzt, und der Arzt ist bei ihr im Zimmer.

„Warten Sie draußen, Herr Melchior!“ hat er zu mir gesagt, und in meiner Langeweile habe ich begonnen, dies hier aufzuschreiben. Ich weiß nicht, was ich damit machen werde, vielleicht werde ich diese Aufzeichnungen irgendwo aufbewahren, vielleicht aber auch an irgendeine Zeitung geben.

Wer weiß, ob sich überhaupt jemand dafür interessieren wird.

Das alles ist so ungewiß, auch was die Zukunft bringen wird. Ich weiß nicht, ob mein Erfolg anhalten wird; ich weiß nicht, was aus mir und Maria Barbara wird; und ich weiß auch nicht, ob man sich später überhaupt noch an mich erinnern wird.

Ich weiß nur, daß ich im Moment bestimmt der glücklichste Mensch auf der Welt bin, denn meine Frau erwartet ein Kind von mir, das ich bald in den Armen halten werde.

Ach, und ein anderes weiß ich noch: Das Bildhauern und Prozelanformen werde ich nie aufgeben.

Denn wer gibt schon freiwillig sein Leben auf?!?

Véronique Bell
Klasse 9.3 des
Kopernikus-
Gymnasiums

Tage im Leben Johann Peter Melchiors

Eines Morgens, als Johann Peter Melchior wie immer seine Schafe auf die Weide führte, sah er einen Jungen am Waldesrand sitzen. Er machte einen sehr traurigen Eindruck. Melchior hätte gerne gewußt, was den Jungen wohl bedrückte. So fragte er ihn: „Was ist denn mit dir los?“ Der Junge schaute Melchior verständnislos an und antwortete schließlich: „Ich weiß nicht, was ich tun soll.“ „Wie, du weißt nicht, was du tun sollst?“ „Gestern wurde meine Mutter zu Grabe getragen.“ Johann Peter schaute den Jungen voller Mitleid an. „Das ist sicher sehr schwer für deinen Vater und dich“, sagte er.

„Mein Vater ist schon lange tot“, antwortete der Junge traurig. „Das Gefühl kenne ich. Ich habe meine Mutter verloren, als ich 4 Jahre alt war.“ „Dann haben wir ja beide das gleiche Schicksal.“ „Ja. Da kommt mir ein Gedanke. Warum hilfst du mir nicht beim Schafehüten?“ „Ja, warum nicht.“ Sie gingen zusammen mit den Schafen auf die Weide, wo sie lange miteinander redeten. Als der Abend kam, mußte Melchior zurück, und er vereinbarte mit seinem neuen Freund: „Morgen kommst du wieder her.“ „Das werde ich.“ So gingen sie weg, um sich am nächsten Tag wieder zu treffen. Auf dem

Heimweg entdeckte Melchior einen Lehmklumpen. Er hob ihn auf und nahm ihn mit. Am nächsten Morgen zeigte er den Klumpen seinem Freund. Der wußte damit nichts anzufangen. Melchior aber formte daraus etwas Seltsames, das beinahe einem Schaf glich. „Das ist ein Kunstwerk“, meinte er. Sein Freund lachte ihn nur aus. „Ich glaube, du bist verrückt“, meinte er und ging weg. Nun war Melchior wieder allein. Aber er hatte diesen Lehmklumpen inzwischen zu etwas anderem umgeformt. Er war so davon begeistert, daß er die Schafe allein ließ und noch mehr Lehm zusammensuch-

te, bis er schließlich soviel Lehm hatte, daß er ihn kaum noch tragen konnte. Er formte allerlei verschiedene Figuren. Da kam der Pfarrer Lövenich und bestaunte Melchiors Werke. Er ging auf den Jungen zu und fragte ihn: „Was hast du denn für schöne Figuren gemacht?“ „Oh, das tue ich nur, um mir die Zeit zu vertreiben.“ „Du bist aber sehr begabt,“ lobte ihn der Pfarrer. Die beiden unterhielten sich noch etwas und gingen dann zusammen zu Melchior nach Hause. Dort

sprach der Pfarrer lange mit Melchiors Vater, er solle seinen Sohn in eine Bildhauerschule schicken. Der Vater aber hörte dem Pfarrer verständnislos zu. So viel dieser auf ihn einredete, der Vater wollte nichts von den Vorschlägen des Pfarrers wissen. Für ihn gehörte es sich nicht, daß ein Sohn armer Leute zu einem Bildhauer in die Lehre ging. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß sein Sohn jemals eine so schöne Marienfigur schnitzen konnte wie die,

die sich auf dem Sockel neben dem Altar der St.-Anna-Kirche befand. Und außerdem brauchte er Johann Peter zu Hause, denn er selbst konnte die Familie nicht ernähren. Ganz traurig ging Melchior in sein Zimmer.

Viele Jahre später aber wurde Melchior ein berühmter Porzellanmodelleur.

Björn Berg
Klasse 5.2 des
Kopernikus-Gymnasiums

Ein Tag im Leben des Hütejungen Johann Peter Melchior

Ein anstrengender Tag begann für den armen Hütejungen Johann Peter Melchior.

Er mußte um fünf Uhr in der Frühe aufstehen, um die Ziegen auf die Weide zu treiben.

Als er die große Wiese am Potekamp mit den meckernden und durcheinander hüpfenden Tieren erreicht hatte, lehnte er sich an einen Weidenbaum und zog aus seiner weiten Hosentasche ein Tuch hervor, in das ein Brotkanten eingewickelt war. Er brach ein großes Stück davon ab, schob es in den Mund und kaute bedächtig.

Die Zeit verging. Es war gegen 9 Uhr, als sich Johann Peter auf den Weg in das Dorf machte, um

in dem kleinen Krämerladen Tabak für den Küster Lemmig zu kaufen. Die Ziegen konnte er eine Weile sich selbst überlassen. Auf dem Weg ins Dorf kamen ihm viele Kinder entgegen, die zum Küster Lemmig zur Bibelstunde gingen. Als sie ihn sahen, riefen sie: „Ah, da kommt ja unser großer Holzschnitzer!“ Doch ihm machte das nichts aus, er kaufte den Tabak und ging dann zu den Ziegen auf die Weide. Dort kramte er sein kleines Messer aus der Tasche und suchte sich ein Stück Holz. Als er eins gefunden hatte, fing er an, seine Lieblingsziege zu schnitzen. Immer wieder verbesserte er etwas. Als er fertig war, betrachte-

te er erst die echte und dann die geschnitzte Ziege und fand, sie sei ihm gut gelungen. Dann war es Zeit, die Ziegen in den Stall zu bringen. Das war gar nicht so einfach, denn ständig tanzte eine aus der Reihe. Im Stall melkte er sie. Dann ging er zum Bauern. Dort bekam er eine Suppe und etwas Geld. Am Abend war er sehr müde und schlief auch sofort ein.

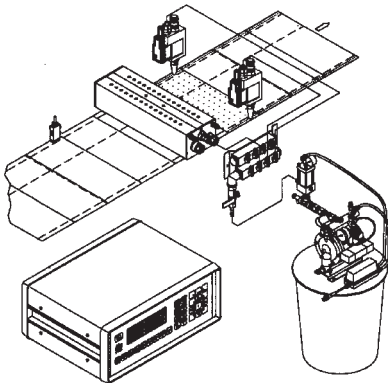
Die kleine Ziege hob er sich als Glücksbringer auf. Und sie hat ihm ja auch wirklich Glück gebracht.

Sandra Kaufmann
Sandra Wuthe
Klasse 5.2 des
Kopernikus-Gymnasiums

vario glue[®]

Systeme für :

- Druck- und Weiterverarbeitung
- Verpackungsindustrie
- Holzverarbeitende Industrie



hhs[®]

Leimauftrags-Systeme

hhs
Leimauftrags-Systeme GmbH
An den Dieken 57
40885 Ratingen
- BR Deutschland -
Tel.: +49(0)2102/9302-0
Fax: +49(0)2102/9302-49

Lintorf zur Zeit Johann Peter Melchiors

In seiner Selbstbiographie schreibt Melchior: „Er ward geboren zu Lintorf, einem kleinen Dörfchen, im Herzogtum Berg“.

Wie das kleine „Dörfchen“ damals aussah, in dem Johannes Petrus am 8. März 1747 das Licht der Welt erblickte, können wir uns heute anhand etlicher Geschichtsunterlagen und von Berichten Theo Volmerts gut vorstellen. Im Herzogtum Berg residierte Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz und von Bayern. Während in den großen Residenzen Prachtbauten entstanden wie die Bischöfliche Residenz in Würzburg, Schloß Sanssouci oder die Frauenkirche in Dresden, gab es in Lintorf ca. 80 Häuser: 3-4 Herrenhäuser aus Bruchstein, sonst kleine Fachwerkhäuser, ausgefacht mit Lehm und Stroh. Melchiors Vater bewohnte, nachdem er seine Wohnung am Putenkamp aufgegeben hatte, das kleine Fachwerkhäus „Am Rips“ auf der heutigen Speestraße. Er war Kötter, also Pächter einer wohl einräumigen Hütte mit einer Feuerstelle. Dazu zählte auch ein magerer Acker, Lintorfer Sandboden mit Quecken, auf dem etwas Korn und ein paar Kartoffelsträucher wuchsen. Eine Ziege und wenige Hühner sorgten für Milch und Eier. Vater Melchior konnte seine Familie damit allein nicht ernähren. Er verdingte sich im Kalkbruch beim Kalkbrennen oder vielleicht auch im Lintorfer



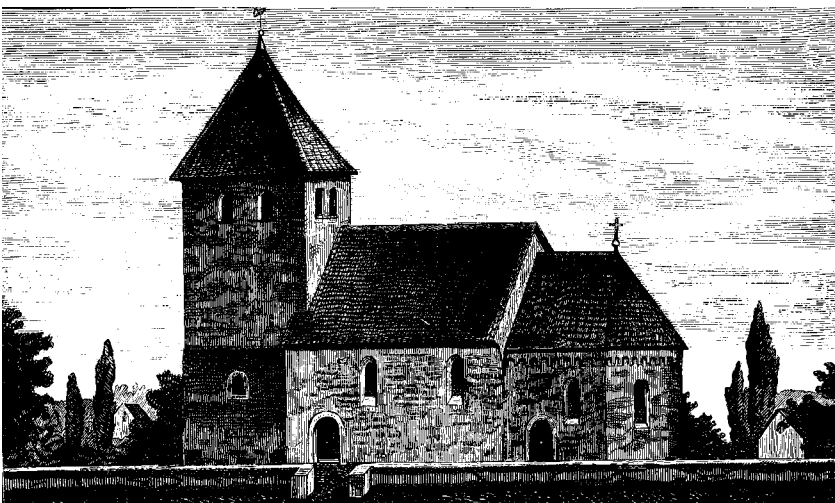
Der „Friedrichskothlen“ (1691 bzw. 1735), erste Schule und Betsaal der Protestanten in Lintorf. Heute befindet sich in dem denkmalgeschützten Gebäude ein Kindergarten der Evgl. Kirchengemeinde Lintorf-Angermund

Bleibergwerk, wo immer man Hilfe brauchte.

Zwei Tage nach seiner Geburt wurde Johann Peter Melchior in der St.-Anna-Kirche getauft. Das kleine mittelalterliche Kirchlein mit dem Wehrturm aus dem 11. Jahrhundert bestand aus Bruchsteinen, die Rundbogenfriese aus Tuffstein, ähnlich den Kirchen in Wittlaer und Kalkum. Getauft wurde Melchior von Pfarrer Engelbert Lövenich, der in Lintorf von 1743-1759 tätig war. Lintorf hatte damals ca. 400 Einwohner, davon waren 330 Katholiken und 70 Protestanten. Letztere wurden von

einem evangelischen Prediger aus Ratingen betreut. Der heutige evangelische Kindergarten „Friedrichskothlen“ war damals der Betsaal der Protestanten, in dem auch ihre Kinder unterrichtet wurden. Ihr Lehrer hieß Heinrich Kohlmann. Die katholischen Kinder unterrichtete Küster Rütgerus Lemmig, der seit 1741 nebenberuflich die Schule in Lintorf betreute und wohl selbst nur ein bescheidenes Bildungsniveau besaß. Er brachte den Kindern das „ABC“, das „1x1“ und den Gesang von Kirchenliedern bei. Doch längst nicht alle Eltern schickten ihre Kinder zum Unterricht. Sie konnten entweder das Schulgeld nicht aufbringen oder benötigten die Hilfe ihrer Kinder bei der Stall- und Feldarbeit. Das Analphabetentum war dadurch, wie in dieser Zeit überall, weit verbreitet.

Melchiors Vater jedoch konnte schreiben, wie wir es aus der Kirchenchronik anhand seiner schönen, fließenden Unterschrift ersehen. Als Johann Peter als drittes Kind der Familie geboren wurde, hatten die Melchiors eine vierjährige Tochter - der erste Sohn war kurz nach der Geburt gestorben. Die Mutter kümmerte sich noch um ein weiteres Kind, das Waisenkind Peterken „vom Rips“ und bekam dafür von Pfarrer Lövenich aus dem Armenfonds ein



Die spätromanische, 1877 abgerissene erste St. Anna-Kirche, in der Johann Peter Melchior getauft wurde. Zeichnung aus der Festschrift „Einige geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche“ von Pfarrer Bernhard Schmitz, 1878

kleines Entgelt. Drei Jahre später bekamen die Melchiors noch einen Sohn. Bei einer weiteren Geburt starb die Mutter 1754 im Kindbett, versehen mit den Sterbesakramenten der Kirche. Im Armenbuch der St. Anna-Pfarrkirche heißt es, daß der Vater sieben Stüber und acht Heller für den Gebrauch des Leichentuches beim Begräbnis seiner Frau bezahlte. Das Kind starb 8 Tage später. Für die Zeit war es nicht ungewöhnlich, daß der Vater Johann Peter Melchiors bereits drei Monate nach dem Tod seiner Frau, am 5. Januar 1755, wieder heiratete. Aus dieser Ehe ging eine Tochter hervor.

In seiner Selbstbiographie beschreibt Melchior, wie er, um ungestört zeichnen und mit Lehm modellieren zu können, sich in der Scheune im Feld oder im Wald verstecken mußte. Keiner hatte für seine Liebhaberei Verständnis. Erste Anregungen und Eindrücke erhielt der junge Melchior aus seiner nächsten Umgebung. In der Anna-Kirche sah er die ersten Figu-



Pietà, Eichenholz, gotisch, 15. Jh., Pfarrkirche St. Anna

ren, die Pietà aus Eichenholz aus dem 15. Jahrhundert und die Madonna mit der Traube (spätgotisch, Beginn des 16. Jahrhunderts). Sicherlich war Johann Peter mit seinem Vater auch in Düsseldorf. Dort wurde gerade „Schloß Jägerhof“ gebaut, und er konnte das Wahrzeichen Düsseldorfs, das Reiterstandbild Jan Willems von Gabriel von Grupello, bestaunen.

Aber auch das Leben in Melchiors Heimatdörfchen Lintorf hatte sei-

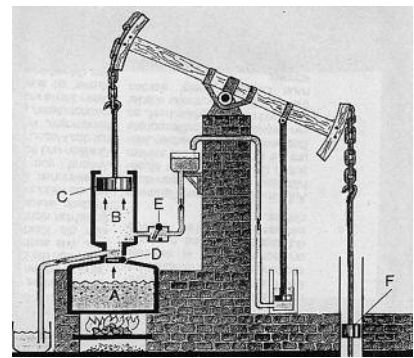
ne Höhepunkte. Der Pfarrer verkündete von der Kanzel die Wildpferdejagd, an der die Männer teilnehmen mußten. Die Pferde wurden dabei mit Trommeln im ganzen Lintorfer Waldgebiet in Siele zusammengetrieben, gefangen und abgerichtet. Sie waren Besitz des Landesherren, der die Reit- und Arbeitstiere hauptsächlich für das Militär verwendete.

Die Wildpferde lebten in den Wäldern, die sich von Duisburg über Heltorf, Lintorf bis nach Homberg erstreckten. Um ihr Ackerland, ihre Wiesen und Felder vor Verheerungen durch die Pferde zu schützen, umgaben die Lintorfer sie mit Wildbahngräben und dichten Hecken, dem sogenannten „Waldfried“. Im Winter wurden die Pferde mit Heu gefüttert. Noch in den Jahren 1795 bis 1800 wurden immerhin 92 Pferde gefangen. Durch das genannte Gebiet führte damals die Landesgrenze. Schon Duisburg galt den Lintorfern als „Ausland“, weil es zu Preußen gehörte und nicht wie Lintorf zum Bergischen Herzogtum.

Das Vogelschießen, also das Schützenfest, zählte schon damals zu den großen Ereignissen in Lintorf. Die Schützenbrüder schossen mit Vorderladern auf den Holzvogel. Wer den letzten Splitter herunterschob, war Schützenkönig und wurde mit einem Kranz geehrt. Bei der feierlichen Prozession feuerten die Schützen nach jedem Segen Salven ab.

Zu dieser Zeit war Lintorf nicht mehr nur ein kleines Bauerndorf. Im Bleibergwerk wandte man modernste Technik an, ein Zeichen fortschreitender Industrialisierung. Der Düsseldorfer Bankier Heinrich Kirschbaum ließ durch den belgischen Ingenieur Jean Wasseige in seiner Zeche eine Feuermaschine bauen, um hiermit das Grundwasser zu senken. Es handelt sich hierbei um Deutschlands erste funktionierende Dampfmaschine unter Tage!

Bergleute aus Sachsen und anderen Bergbaugebieten Deutschlands zog es nach Lintorf, um in der Zeche zu arbeiten. Sie siedelten sich um die Zeche herum an und hatten so einen räumlichen Abstand zum Dorf. Es ist zu vermuten, daß die noch heute oftmals gemachte Unterscheidung zwischen „Büschern“ und „Dörpern“



Die 1712 von dem Engländer Thomas Newcomen entwickelte „Feuermaschine“, die vor allem im Bergbau zum Antrieb von Pumpen verwendet wurde

aus dieser Zeit stammt - ein Zeichen beiderseitigen „Klüngels“.

Der Siebenjährige Krieg verschonte auch Lintorf nicht. Hannoverische Husaren plünderten 1758 das arme Bauerndorf, entweiheten das kleine Kirchlein und raubten den Gold- und Silberschmuck der Marienstatue. Seit Ende 1758 hielten die Franzosen, die „Légion Royale“, das Amt Angermund und die Nachbarstadt Ratingen besetzt. Die Franzosen blieben bis 1759 und vergaßen nicht, auch in Lintorf Abgaben einzufordern.

Größeren Schrecken als der Krieg verbreiteten unter der Lintorfer Bevölkerung schwere Krankheiten und Epidemien. Viele Bergleute starben an der Lungenschwindsucht. 1758 breitete sich die Ruhr aus, und 41 Tote waren in Lintorf zu beklagen, wie aus dem Sterberegister der St. Anna-Kirche ersichtlich ist - darunter wahrscheinlich auch der Vater Melchiors.

Johann Peter war zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt und nun eine Vollwaise. Wie er in seiner Biographie schreibt, mußte er seinen Unterhalt jetzt als Hütejunge verdienen. Zwischen 6 und 7 Uhr wurde das Vieh ausgetrieben und abends gegen 18 Uhr wieder in die Ställe gebracht. Als Melchior hütete, gab es in den Wäldern noch vereinzelt Wölfe. Der Wald gehörte zum Großteil dem Grafen Spee, der seine Förster streng darauf achten ließ, daß kein Waldfrevel vorkam. Sogar Beerenpflücken und Bucheckernsammeln waren verboten, und zum Sammeln von Reisig brauchte man eine Genehmigung. Die Förster des Waldgrafen von Spee beschlagnahmten Schafe, wenn sie widerrechtlich weideten.



Lintorfer Flur (Soestfeld) um 1950

Die Schweine durften nur mit dem Aufbrandzeichen des Grafen zur Mast in den Wald getrieben werden. Wer Hasen mit der Schlinge fing (d.h. Hasen „strippte“) und dabei erwischt wurde, bekam die Prügelstrafe und Arrest bei Wasser und Brot.

Nur die Adligen besaßen das Privileg, Krammetsvögel (Wachholderdrosseln) zu fangen, die in Lintorf sehr zahlreich waren. In Lintorf standen gleich mehrere Vogelherde. Die Vögel wurden im Oktober gefangen und waren ein besonderer Leckerbissen der Reichen.

Melchior kannte sich als Hütejunge in der Lintorfer Umgebung, in Dorf, Wald und Feld sehr gut aus und wußte um die Geschichten, die sich um bestimmte Orte rankten. Stoff für Sagen bildete z.B. die fünf Meter dicke Eiche an der „Rehecke“, die etliche 100 Jahre zählte. Besonders um Stinkesberg und Teufelshorn hatten sich Legenden gebildet, und auch das „Mörtershäuschen am Krumpfenweg“ galt als unheimlicher Ort. Wahrscheinlich war Melchior auch die „Kost“ an der Straße Krumpfenweg-Ratingen nicht ganz geheuer. Sie war eine Zufluchtsstätte für Vagabunden und Bettler, so daß er einen großen Bogen um sie machte. Das der St. Anna-Kirche zugehörnde Armenhaus wurde „Meushaus“ genannt und lag am Hülsenbergweg. Eine von Kurfürst Carl Theodor erlassene Anordnung zeigt, daß man mit Randgruppen, sogenannten „Bettlern“,

„Zigeunern“, „liederlichem Gesindel“ und „Vagabunden“ nicht zimperlich umging. Drakonische Strafen waren im „Jahrhundert der Aufklärung“ nicht unüblich. Noch 1738, also nur knapp zehn Jahre vor Melchiors Geburt, bestätigten die Kurfürstlichen Räte in Düsseldorf eine Hexenverbrennung in Gerresheim.

Die kümmerliche Stelle als Hütejunge verlor Melchior bald wieder, weil er auch beim Viehhüten zeichnete und modellierte. Pfarrer Lövenich erkannte aber die Begabung des Knaben und unterstützte ihn. Als der Pastor 1759 als Kanonikus nach Kaiserswerth berufen wurde, sah die Zukunft des Waisenkindes deshalb trostloser denn je aus. Pfarrer Andreas Esch, der Nachfolger Lövenichs, gibt uns die letzte Nachricht über Melchior in Lintorf. Er schreibt, daß Johann Peter Melchior 1761 im Pfarrhaus wohnte. Deshalb ist anzunehmen, daß der künstlerisch begabte Waisenjunge Melchior durch beide Pfarrer Erziehung und Förderung erfahren hat.

Wann der junge Melchior letztlich seine Heimat verließ, wissen wir nicht genau, vielleicht schon 1761, mit 14 Jahren. Sein weiterer Lebensweg führte ihn von Düsseldorf über Aachen und Köln nach Mainz, Frankenthal, Nürnberg und München, wo er 1825 im Alter von 78 Jahren starb. Seinen Geburtsort Lintorf hat er wohl nie mehr wiedergesehen.

Norbert Kugler

Zeittafel:

- 1741
heiraten Johannes Petrus Melcher und Maria Christina Kirschbaum.
- 1742-1799
Kurfürst Karl Theodor
- 1742
Geburt und Tod des ersten Sohnes der Melchiors
- 1743
Geburt der ersten Tochter Maria Gertrudis
- 1743
Engelbert Lövenich wird Pfarrer in Lintorf
- 1745
Kostgeld für Pitterken vom Rips
- 1747
Johann Peter Melchior geboren
- 1748
Heinrich Kirschbaum erwirbt das Lintorfer Bleibergwerk
- 1749
Johann Wolfgang Goethe wird geboren
- 1750
Geburt des dritten Sohnes
- 1751
Jean Wasseige baut die erste Dampfmaschine Deutschlands unter Tage
- 1754
Tod der Mutter Melchior
- 1755
Kirschbaum ist verschuldet und flüchtig
- 1755
Der Vater heiratet in zweiter Ehe Gertrud aus der Beck aus Saarn.
- 1756
Wolfgang Amadeus Mozart wird geboren
- 1756-1763
Siebenjähriger Krieg
- 1758
„Légion Royale“ in Lintorf
- 1758
Tod des Vaters (Melchior ist elf Jahre alt)
- 1758
Hannoversche Husaren berauben die St. Anna-Kirche
- 1759
Andreas Esch wird Pfarrer in Lintorf
- 1761
Johann Peter Melchior wohnt im Pfarrhaus
- 1761
Johann Peter Melchior verläßt Lintorf

Annette von Droste-Hülshoff

* Schloß Hülshoff 10.1.1797 - † Meersburg 24.5.1848



Annette von Droste-Hülshoff
Miniaturbild von der Hand ihrer Schwester Jenny

Herzlich

*All meine Rede und jegliches Wort
Und jeder Druck meiner Hände
Und meiner Augen kosender Blick
Und alles, was ich geschrieben:*

*Das ist kein Hauch und ist keine Luft
Und ist kein Zucken der Finger,
Das ist meines Herzens flammendes Blut,
Das dringt hervor durch tausend Tore.*

Aus: Nachdichtungen 1835 – 1837

„Receßus von der getheilten Lintorfer-Mark“

Eine bislang unbekannte Handschrift des 19. Jahrhunderts über das Ende einer mehr als tausendjährigen Tradition

In Lintorfer Privatbesitz befindet sich die „Privatabschrift“ eines für die Region bedeutenden Dokumentes aus der Zeit des 19. Jhs. Es handelt sich um die Zusammenfassung aller Vereinbarungen, die im Zusammenhang mit der Aufhebung der Lintorfer Gemark, dem gemeinschaftlichen Nutz- und Wirtschaftsraum der Ortschaft, getroffen wurden. Die Fassung der privaten Abschrift des

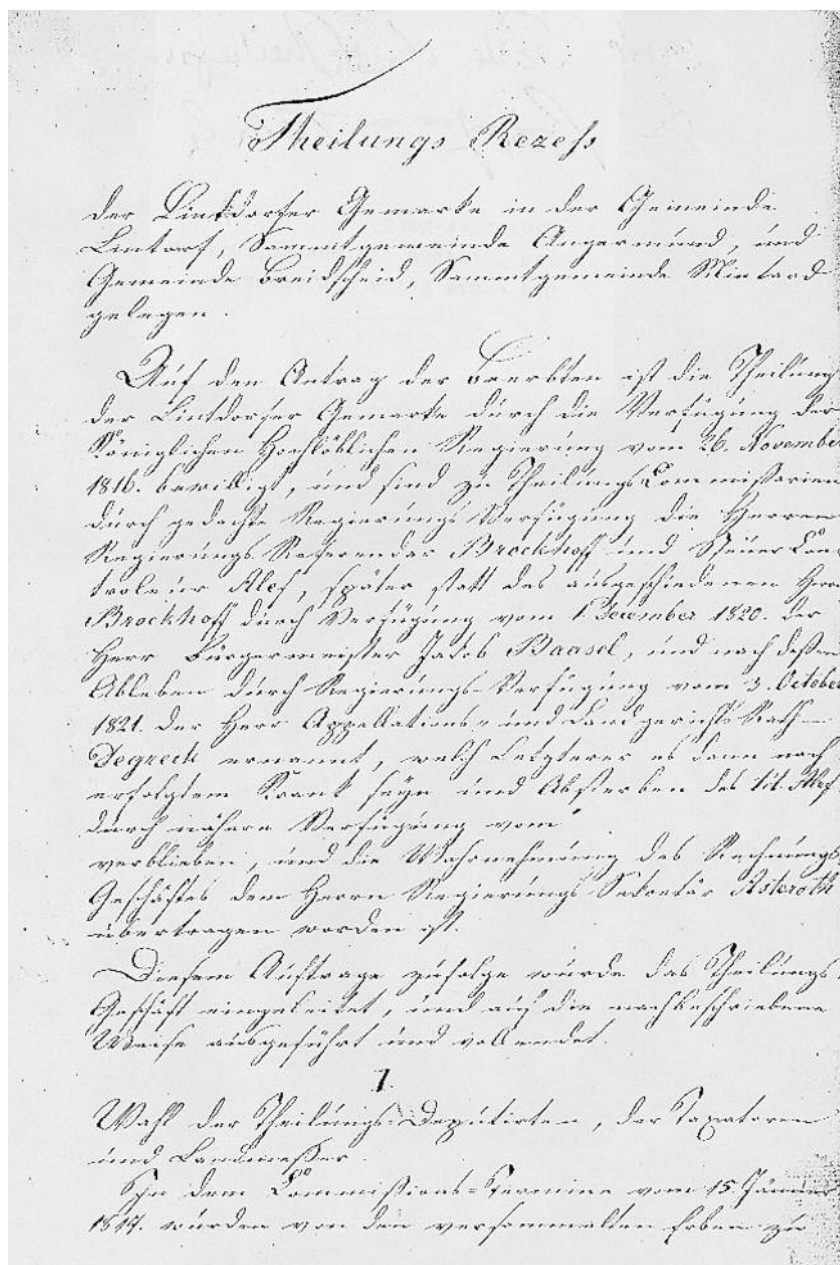
„Receßus von der Lintorfer-Mark“ datiert vermutlich wie die amtlich beglaubigten Originaldokumente, die in das Archiv von Schloß Helmtorf gelangten, in das Jahr 1831 und ist von unbekannter Hand geschrieben.

Zwischen zwei marmorierten Pappdeckeln im Format 22 cm (Breite) mal 34 cm (Höhe) befinden sich 49 Blätter, wovon 97 Seiten gut leserlich beschrieben sind.

Das erste Blatt zeigt ein Einhorn als Wasserzeichen, Blatt 32 die Buchstaben JMR, möglicherweise die Initialen des Herstellers.

Es ist nicht zu erschließen, zu welchem Zweck und in wessen Auftrag diese Einzelhandschrift angefertigt wurde. Verschiedene nachträgliche Eintragungen bzw. Unterstreichungen lassen erkennen, daß mit diesem Text auch nach seiner Fertigstellung gearbeitet wurde. Möglicherweise handelt es sich um ein Abschriftsexemplar für die später eingesetzte Kontrollkommission, die die Abwicklung und Einhaltung der Vereinbarungen im Rahmen der Aufhebung der Gemark überwachen sollte. Der genaue Weg der Handschrift ist unbekannt. Sie gelangte nach dem Abriß eines Lintorfer Fachwerkbauwerks in Privatbesitz.

Die Gemarkengliederung im Amt Angermund, zu der in der Region noch die Grinds-, Huckinger, Helmtorfer, Speldorfer, Laupendahler, Überanger, Raterger, Eggerscheidter, Duisburger und Saarner Mark gehörten, war eine aus dem Frühmittelalter stammende und bis in die Neuzeit kaum veränderte Institution aus einer Einheit von Nutz- und Wirtschaftsräumen der hier bestehenden Ansiedlungen. Bereits in Urkunden der Abtei Werden aus der Zeit vor dem Jahr 1000 ist z.B. das Recht auf den Eintrieb von Schweinen zur Mästung mit Eichen und Bucheckern in die (Gemarken-)Wälder eine wichtige Berechtigung, die bis zum Zeitpunkt der Auflösung der Gemarken im 19. Jh. unverändert bestand. Genauso verhält es sich mit Ansprüchen auf bestimmte Anteile an Holzsorten (z.B. Eichen- und Buchenholz) zum Hausbau, der Instandhaltung der Mühlen oder zur sonstigen Nutzung. Im Kern überliefern die „Theilungs-Receße“ der Gemarken im ehemaligen Amt Angermund, die heute in verschiedenen Archiven verwahrt werden, eine mehr als tausendjährige, kaum veränderte traditionelle Lebens- und Wirtschaftsweise, die sich mit dem



Die erste Seite der Abschrift des „Receßus von der getheilten Lintorfer-Mark“

Beginn der Frühindustrialisierung überlebt hatte. In den Texten finden sich neben den allgemeinen Rechten und Pflichten aller „Erben“ (Personen oder Institutionen in Besitz von Nutzungsrechten) zugleich die Hofesstellen des frühen 19. Jhs., die mit ihrem Besitz verbundenen, „anhängenden“ Berechtigungen sowie deren Besitzer und Pächter aufgeführt. Die Gemark ist auf das Genaueste beschrieben, vermessen und in ihrem Wert taxiert. Sämtliche Flur- und Hofesnamen, Felder, Wiesen, Äcker und Teiche in ihrem Grenzverlauf sind angegeben. Es finden sich Informationen über Pflanzenarten und Landschaftsmerkmale. Es sind Angaben über die Bewirtschaftung des Waldes zu finden und über Einrichtungen zum Abbau sowie die Weiterverarbeitung von Rohstoffen, wie Lehmkuhlen, Kalkbrennöfen, Pfannenschoppen (Fabrikation von Dachziegeln), Bergwerke mit Nennung der Eigentümer, die differenzierte soziale und berufliche Stellung der einzelnen Berechtigten usw.

Die Geschichte der Gemark

Vorab soll die geschichtliche Entwicklung des „Markenwesens“ und insbesondere der Lintorfer Mark vorgestellt werden, um nachvollziehen zu können, welche einen markanten Schlußstrich die Aufhebung der Gemarkenordnung unter die Lebens- und Wirtschaftsweisen der Menschen in der Region zog.

Nach dem Abzug der Römer vom Rhein übernahmen die Franken, ein Verbund verschiedener germanischer Stämme, die auf der rechten Rheinseite siedelten oder bereits als Verbündete der Römer, als sogenannte „Föderanten“, teilweise in Regionen des linken Niederrheins angesiedelt waren, die Herrschaft im Rheinland. Nach einer Übergangsphase, in der sich immer wieder kleinere Territorialherrschaften und Königreiche bildeten, die oft in blutigen Kämpfen wieder untergingen, formierte sich unter dem Merowingerherrscher Chlodwig gegen Ende des 5. Jhs. ein erstes einheitliches Großreich. Nach der Schlacht von Zülpich gegen die Alamannen (496 n.Chr.) und dem „Staatsstreich von Köln“ (508/9 n.Chr.), dem König Sigibert und dessen Sohn Chloderich zum

Opfer fielen, gehörte auch die Region im Dreieck zwischen Rhein, Ruhr und Düssel zum Herrschaftsgebiet des zum Christentum übergetretenen Großkönigs Chlodwig. Diese Landschaft war Teil des Ursprungsgebiets der Franken und wurde bereits in antiken Quellen „francia antiqua“, das alte Land der Franken, genannt (Peutingische Straßenkarte des 2. Jhs.; römische Geschichtsschreiber berichten seit der Mitte des 3. Jhs.n.Chr. über Einfälle fränkischer Scharen). Bereits zur römischen Zeit bestanden in Lintorf nahe der Kirche, entlang des Dickelsbaches und an weiteren Punkten im heutigen Ortsgebiet, germanische Ansiedlungen, wie archäologische Funde eindrucksvoll belegen. Diese Siedlungen bestanden auch in den Krisenzeiten des 3. und 4. Jhs.n.Chr. fort, in denen die linksrheinisch siedelnden Römer und romanisierten Germanen von fränkischen und germanischen Plünderern und Räuberbanden hart bedrängt und teilweise für immer aus Ansiedlungen und Landgütern verdrängt wurden. Den folgenden römischen Strafexpeditionen scheinen „die Lintorfer“, die wohl seit dem 3., spätestens aber seit dem 4. Jh. sicher zu den Franken zu zählen sind, standgehalten zu haben. Eine Goldmünze aus der zweiten Hälfte des 4. Jhs. muß sogar zum Sold eines fränkischen Kriegers in römischen Diensten gehört haben. Diese Münze und zahlreiche Scherben importierter römischer Keramik legen nahe, daß die „Lintorfer“ zu den Verbündeten (Föderanten) der Römer am Niederrhein gehörten. Sie haben auch nachweislich archäologischer Funde (Münzen aus dem 4. Jh. und einem Topffragment mit „Sichelrand“ aus dem 4.-5. Jh. vom Beeker Hof) ihre Siedlung nicht aufgegeben. In diesem Sinne hat die heutige Ortschaft Lintorf fränkische Wurzeln, obwohl die Siedlungskontinuität schon seit der älteren Eisenzeit nicht unterbrochen gewesen zu sein scheint.

Wie nach Krefeld-Gellep, dem ehemals römischen „Gelduba“, wurden nach der Errichtung eines fränkischen Großreiches in alle Landesteile ranghohe Krieger und Gefolgsleute des Herrscherhauses geschickt, um die wirtschaftli-

che Strukturierung des Herrschaftsgebietes zu organisieren und zu überwachen sowie die territoriale Oberhoheit des Königs zu repräsentieren. Das Grab des Gelleper „Fürsten“ wurde 1961 entdeckt und mitsamt seiner vollständig überlieferten, reichen Ausstattung geborgen. Es enthielt eine Münze, die in die Zeit zwischen 491 bis 518 datiert.¹⁾

Spätestens von dieser Zeit an ist eine zunehmend intensivere, administrative Gliederung der umliegenden Landschaften zu erwarten. Rechts des Rheins, in den Regionen „gegenüber“ Gelduba, erstreckte sich zwischen Düssel und Ruhr ein urtümlicher Wald, der vermutlich, den Gebräuchen der germanischen Stämme folgend, von den rechtlich „freien“ Anwohnern („Vicini“) zu bestimmten Anteilen als Wirtschaftsraum genutzt wurde. Möglicherweise wurden auch schon in dieser Zeit Rohstoffe wie Kalk und Raseneisenerz abgebaut. Die intensive Nutzung der Lintorfer Raseneisenerze begann vermutlich schon in der vorrömischen Eisenzeit und ist durch die weite Verbreitung von Schlackereesten und gelegentliche Funde von „Gußkuchen“ aus Rennfeueröfen dokumentiert.²⁾

Die Nutzung der Wälder war so vielfältig, daß hier kaum alle Möglichkeiten aufgezählt werden können. Der Wald gab Hölzer für Bögen, Speer- und Pfeilschäfte, Acker- und Gartengeräte, Vogelfänge (hölzerne Fallen zum Vogelfang), Bast- und Rindenstücke für Gefäße und grobe Textilien, Heilkräuter, Pilze und Wild zur Ergänzung der Nahrung. Durch ihn führten Handelspfade und einfache Wege, die einzelne Ansiedlungen miteinander verbanden. Die Wälder lieferten Holz zum Hausbau, zum Betrieb von Töpfereien (seit der jüngeren Steinzeit zum Eigenbedarf und im größeren Maßstab seit dem 11. Jh.n.Chr. zur Versorgung der Region im Dreieck zwischen Rhein, Ruhr und Düssel

1) Pirling, Renate. Römer und Franken in Krefeld-Gellep. Verlag Phillip von Zabern. Mainz 1986. S. 139ff

2) Lommerzheim, Ralf. 4000 Jahre Düsseldorf. Siedlungsgeschichte im Düsseldorfer Norden. Hrsg. Landeshauptstadt Düsseldorf, Baudezernat. S. 9

in Breitscheid und Lintorf³⁾, zum Kalkbrennen und zur Eisen-schmelze, Eicheln, Bucheckern und andere Früchte zur Viehmast oder zum eigenen Verzehr, Zweige und Äste zur Errichtung von Flechtwerk und Zäunen. Im Bereich der Bäche und Ansiedlungen wurden Waldteile ausgeschlagen und auf den gerodeten Flächen Äcker, Weiden und Wiesen angelegt. Die zahlreichen, noch ungebändigten Bäche überquerte man über Holzstege oder durch kleinere Furten.



Bachlauf im Lintorfer Wald
1997

Einzelne Quellen, deren ausgetrocknete Mulden heute noch aufzufinden sind, sprudelten vor sich hin, und in der geheimnisvollen, ehrfurchtsgebietenden Atmosphäre des Waldes lebten die Sagen, Legenden und Mythen, hausten die Götter an verborgenen Orten, denen man auch noch als getaufter Christ – sicher ist sicher – huldigte und Opfer darbrachte.

Wer im Wald Unrecht beging, sich auf eigene Kosten bereicherte und sich einfach nahm, was er wollte, mußte mit drakonischen Strafen durch die versammelten Anwohner und Berechtigten, das Hofes- oder Waldgericht, rechnen. Denn nur die gemeinsame Fürsorge für den Wald erhielt der Gemeinschaft einen wesentlichen Teil ihres täglichen Unterhalts und sicherte ihre Existenz. Anders als heute zählte nur die Gemeinschaft. Jedes individuelle Handeln zum eigenen

Nutzen war verpönt, ja sogar gefährlich, und wurde als Bedrohung der Allgemeinheit empfunden und abgestraft. Jedes Individuum hatte seinen festen Platz in der Gemeinschaft, den zu verlassen oft den Ausschluß und das sichere Verderben bedeutete.

Im hohen Mittelalter, einer Zeit ausgeprägter feudaler Gesellschaftsstrukturen, hatte der niedere und hohe Adel die wesentlichen Bevorrechtungen, darunter die Führung eines Wildpferdegestüts auf der Gemark, in seiner Hand, und den einfachen Leuten blieb meist nur das Recht, Laub und Farne zur Einstreu im Stall aufzusammeln oder das im Sturm abgebrochene und das trockene Holz aufzulesen, mit dem die arseligen Kotten, kleinste Siedlungsstellen mit vielleicht gerade einmal einer Kuh, einigen Ziegen, einem Garten und ein wenig Ackerland, auskommen mußten. Dieses Holz und besonders das zum Hausbau erforderliche Bauholz für die schlichten Fachwerkkonstruktionen der Kotten mußte erworben oder durch „Handdienste“, eine bestimmte Anzahl von Arbeitstagen im Wald, abgedient werden. So hatten die Kötter oder „Köther“ von Lintorf u.a. die Aufgabe, nach Stürmen oder der Rodung einzelner Flurparzellen das umherliegende Restholz aufzusammeln und die Bäche sauber zu halten.

Die urkundliche Überlieferung

In früh- und hochmittelalterlichen Urkunden wird häufig von „den Wäldern“, den „foresti“, gesprochen, die nach den Ansiedlungen genannt wurden, denen sie zugeeignet waren. Die originalen, frühmittelalterlichen Formulare, die seit dem 7. Jh. den Wald „lintorp“ (torp von „turpa/thorpe“ = germanischer Siedlungstyp. Erste schriftliche Nennung im 4. Jh.n.Chr. in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas. Das Grundwort zahlloser Siedlungsnamen bedeutet soviel wie „das Umhegte, Befriedete“, möglicherweise auch „Siedlung auf Königsland“) erwähnten, müssen zur Zeit des Hochmittelalters noch vorhanden gewesen sein. Unter welchen Umständen diese Originale verschwanden, ist nicht mehr zu klären. Zahllose frühmittelalterliche Urkunden, ob aus „Papyrus“ oder Pergament

(gegerbte Tierhaut), dienten Generationen von Ratten und Mäusen zum Fraß oder Nestbau, zerfielen durch unsachgemäße Aufbewahrung zu Staub, wurden abgeschabt und neu überschrieben, als „Fensterscheiben“ eingespannt oder zur Abdichtung von Löchern im Dach, durch die der Regen tropfte, benutzt. Genauso typisch war die Vernichtung ganzer Bibliotheken und Einzelurkunden durch Schadfeuer oder kriegerische Einflüsse. Was überhaupt in ganz Europa übrigblieb, ist ein „Zigtausendstel“ vom ursprünglichen Bestand. Die Vernichtung der Urkunden bedeutete zumeist den Verlust oder die Einschränkung des Eigentums und der Anrechte, die mit ihnen verbunden waren. Ein Nachweis war nicht mehr möglich, und der Mächtigere, Stärkere nahm sich, was nicht mehr durch verbrieftes Recht gesichert war. Das Bestehen frühmittelalterlicher Urkunden läßt sich an späteren Schriftstücken mit der Erwähnung Lintorfs erkennen, in die bestimmte Floskeln, immer gleichlautende Formulierungen und „altertümliche“ Ausdrucksweisen stereotyp übernommen wurden.

Ein „neuer“ Text, eine in Kaiserswerth ausgestellte Urkunde des Kaisers Heinrich VI. aus dem Jahre 1193⁴⁾, übernimmt diese in ausdrücklicher Anknüpfung an die alten Überlieferungen. (Anzuführen wären Floskeln wie „gloriosus“ und „cum plenitudine iuris que ipse eam tenuit“ = mit der von ihm selbst ausgestatteten Rechtsfülle“). Heinrich bestätigt die Rechte und Gerichtsbarkeiten u.a. in „foresti lintorp ...“, welche die Kirche „bereits in den Zeiten Unserer Vorfahren ... Pippin, Karl, Arnold, Heinrich ... besaß, und zwar in den Wäldern Lintorp, Sarne ...“. Weiter

3) Francke, Ursula. Fundstellen mit Töpferabfällen in Paffrath und Breitscheid. In Archäologie im Rheinland 1992. Rheinland-Verlag GmbH. Köln 1993. S. 164. Lohuizen van, Thomas. Ulen aus Linnep. In „Die Quecke“, Ratinger und Angerländer Heimatblätter Nr. 64. 1994, S. 100 ff.

4) Bearbeitet in der Übersetzung von Prof. Dr. Guntram Fischer und Oberstudiendirektor Graff. In „Lohausen & Stockum, Geschichte und Geschichten“. Hrsg. Heimat- und Bürgerverein Düsseldorf-Lohausen. 1989. S. 14 ff

heißt es im Text: „Die vorgenannten Rechte und Gerichtsbarkeiten erstreckten sich auf den Königshof Rinthusen („curtis in Rinthusen“) im Rahmen der gesamten Rechtsfülle Unseres ruhmreichen Vorgängers Pippin- d.h. mit dem Recht, Holz zu schlagen, Schweine zu mästen und Recht zu sprechen, so wie er es dieser Kirche übergab.“

Die älteste Quelle zur Geschichte dieses Königshofes (curtis dominicalia) ist die von Beda (672/73-735) um 703/4 n.Chr. geschriebene Kirchengeschichte „Historia ecclesiastica Anglorum“⁵⁾. Danach schenkte Pippin II durch Vermittlung seiner Gattin Plektrudis kurz vor dem Jahr 700 dem Missionar Suitbertus einen „locus mansionis“ auf einer Insel im Rhein als Wohnort. Dieser Ort hieß „am Ufer“ (s. Bedas Historia ... 703/4), später „Uerdi (877)“, „Uerithe (904)“, „Werdam (1193)“, heute Kaiserswerth. Der in der Urkunde Heinrichs VI beschriebene Königshof war, wie aus späteren Urkunden zu erschließen ist, der Pfalz in Duisburg zugeordnet, dem Mittelpunkt der frühmittelalterlichen Reichsgutverwaltung in diesem Abschnitt des Niederrheins und einer der Hauptorte, den der König oder sein Stellvertreter auf seinen Reisen durch das Reich besuchte. Die „Königshöfe“ trugen u.a. zur Ausstattung und laufenden Unterhaltung der Pfalzen bei und versorgten den Herrscher und sein Gefolge bei Aufenthalten in der Pfalz mit allem Nötigen. Über das genaue Alter Duisburgs als einem der frühmittelalterlichen Zentren herrschaftlicher Organisation ist nur wenig bekannt. Die ältesten archäologischen Zeugnisse der Frankenzeit in Duisburg datieren in das 5. Jh.n.Chr.⁶⁾

Die Siedlungen im „forestus lintorpe“ (Lintorfer Wald) sind, laut der Urkunde von 1193, bereits im 7. Jh. Teil einer dem Königshof „Rinthusen“ verpflichteten „Wirtschaftseinheit“ gewesen. Die „linthorpe“ genannte Hauptsiedlung, vermutlich der zentrale Haupthof in der Pflicht des Königsgutes auf der Rheininsel, bewirtschaftete und verwaltete eine umfangreiche „Waldparzelle“, und zwar die mit Abstand größte innerhalb eines riesigen, mehrfach aufgeteilten Waldgebietes. Im Rezeß wird die

Gemarkengröße „nach Abzug aller Wege, Bäche, Gräben und der zuvor verkauften Grundparzellen und privater Besitzungen“ mit „5791 Morgen und 70½ Ruthen Preußischen Maßes“ angegeben. Addiert man die bereits vor und während der Teilung verkauften Landstücke dazu, lag die Größe bei über 6000 Morgen. Neben der „lindtorpero marco“ bestanden u.a. die Gemarken weiterer „thorpen“. Deren Hauptsiedlungen hießen „helthorpe“ (Im 18. Jh. mit 420 Morgen) und „spelthorpe“ (Im 18. Jh. mit 2605 Morgen). Die Lintorfer Gemark war die mit Abstand größte im Amt Angermund, dem vermögendsten und größten Amt im Herzogtum Berg. Der Grundherr oder „Verwalter“ („villicus“) der früh- und hochmittelalterlichen „lindthorpe“, könnte in Anbetracht der Größe der Gemark unter den regional hochgestellten Persönlichkeiten eine hervorragende Stellung eingenommen haben. Der dem Königshof zu Kaiserswerth verpflichtete Haupthof in der Gemark ist im heutigen Beeker Hof zu vermuten, der noch im Rezeß des 19. Jhs. gleichrangig mit den Adelssitzen der ganzen Umgebung genannt wird. Ganz nach merowingisch-fränkischer Siedlungstradition, die, wenn nur irgend möglich, strikt eingehalten wurde, befindet er sich im auslaufenden Hang an einem Bach unterhalb einer natürlichen Erhöhung, auf der ein Bestattungsplatz angelegt worden war, dem heutigen Standort der Kirche. In

diesem Bereich überquerte vermutlich ein alter Handelsweg, der Mauspfad (Maus = Handelsware, ein Schiff geht mit „Mann und Maus“, Besatzung und Ladung, unter), den heute so unscheinbaren Dickelsbach. Zudem tagte auf ihm nachweislich das Kaiserswerth unterstellte Hofesgericht.

Die drei „Thorpe“-Siedlungen müssen zu den älteren fränkischen Siedlungen der Region gehören, sonst hätten sie nicht namensgebend wirken können. Daß das Stift Kaiserswerth tatsächlich bis in die frühe Neuzeit alle Rechte wie Holzrechte, Weiderechte und die Rechtssprechung, das noch 1555 in einer Erkundigung der Gerichtsverfassung aufgeführte „Hanengeding zu Lintorf“ (1604 an den Herzog von Berg verkauft), ausübte bzw. diese von den Grafen von Berg als Vögte des Stiftes an sich genommen wurden, ist ein weiteres Indiz für den frühen Bestand der Kaiserswerther Rechte und damit die Existenz der „lindthorpe“ seit dem frühen Mittelalter. Denn in der

5) Alle Ausführungen im folgenden Text, die Kaiserswerth betreffen, aus Lorenz, Sönke „Kaiserswerth im Mittelalter, Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein.“ Droste Verlag. Düsseldorf 1993. Zur alten Geschichte S. 17 ff

6) Krause, Günther. „Eine Schichtenabfolge vom 5. bis ins 20. Jh. auf dem alten Markt in Duisburg.“ In Archäologie im Rheinland 1988. Rheinland-Verlag GmbH 1989. S. 93ff



Blick vom Beekerhof zur St. Anna-Kirche 1997

Konkurrenz der Klöster Kaiserswerth und Werden um Macht und Einfluß in der Region lag die Kaiserswerther Geistlichkeit mit ihrer 100 Jahre älteren Gründung deutlich besser im Rennen. Werden erbte in Lintorf nur einige kleinere Zuwendungen und Anrechte von privater Seite. Noch weniger konnte die nahe bergische Stadtgründung Ratingen in irgendeiner Form Ansprüche in Lintorf erwerben. Wie eng Lintorf an Kaiserswerth gebunden war, zeigt auch die Tatsache, daß das „bedespil“ der Vogtleute von Lintorf 1368 (Kaiserswerther Stadtrecht, Art. 19) nicht dem Zoll des Kaiserswerther Marktmeisters unterlag.⁷⁾

Als weiterer Hinweis auf den frühen Siedlungsbestand könnte die Beobachtung dienen, daß in einer späteren Phase von Siedlungsgründungen (die sog. „zweite fränkische Landnahme“, die hier am rechten Niederrhein nie stattgefunden hat, da dieser Raum fränkisches Stammland war) „Thorpe“-Siedlungen fast regelmäßig mit einem Personennamen als Attribut verbunden waren. (Ungezählte Beispiele wie „Folcobaldesthorpe, Renoldasthorpe, Giethincthorpe“ in Urkunden vor dem Jahr 1000 in den Urbaren der Abtei Werden an der Ruhr). Hel, Spel und Lind sind jedoch nicht als Personennamen zu identifizieren, „lind“ wäre zudem eine völlig unübliche weibliche Namensform, übrigens auch nicht das Attribut „hret-“ (hretinga/hretuga, 9. Jh.) im frühmittelalterlichen Ortsnamen Ratingens. Möglicherweise handelt es sich um heute sprachwissenschaftlich nicht mehr definierbare Adjektive aus der fränkischen Frühzeit. Für Ratingen, „hretinga“, ist eine Verbindung zum Stammesnamen der „Chatten“ (hr = ch gesprochen), die bekanntermaßen im näheren Umfeld, an der Ruhr bei Soest, siedelten, noch nicht untersucht worden. Auf diesen germanischen Volksstamm, der in der Gemeinschaft der Franken aufging, führt die Stadt Hattingen an der Ruhr die Bildung ihres Ortsnamens zurück. Das Grundwort „-inga, -ingen“ bezeichnet in der frühmittelalterlichen Ortsnamensbildung einen größeren Siedlungsverband untereinander verbundener Personengruppen, etwa einer „Sippe“.

Wechselnde Eigentumsverhältnisse im hohen Mittelalter

Um 1016 gelang es dem Pfalzgrafen Ezzo, Duisburg und Kaiserswerth, also auch indirekt die Nutzungsrechte und die Gerichtsbarkeit in der Lintorfer Gemark, zu erwerben, denn das Stift war nicht autonom, sondern Teil des Reichskirchengutes und stand in der Verfügungsgewalt des Herrschers. Zu Ezzos ursprünglichen Aufgaben gehörte die Aufsicht über die Forsten und Reichsgüter aller Art, königliche Geleitsrechte und das Einziehen fiskalischer Abgaben und „Königszinsen“, die er nun zum eigenen Nutzen in Anspruch nehmen konnte. 1045 erfolgte die Rückgabe in die Hände Kaiser Heinrichs III. Dieser errichtete unmittelbar neben dem Kloster eine mächtige Pfalz, die schnell die Vorrangstellung Duisburgs ablöste, und erhob St. Suitbertus zum Pfalzstift. Zusammen mit der Pfalz in Duisburg, der auch Kaiserswerth zugehörte, schenkte Heinrich IV im Jahr 1065 dem Bremer Erzbischof Adalbert alle Nutzungsrechte an den verschiedenartigen Erträgen des Reichsguts im Forstgebiet zwischen Ruhr, Rhein und Düssel, die dem König zustanden. Das bedeutet, daß auch die Nutzungsrechte in Lintorf dazugehörten, die seit dem 7. Jh. mit dem Stift Kaiserswerth verbunden waren. Die Ansprüche der Bremer Kirche bestanden anscheinend nur kurze Zeit.⁸⁾

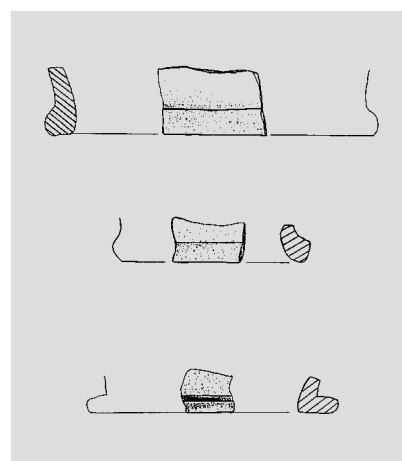
Eine Übertragungsurkunde des Edelherren Franco und dessen Gattin Werinhild aus dem Jahr 1052, also zu einem Zeitpunkt, als die Region wieder in der Hand des Herrschers war, bezeichnet zum ersten Mal den an die Ortschaft gebundenen gemeinschaftlichen Wirtschafts- und Nutzungsraum als „lindthorpero marko“, als Lintorfer Mark (Gemark/Gemarkung).⁹⁾

Dem Hof „Rinthusen“ standen seit dem 7. Jh. die Rechte zu, im Lintorfer Wald Holz zu schlagen, Schweine zu mästen und Recht zu sprechen. Diese Ansprüche übte das spätere Stift Kaiserswerth bis in das Jahr 1597 bzw. 1605 aus und trat sie dann an die Herzöge von Berg ab. Eine über 800 Jahre alte Tradition nahm somit ihr Ende.

Der archäologische Nachweis fränkischer Siedlungen im Bereich der „lindthorpero marco“

Archäologische Nachweise für die Zeit des Frühmittelalters sind, sofern man nicht gerade über ein reich ausgestattetes Gräberfeld „stolpert“, kompliziert zu ermitteln und gelingen nur selten. Aus Breitscheid, und zwar aus dem Teil, der zumindest im 19. Jh. der Lintorfer Mark angehörte, ist ein fast vollständiger merowingischer Wölbwandtopf bekannt (ausgestellt im Stadtmuseum Ratingen).

Durch die abschließende Datierung von drei keramischen Randstücken und einem Wandungsfragment aus der Nähe des Beeker Hofes durch Herrn Christian Keller vom Rheinischen Landesmuseum Bonn ist der Nachweis von Siedlungstätigkeiten im historischen Ortskern für die erste Hälfte des 8. Jhs., der Frühzeit nach der Schenkung des Königshofes „rhinthusen“ an Suitbertus, eindeutig gelungen. Gegen Ende des Jahres 1996 zeigten sich auf einer neuentdeckten Fundstelle Keramikfragmente des 9. Jhs. Im näheren Umfeld wurde noch die Mündung eines Fläschchens aus blasigem grünen Glas entdeckt, das der Form nach in das 5./6. Jh. datiert werden kann, und die Scherbe eines Gefäßes aus handgemachter Irdenware mit



Drei Fragmente fränkischer Keramik aus Lintorf (8. Jh.)
Fundort: In der Nähe des Beekerhofes

7) wie Anm. 5, S. 171, Anm. 726

8) wie Anm. 5, S. 29 u. 38

9) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf

Fingernageleindrücken, ein deutlicher Hinweis auf germanische Traditionen.

Als dritte frühmittelalterliche Fundstelle deutet sich ein Areal an, das ohnehin schon seit Jahren zahlreiche Fragmente rotbemalter Keramik „Pingsdorfer Art“ (9.-12./13. Jh.) lieferte, und so der Schluß einer noch älteren Besiedlung nahe lag. Das Fundaufkommen ist z.Zt. gering, aber sicher in das frühe Mittelalter datierbar.

Für das Frühmittelalter ist mit einer lockeren, weitflächigen Besiedlung der Lintorfer Gemark zu rechnen.

Die Auflösung der mehr als tausendjährigen Gemarkenordnung

Im 18. Jh. wurden erste zaghafte Überlegungen zu einer Aufhebung der traditionellen Gemarkenordnung durch Abfindung in Grund und Geld, auch Teilung genannt, angestrengt, jedoch die Aufhebung der uralten Wirtschafts- und Organisationsstruktur als nicht durchführbar befunden.

Gegen Ende des 18. Jhs. setzte ein gewisser Herr Commerzienrath Brügelmann, der durch Güterkauf reichlich Anrechte in der Gemark erworben hatte, alles daran, die eigentliche Auflösung des Gemarkenwesens zu erreichen. Er rechnete dem Landesherrn, Kurfürst Karl Theodor, vor, daß eine Auflösung der Gemarken nur zum Vorteil des Landes gereichen würde. Die „Privatisierung“ würde eine erhebliche Verbesserung der Erträge zur Folge haben.

Der altadlige Waldgraf und Wildförster Wilhelm Graf von Spee war schier entsetzt über die penetranten Initiativen des neureichen und durch und durch bürgerlichen Commerzienraths, denn in einem erbosten Brief an seinen Landesherrn beschwerte er sich über den „Kaufmannsstolz, welcher durch ein großes Vermögen mehr aufgeblasen worden“, und daß „ein solcher Kaufmann, der seine Prozen- te gut zu berechnen weiß ... alle möglichen Chikanen und Neuerungen“ hervorsuche, um „mich in den zum besten der Gemark ... getroffenen Vorkehrungen zu hemmen“.¹⁰⁾

Doch alles Widerstreben nutzte dem Grafen nichts. Zwar konnte die Aufteilung der Gemark unter die Berechtigten, auch Beerbte genannt, erst einmal nicht vorgenommen werden, weil die Franzosen das Regiment in den Rheinlanden übernahmen. Dann war man endlich soweit, Kaiser Napoleon um die entsprechende Zustimmung zu bitten. Doch der mußte bald nach der Völkerschlacht von Leipzig (16. Oktober 1813) seine Koffer packen und sich Richtung Elba einschiffen. Die Lintorfer Gemark überdauerte seine Herrschaft.

Endlich aber, am 26. November 1816, beschloß die Preußische Regierung „Auf den Antrag aller Beerbten“ die Teilung der Gemarken im Amt Angermund durchführen zu lassen.

Der „Theilungs-Receß der Lintorfer-Mark“ nach der Lintorfer Privatabschrift

Die Handschrift beginnt mit einer umfangreichen Aufführung der Maßnahmen, die zur Vorbereitung der „Theilung“ getroffen wurden.

Bereits 1817 war die Berufung der „Theilungs-Deputirten“, Taxatoren und Landmesser durch die Versammlung aller Erbberechtigten erfolgt, die die Teilung der Gemark vorbereiten sollten. Zu ihnen gehörten der Angermunder Bürgermeister Jakob Baasel, der Rentmeister Theodor Perpeet aus Angermund und Hermann Steingens. Unter den Taxatoren befanden sich der Lintorfer Schöffe Theodor Thunes, damals eines der angesehensten Mitglieder der Lintorfer Gemeinde und Besitzer der Höfe Hinüber und Marzelli, Heinrich Kemmann, Conrad Perpeet und Heinrich Kuhles.

Die Revision übernahm der Oberförster Riese. Für die „geometrischen Arbeiten“ war der Landmesser Büll verantwortlich, und nach dessen Tod trat sein Bruder Johann Büll an seine Stelle.

1820 wurde eine Teilungskommission durch die „Königliche Hochlöbliche Regierung“ eingesetzt, der der „Steuer-Controllleur“ Alef, ein Herr Brockhoff, der Appellations- und Landgerichtsrat Degreck und der Angermunder Bürgermeister Jakob Baasel angehörten. Bürgermeister Baasel ver-

starb allerdings kurz nach seiner Berufung.

Die Gemark wurde detailliert beschrieben und vermessen, wobei eine Karte als Grundlage diente, die ursprünglich 1803 zur Einrichtung des Steuerkatasters vom Landmesser Büll angefertigt worden war. Demzufolge lag die Gemark zum größten Teil in der Gemeinde Lintorf und in Teilen auch noch im Gebiet der Gemeinde Breitscheid. Bis zum Jahr 1814 bestand in diesem Gebiet ein Wildpferdegestüt des Landesfürsten, dessen Entstehungszeit heute nicht mehr zu ermitteln ist. Um die Wildpferde, die frei in den Wäldern lebten, von den Äckern, Feldern, Weiden und Gärten der Lintorfer Siedler fernzuhalten, war das Gestüt durch einen „Waldfrieden“ eingefaßt. Dieser bestand aus einem Graben mit parallelllaufendem Wall. Auf dem Wall verlief durchgehend eine Hecke oder ein Zaun, der an bestimmten Stellen von Toren unterbrochen war. Dieses riesige Sperrwerk wurde von den Gemarkenerben als Teil des Grenzverlaufes anerkannt.

Die Grenzumgehung, zu der alle anwohnenden Erbberechtigten eingeladen waren, orientierte sich an zahlreichen Grenzsteinen, die u.a. 1791 gesetzt worden waren. Im Laufe der Grenzbeschreibung finden sich zahlreiche Flurnamen aufgeführt, die zum Teil noch heute geläufig sind. Für Breitscheid sind die Namen Pannenberg, Heiderkothen, Hümmelsbeck und die Ländereien des Klein-Eicken-Gutes zu nennen. Am „Erckamps Kothen“ wird eine Pfannenbäckerei (Pfannen-Dachziegel) genannt, die Vorläuferin der späteren Ziegelei Ehrkamp, in deren ehemaligen Tongruben heute moderner Sondermüll lagert.

Der Wildenburgskothen stand einmal mitten im Lintorfer Waldsee auf einer Insel, die der Sandabbau übrig gelassen hatte. Es wird die Lintorfer Viehstraße erwähnt, die heutige Speestraße, über die das Vieh der Lintorfer Gemeinde in die

10) Volmert, Theo. „Das Ende der Lintorfer und der übrigen Gemarken“. In Lintorf, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815. Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. Ratingen 1982, S. 380 ff.



Dachpfannen des 18./19. Jhs. auf einem Fachwerkhause in Breitscheid nahe der ehemaligen Ziegelei Nelskamp

Weide- und Heidegebiete der Lintorfer Gemark getrieben wurde. Der „krumme Weg“ findet mehrmals Erwähnung, genauso wie die „Chaußee nach Düsseldorf“. Die Grenze führte „bis auf einen Bach an der Wiese des Obersten Mühlen Guts“ und führte weiter bis auf ein Tor am Pohlacker, vorbei am Vogelsang, „um das Eichförschen herum“, bis zum „Sandgarten Thor“ usw.

Am Klotz, Fliegenrath, Kleinschmal und Gerhard (Gierath) befanden sich „jetzt meistens trockene Fischweyer, wovon die Besitzer eine Abgabe an die Kirche zu Lintorf oder Mintard abzugeben“ hatten. Demnach war die Fischwirtschaft zumindest für einige Einwohner ein Nebenerwerbszweig, mit dem sie ihr Einkommen aufbessern und ihre Existenz unterhalten konnten. In der Fastenzeit und samstags war Fisch, zumindest bei den wohlhabenden Katholiken in Lintorf, ein wertvoller Fleischersatz und eine wichtige Ergänzung der Nahrung.

Einige Markenteile und Erbberechtigungen wurden vor der Auflösung der Gemark verkauft. Neben etlichen Waldstücken auch der Schweinestall am Winkelhäuschen, in den früher der Gemeindegirte die Mastschweine der Gemarkung eintrieb. Die Weideschweine des 19. Jhs. waren den Wildschweinen ähnlicher als den heutigen rosa Mastschweinen. Sie existierten bis in unser Jahrhundert hinein nur noch in geringer

Stückzahl im ehemaligen Jugoslawien und wurden dort durch den Krieg so drastisch dezimiert, daß ein völliges Aussterben dieser alten Haustierrasse nur durch private Initiative im letzten Moment verhindert werden konnte.

Heinrich von Perrot erwarb den „zwanzig Morgen, zwanzig Ruthen Preußisch“ großen Distrikt auf dem er mit seinen „Mitinteressenten“ ein Alaun- und Vitriol-Bergwerk unterhielt.

Ein weiterer Distrikt wurde dem Bürgermeister Baasel und Johann Theodor Perpeet „für den laufenden Betrieb des auf der Marke lange bestandenen Kalkofens ... erblich abgetreten“.

Die Eheleute Nothen betrieben den Pfannenschoppen am Ehrkamp. Ihnen wurde „wegen des bisher verstatteten Erdstechen auf der Marke der Platz des Pfannenschoppens mit dem Waßerlauf und die ... Erdgrube“ überlassen.

Am Lüttgenschließkothan bestand ein Pfannenschoppen des Bürgermeisters Baasel und des Johann Theodor Perpeet mit der dazugehörigen Erdgrube.

Die Gemarkengemeinschaft hatte zur Zeit der Gemarkenteilung aus ihrer Kasse den wenigen noch lebenden Gestütsbeamten anteilmäßig mit den anderen Gemarken eine Pension zu zahlen. So erhielt der Stallknecht Schwab insgesamt „dreihundert drei und achtzig francs sechzig Centimes“ und der Reitknecht Ferrier „sechshun-

dert acht und neunzig francs vierzig Centimes“. Außerdem bekam der „Waldschütz“ der Lintorfer Marke, Förster Honnen, „zeit Lebens“ ein Gehalt. Bei Dienstunfähigkeit hatte er Anspruch auf eine Pension, doch bei der Vernachlässigung seiner Dienstpflichten konnte er ohne jeden finanziellen Ausgleich aus dem Dienst entlassen werden. Der Gemeinde Angermund, die u.a. die Kuckelter Brücke in Stand halten mußte, wurde für das ihr zustehende Holz ein finanzieller Ausgleich gezahlt.

Von den Wegen der Gemark wurden 31 „beibehalten, rücksichtlich neu angelegt“, darunter der „Brockes Kalkweg bis auf die Grenze der Eggerscheider Mark“. Die Hauptwege maßen „vierzig Fuß Breite, einschließlich der beiden Gräben zu sechs Fuß“, die kleineren Wege zwanzig Fuß, „nebst Gräben von vier Fuß Kölnisch“. In der Gemark blieben 12 Brücken und 45 Kanäle erhalten.



Hohlweg im Lintorfer Wald nahe Krummenweg 1997

Einzelne „Erbberechtigte“ konnten bestimmte Bevorrechtigungen in Anspruch nehmen. Die Besitzer einer Eichengewalt hatten alleine das Recht zum Aufbrand der Schweine bei „sich ergebender Egger“ und zum Bauholz für ihre Sohlstätte (Die Sohlstätte war in der Regel an den Besitz einer bestimmten Siedlungsstelle gebunden und nur selten davon losgelöst vererbt oder veräußert). Die Schweine wurden mit Brandeisen

gekennzeichnet, die über das Jahr in einer Kiste in der Kirche aufbewahrt wurden.

Das „Haus Angermund mit seinen Waßerwerken“ hatte Anspruch auf Bauholz, doch ohne das Recht zum Schweineaufbrand. Ebenso die Höfe des Landesfürsten, Eller und Schrapenbrug, sowie der Robertshof zu Bockum, der zum Schulfond gehörte. Die Angermunder Mühle bezog Bauholz und einen „Buchenhaufen“ für „Käme und Steefe“, ebenso die Lintorfer Mühle „Helfenstein genannt“. Haus Heltorf standen noch „tausend Bohnen- und Hopfen Stangen“ zu, sowie das Holz für elf Vogelherde. Auch Haus Bockum und Haus Linnep hatten Anspruch auf Holz für sieben bzw. acht Vogelherde. Die Vogelherde waren hölzerne Fallen, in denen sich Singvögel, vor allem Drosselarten fingen. Als sogenannte „Krametsvögel“ landeten sie auf den den Tischen der betuchteren Gemarkenberechtigten.¹¹⁾ Die Fiskal-Behörden liquidierten verschiedene Hoheitsrechte auf bestimmte Holzlieferungen.

Die Angermunder Sohlstättenberechtigten hatten weiter das Recht, Schweine und Hornvieh in die Lintorfer Mark einzutreiben, mußten allerdings als Gegenleistung den Dickelsbach „zwischen Eickförstgens- und Schladerichs-Banden“ sauber halten. Außerdem behielten es sich die Beerbten vor, „bei ihren Cultur-Anlagen, ... die dem Weidgang freigelassenen Districte beschränken zu dürfen“.

Die Angermunder konnten 69 ganze Gerechtsame vorweisen. Zu den Berechtigten gehörten der Graf von Spee und der Freiherr von Kylmann genauso wie der Oberförster Holland oder das „Armen oder Gemeinde Haus“.

Aufgeführte Familiennamen sind u.a. Brockes, Beckmann, Fettweiß, Rademacher, Tröster, Dickmann, Schmitz, Perpeet, Klapdor, Brockerhoff, Broden usw. Pächter der Mühle war zu diesem Zeitpunkt Heinrich Bauer.

Aus Rahm sind zahlreiche berechnigte Hofstätten mit ihren Besitzern und Pächtern aufgeführt. Die Hofstellen tragen zum Teil ausgefallene Namen wie Elfenkothen,

Schwalbentempel und Flohfink. Neben dem unvermeidlichen Grafen von Spee treten u.a. die Familiennamen Biermann, Ropertz, Langen, Scheuten, Kayser, Maaßen, Schwippertz und Holt-schneider auf, Namen mit einer langen Tradition und einer weiten Verbreitung in der Region.

Die Ansprüche der „ein und fünfzig Köther von Lintorf und neun und zwanzig Köther aus Breitscheid“ waren:

- 1.) „der Weidgang für Hornvieh und Schweine, so wie auch
- 2.) das Recht zum Stock und Sprock sammeln; nicht weniger
- 3.) zum Plackenhauen, Streu und Laubsammeln;
- 4.) Sand, Lehm und Kley zu holen, sodann
- 5.) das Reiserholz von dem jährlichen Hau des Buchen Holzes nachdem vorab für die sämtlichen Erben des oberen Theiles 2450 Schanzen dazu abgenommen, dergestalt, daß sie den ganzen Rest unter sich achtzig Köther gemeinschaftlich zu vertheilen haben,
- 6.) das Reiserholz von den Erben, wogegen sie jährlich drei bis vier Tage auf der Gemark mit Aufräumen der Bäche und Gräben, Eichenpflanzen und Umgraben von Eichelskampen unentgeltlich arbeiten mußten;
- 7.) die Benutzung der dörren Buchenstöcke,
- 8.) das Recht zum wilden Holz.“

Unter den Lintorfer Sohlstätten befanden sich der Wüstenkamp, Altenkamp, Hecken, Großlinsenbroich, Kleinhintenbruch, Grofstein, Putenkamp, zu Klotz, Lutershanten, Kost, Tönneskamp, Heintges, Fußhaus, katholische Schule, reformierte Schule usw. Beispiele für Familiennamen sind Kuhlmann, Kemmann, Kleinrahm, Stein, Esser, Rosendahl, Neuhaus, Ritterskamp, Kleineicken, Schinnenburg, Nüsser, Thunes und andere. Wilhelm Menzen besaß zusammen mit einem Herrn Lücker ein Haus am Krumpfenweg, das mit keinen Berechtigungen verbunden war.

Beispiele für Mintarder/Breitscheider Hofstellen sind Kleinkimpel, Hummelsbeck, Windhövel, Hasthaustent, Am Stein, Wüstenei, die Horst, Ehrkamp und für die Familiennamen Lücker, Nothen, von Katz, Kleinkalversberg, Tackenberg, Neviand usw.

Besonders bevorrechtigt waren die Adelhäuser der Umgebung. Die Häuser Bockum, Remberg, Linnep, Zum Haus, Heltorf, Kes-selsberg und der Hof zur Beek in Lintorf hatten das Recht zum Weide- und Schweidgang für Hornvieh, Schweine und auch für Schafe, „soviel die Schafstriff und das Plackenhauen betrifft, auf den holzleeren Heiden“. Das ehemalige Gut zur Beek, heute Beeker Hof genannt, steht gleichrangig neben den großen adligen Häusern der Region, was auf eine bevorzugte Stellung in der Zeit des Mittelalters hinweist, die den heutigen Baulichkeiten nicht mehr anzusehen ist. Seine Bewohner hatten ihre Grablege innerhalb der romanischen Dorfkirche.

Ein im Rezeß zitiertes Verzeichnis belegt, daß „in den 16 Jahren von 1776 bis 1791/2, von jedem Köther, als Ausgleich, im Ganzen 82 Tage gedient worden waren, ein Durchschnitt von fünf vier fünftel Tagen im Jahr.“ Die Köther waren für ihre kümmerlichen Anrechte in der Gemark den „Erben“ Handdienste schuldig. Auf das oft elende Leben der „Köther“ am Rande der Existenz, bedrückt von Handdiensten, und ihr geringes Ansehen in der Gemeinde bezieht sich der Ausdruck „Köter“ für einen heruntergekommenen und verwahten Hund.

Neben Eichen und Buchen werden noch Erle, Saalweide, Faulbaum und Dörner als Pflanzenarten genannt.

In den Gemarkenakten fand sich als Forderung eine Rechnung von „dreihundert sieben Thalern“, für Holz, das 1813 an die Festung Wesel geliefert worden war. Nach

11) wie Anm. 10, S. 298ff. Aufführung von Standorten einiger Vogelherde in Lintorf mit Abbildung einer „Rechnung von Kramsvögel vom Jahr 1747“, vom Vogelfänger an den Hanten.



Der Kotten Hermannshanten mit Scheune im Lintorfer Wald 1997

einigem Hin und Her und der Anrufung „der schiedsrichterlichen Commission zu Berlin“, blieben die Lintorfer Gemarkenerben auf ihren Ansprüchen sitzen. Die Holzlieferung wurde einfach zu einer „Kriegslast“ erklärt, „welche entweder dem sie betreffe, zufalle, oder zur allgemeinen Landes Parifikation (Anm.: Gleichstellung/Ausgleichung) sich eigne.“

Viele Ansprüche und Rechte der Erben, vor allem die der „Köther“ und Armen, wurden für alle Zeiten einmalig in Geld abgeglichen.

Als es nun zur endgültigen Auflösung der Gemark kam, entschied man sich, die einzelnen Parzellen in drei Qualitätsklassen einzuteilen und dann zu verlosen. In der ersten Klasse befanden sich Distrikte „welche vorzüglich mit Holz besetzt“ waren, in der zweiten Klasse „jene, welche untermischt mit gutem und schlechtem Holzbestand versehen, oder mit Heidegrund unterbrochen sind, im Ganzen aber ein gleiches Verhältniß auf des Gesamt-Holz und Bodenwerth darbieten“. In die dritte Klasse gehörten „die reinen oder nur mit unbedeutendem Holz bewachsenen Blößen“.

Am 21. August 1824 erfolgte die Verlosung in Gegenwart der versammelten Erben und ihrer Bevollmächtigten durch den „dazu ersehenen eilf Jahr alten Wilhelm Fettweiß“.

Unmittelbar danach kam es zwischen dem Grafen von Spee und

dem Herrn „Commerzienrath Broegelman“ zu einem umfangreichen Austausch zugelooster Stücke.

Es wurde beschlossen, daß „die alten Marken-Acten ... alsbald sie wieder aufgefunden werden, bei dem Großbeerbten Herrn Grafen von Spee auf einem darüber zu errichtenden Verzeichniße mit dem gegenwärtigen Rezeß nicht beigelegten Karten verwahrlich hinterlegt werden. Zur Urkund deßen ist der Rezeß dreimal gleichlautend, und zwar einmal auf einem Stempelbogen von zwei Thaler, welcher sammt einer Theilungs Karte bei dem Bürgermeister Amte Angermund hinterlegt wird und zweimal auf einem Stempelbogen von fünfzehn Silbergroschen samt dem anliegenden Vermeßungs- und Theilungs-Register ausgefertigt, wovon eins mit der Karte bei der Königlichen Regierung, und das ander mit der Operations-Karte dem Herrn Grafen von Spee zuzustellen ist, nach mehrmaliger vorheriger Verlesung und Genehmigung vor der Commißen eigenhändig unterschrieben worden.“

Am 15. April 1830 wurde der „Theilungs-Rezeß“ von allen Beteiligten, bzw. ihren Vertretern unterzeichnet. Für die Königliche Regierung, Abteilung des Innern, genehmigte und bestätigte am 5. April 1831 ein Herr Cuny die Vereinbarungen.

Nach dem Abschluß des Rezeses vertrat ein Teilungsausschuß

die Rechte und Interessen der Beerbten, bis alle gemeinschaftlichen Erbangelegenheiten erledigt waren.

Den Abschluß der Abschrift bildet eine mehrseitige detaillierte Auflistung und genaue Beschreibung der zugeteilten Lose, mit genauer Angabe der Besitzer, sowie der Abmessung und der Wertangabe von Flurstücken und Holzwerten in Thalern und Silbergroschen.

„Verlierer“ des Theilungsrezeses waren vor allem „die Armen“ und die „Köther“ von Lintorf, Mintard, Angermund und Rahm. Zwar wurden deren ohnehin geringe Anrechte finanziell abgegolten und hoffentlich auch zum Vorteil aller verwendet, aber der stetige und beständige Zufluß vom Erlös des verkauften Holzes zugunsten der Armen war nun abgelöst und fiel in Zukunft aus. Das sonst straffrei aufzusammelnde trockene und durch Stürme geworfene Streuholz war jetzt Eigentum anderer und mußte von nun an erworben werden. Auch wer sein Haus oder seine Zäune erneuern und erhalten wollte, wer Hopfen- und Bohnenstangen benötigte, wer für was auch immer Holz benötigte, hatte kein Anrecht mehr darauf, sondern mußte seinen Bedarf durch Handel, Tausch oder Dienstleistungen erwerben, sofern er nicht selber zu den Beerbten mit geeignetem Grund und Boden gehörte.

Der finanzielle Gesamtwert der Gemark betrug 133.137 Thaler, 22 Silbergroschen und 1 Pfennig. Davon entfielen auf den Bodenwert 66.094 Thaler, 8 Silbergroschen und 8 Pfennige und auf den Holzwert 67.043 Thaler, 22 Silbergroschen und 13 Pfennige.

Die bestehenden „besonderen Rechte“, wurden mit 6.017 Thalern, 9 Silbergroschen und 7 Pfennigen abgelöst. Als liquidierte Vorrechte sollen hier nur die Ansprüche der königlichen Domänen auf „Staakheister für Einfriedung der Gärten und Wiesen des Hauses Angermund mit Hecken und Thoren etc“ von 2.898 Thalern, 17 Silbergroschen, einem Pfennig, die Ansprüche des „Herr Conrad Lohmann wegen Lintorfer Mühle, alle 2 Jahr Holz für Kämme und Stäbe“, von 24 Thalern, 18 Silbergroschen und 6 Pfennigen und die Ansprüche der Armen von Lin-

torf auf Buchenholz im Wert von 346 Thalern, 4 Silbergroschen und 7 Pfennigen zitiert werden. Für die Instandhaltung von Steinbrücken, wie z.B. der Kuckelter Brücke über die Dickelsbach“ und „über die Klotzbach am Höfgens Feld, ganz neu“ (im gesamten Text werden Bäche „die Bach“ genannt), wurde eine Entschädigung von 10 Thalern und für die Erhaltung der Holzbrücken, u.a. „Am Winkeshäuschen“ und „auf der Haubach am alten Eichelskamp“ 16 Thaler, 12 Silbergroschen und 4 Pfennige gezahlt. Für „Kanäle zum Waßerabzug“, wie die „auf der Bleibergsheide“, „Am Duisburger Baum“ und „zwischen Grofstein und Putenkamp“ betrug die Entschädigung für in Stein gefaßte Anlagen 4 Thaler, 3 Silbergroschen, 1 Pfennig und für die in Holz gefaßten 7 Thaler, 20 Silbergroschen und 9 Pfennige.

Es verblieb die Summe von 127.120 Thalern, 12 Silbergroschen und 6 Pfennigen.

Auf der Lintorfer Mark befanden sich drei Gewälde (drei Arten von Holzrechten), nämlich 67 Eichengewälde, 74 Buchengewälde und 72 Erlenhaufen. Die einzelne Eichengewald hatte den Gegenwert einer jährlichen Rente von 13 Thalern, 2 Silbergroschen und 2 Pfennigen, die Buchengewald von 9 Thalern, 13 Silbergroschen und 7 Pfennigen und der Erlenhaufen von 10 Silbergroschen und 8 Pfennigen.

„Die jährliche Rente der dreierlei Gewälde“, der Zusammenfassung einer Eichen- und Buchengewald sowie eines Erlenhaufens, betrug 22 Thaler, 26 Silbergroschen und 7 Pfennige.

Die Kapitalsumme von 127.120 Thalern, 12 Silbergroschen und 6 Pfennigen wurde nun durch den Wert der jährlichen Rente der unterschiedlichen drei Gewälde geteilt und ergab den Wert einer vollen Gewalt in allen drei Holzarten, von insgesamt 1816 Thalern, 24 Silbergroschen und 2 Pfennigen.

Einen guten Schnitt machten vor allem der Graf von Spee und die Familie Brügelmann, die im Verlauf der späteren Jahre noch manche Parzelle zum eigenen Nutzen aufkauften oder tauschten.

Der Graf erhielt Holz und Boden im Gegenwert von 43.566 Thalern, 6 Silbergroschen, 6 Pfennigen und die Familie Brügelmann, im Text heißt es „Herr Commerzienrath Brügelmann“, im Wert von 19.732 Thalern, 5 Silbergroschen und 4 Pfennigen. Zusammengerechnet teilten sich die beiden „Großberbten“ knapp in die Hälfte des Gesamtwertes der Gemarkung.

Die 1783 nach Ratingen gezogene Familie Brügelmann, die in der damaligen Gemeinde Eckamp eine „moderne“ Baumwoll-Spinnerei und Weberei eingerichtet hatte, betrieb die Teilung der Gemarken ganz zu ihrem Vorteil und kam zuletzt auf ihre Kosten. Nicht nur der finanzielle Gewinn und die Kapitalanlage in Grund und Boden standen im Vordergrund, sondern auch die Nutzung von Flächen im Bereich der Fabrik, die durch Vereinbarungen mit dem Grafen von Spee und anderen eingetauscht oder erworben werden konnten. Daneben hatte die Brügelmannsche Fabrik einen großen Bedarf an Holz, nicht nur zur Errichtung von Bauten, sondern auch zur Erhaltung der technischen Anlagen wie das große hölzerne Wasserrad, die Transmissionsbalken, Zahnräder und marode gewordene Maschinen, deren Rahmen überwiegend aus Holz bestanden usw., das nun problemlos aus eigenen Waldbeständen beschafft werden konnte.

Die Berechtigten in der Gemarkung, ob reich oder arm, zogen niemals gleichermaßen Vorteile aus den Anrechten in der Mark, aber alle verloren sie mit ihrer Auflösung ein Stück Gemeinsinn und Identifikation mit ihrem natürlichen und sozialen Umfeld, in dem auch der ärmste Köther noch seinen bescheidenen Platz hatte und mit seinem Recht vertreten war. Der kalte Hauch der Frühindustrialisierung mit seinem fortschreitenden Massenelend streifte in der Gestalt des Herrn Brügelmann auch die ländliche Gemeinde Lintorf. Er beschäftigte Frauen und Kinder als Billiglohnarbeiter und scherte sich kaum um sie, wenn sie mit verstaubten Lungen und in den Maschinen zerrissenen Gliedern als zerstörte Existenzen seine Fabrik verließen. Dann erwartete sie das Elend gleich hinter dem Fa-

briktor und ein nur noch kurzes trauriges Leben in einer armseligen Unterkunft oder auf der Straße. Lassen wir Herrn Brügelmann in seinen persönlichen Zügen einen bescheidenen Menschen sein, aber ein sozialer Arbeitgeber im heutigen Sinne war er gewiß nicht, sondern ein „trefflicher Unternehmer“ seiner Zeit, der es durch „Industriespionage“ und Cleverness weit gebracht hatte. Die Vorteile aus der Auflösung der Gemarkenordnung kamen aber nicht mehr dem Commerzienrath Johann Gottfried Brügelmann zu, denn dieser war bereits 1802 verstorben. An seine Stelle traten die Erben, allen voran sein Sohn, Gottfried Brügelmann jun., der aber schon 1830 das Zeitliche segnete, ein Jahr vor Abschluß des Rezesses, und dessen Ehefrau Sophie Brügelmann, geb. Bredt, der später ihr 1808 geborener Sohn Moritz Brügelmann tatkräftig zur Seite stand.

Wer heute Spaziergänge in den noch immer stattlichen Lintorfer Wäldern genießt, dem ist deren Geschichte eher gleichgültig, sieht er hier doch die Vorzüge der vermeintlich noch halbwegs unverfälschten Natur.

Diese Wälder waren jedoch über Jahrhunderte alles andere als natürlich gewachsen. Sie wandelten sich spätestens im Laufe des hohen Mittelalters zu reinen Wirtschaftsflächen mit zum Teil ganz speziellen Anpflanzungen und Kultivierungen. Sie waren Weiden und Nutzholzflächen, sie ermöglichten den hier lebenden Menschen lange Zeit ein Überleben in Gemeinschaft, auch wenn in früheren Zeiten noch mancher Bär hier durchzog oder Wölfe durch ihr nächtliches Geheul die Kinder der armen Köther in ihren Bettchen erstarren ließen.

Die Aura des Waldes als lebendes und lebenswichtiges Organ einer Siedlungsgemeinschaft, dem alle verbunden sind, besteht nicht mehr.

Er ist, neben seiner rein wirtschaftlichen Nutzung, ein Schaustück mit Erholungswert für Wochenendbesucher geworden.

Thomas van Lohuizen

Seit vielen Jahren ist Irmgard Wisniewski im Vorstand des Vereins Lintorfer Heimatfreunde aktiv. Im Jahre 1993 beschrieb sie in der „Quecke“ die Entstehung der Siedlung an der Johann-Peter-Melchior-Straße zu Anfang der 50er Jahre, in der sie seitdem mit ihrer Familie lebt. In diesem Jahr feierte „Irmchen“ ihren 70. Geburtstag. In Lintorfer Mundart versucht sie hier, sich und andere „aule Lengtörper“ an das alte Dorf zu erinnern, so, wie es in ihrer Jugend ausgesehen hat:

Dat aule Dörp

För siebzig Johr op de Krommenweger Stro-et jebore
hann ech mih Hetz an dat Dörp verlore.
Ulenbroich heeßst dat Stück Stro-et hütt,
un et wohne do jetz janz anger Lütt!
Hei wu-ed ech jro-et — wat e biske üwerdriewe —
denn ech bin e ne Kru-etdotz jeblieve.

Wat ben ich jet in dat Dörp jeloupe,
un wat konnt mer do all koupe.
Uns jejenüwer wor dat kleine Levensmittellädche
vom Speckamp's Kath,
wat su et Nüdichste — sujar Blotsche — hatt.

Im Noberhus wor et Möbeljeschäft von denne Schwarz,
om Hoff wor de Schrenerei.
Se hadde och Särch un e Baujeschäft dobei.

En Dür widder kom Hamacher's Pitter.
De hadden en Schusterei
met Schuhjeschäft dobei.
He soht op dem Schusterschemel, vör sich ne Bärm Schuh,
wor am flecke un pinne ohn Rast und Ruh.
Denn su ene Houpe Schuh wie mer hätt hütt,
sou jet jov et domols noch nit.

De aul Frau Tröster mit öhr Kinger
wonnden am Ulenbroich in dem Hus.
Die wußt wat loss wor,
de Fenster jingen all op de Stro-et eruss.
Die mußst sich döckes dat Lied anhüre, wat jrad in Mod:
„Die hinger de Jardinge stonnt und spinnze,
dat sindse.“



Die Krummenweger Straße (heute Ulenbroich) um 1925. Das kleine Fachwerkhaus rechts besaß 1920 noch einen Ziehbrunnen. Es wurde 1970 abgerissen. Das Fachwerkhaus im Hintergrund ist das Haus Ulenbroich. Im mehrstöckigen Haus davor hatte Peter Hamacher seine Schusterwerkstatt. Das kleine weiße Haus im Hintergrund hieß „Schlutz“. Es beherbergte erst das Geschäft von Gustav Haufs, später die Filiale der Bäckerei Steingen von der Speestraße.



Dann kom die Anna-Kerk, wo wie eh und jeh
stolz de Hahn üwer dat Dörp kickt us der Höh.
De hätt völl jesenn, doch de is verschwieje,
et wü-ed ihm wohl nix anders üvrichblieve.

Stenkes Filiale stong der Kerk vis a vis.
Do jov es Bru-et, Weck, leckere Teilchen —
un dat verjet ech nie,
wor et im Suhmer heiß, jov et selverjemackt Eis.

Henger de Kerk kom dann de Zurlo mit Lebensmittel,
use Lieverant.
de wor jut sortiert, in Obst un Feinkost,
un he hätt de Kaffee selver jebannt.

Jejenüwer wor Textil-Fenk,
die kannt un kennt noch hütt jiedes Kenk.

Im selve Hus konnt mer biem Ewald Hamacher
Tabakwaren un Pipe koupe,
awer och de Kenger soh mer hinloupe.
För 2 Penning kräch mer do schon
e janz Tütche Restebonbon.

Henger Zurlo wor Butenbergs Schmed.
Wued e Peed beschlare, de Gestank verjesst mer nett.
Im Jang töschen Schmed un Wohnhus fong dat statt,
Dat wor wat för us Blare, mer konnt sech nit ki-eke satt.
Im Hüske neveahn verkopten Frau Butenberg Pott und Pann,
alles für de Jade, mer konnt och en Adelsschepp hann.

Schräg jejenüwer wor bei Papier-Hamacher
de Schollkrom to koupe,
mer konnt mol schnell in de Paus rüwerloupe.
E Heft, e Federke oder e paar Klömpkes hollt mer sech dann.
An de Veilchenpastille sich wohl mancher erinnere kann?
Et du-erte döckes länger, bis „Tante Minchen“ kom in de Lade,
wor se jrad de Melk am koeke, mußte mer wade.

Op de Eck im selve Hus hat dat Julchen Allmacher si Lädche.
Dat führten och su allerlei,
Textilien, Nähkrom, später wor och Jlas on Porzelling dobei.

Öm de Eck kom dat Hüske vom Dorfbarbier,
dem Schang Schröder,
de wor sehr berühmt, de kannt wohl jeder.
Wir Kenger moßte op de hure Stull us sette,
dann jing et loss, he fing an te wette.

E Stückske widder kom de Drogerie Füsgen.
Die hadden alles. Of Wärmflasch oder Tie.
Do hei kenn Apotheek wor, jov de Frau Füsgen jut Ratschläg,
wenn wat di-et wieh.

Kom im Hervst de Kappestied erann,
lieh mer för e paar Jrosche de Kappesschaaf dann.
Jing mol en Schief kapott, oder mer moßten Stockfärv hann,
die jov et do och, denn Malermeister wor de Ehemann.

Dohenger kom von denn Jeschwister Stenkes de Metzjerei.
Eene Jong wor Metzjer,
im Lade bedenden sinn Schwestere — drei.



Die Kreuzung Klosterweg (heute: Krumpfenweg Straße),
Speestraße und Angermunder Straße (heute: Konrad-Adenauer-Platz) im Jahre 1965. Im Fachwerkhaus rechts befanden sich Papier-Hamacher und der kleine Laden von Julchen Allmacher. Links die Gastwirtschaft „Kothen“ (Walter Mentzen) mit dem berühmten Saal, einst die gute Stube Lintorfs. Im Hintergrund links Butenbergs Schmiede vor dem Lebensmittelgeschäft Zurlo, das man hier von der anderen Seite aus sieht

De evangelische Kerk steht direkt nevenan,
do jejenüwer jov et noch ne Stenkes-Bäcker dann.
Mit dem Hauptjeschäft un der Filial hadden die nix to donn,
äwer Verwandtschaft wor et, jläuv ech schon.

Vör dem Stenkes wor noch de Schmeed vom Klötgen,
die hadden och e Jeschäft mit Hushaultkrom on Jadejerät,
denn do hatt noch jeder ne Nutzjade
on et wu-ed flissich jepott und jesät.

E paar Schritt henger de evangelische Kerk stong —
e Stöckske terück — noch e Hus.
Dat süht fast noch wie domols us.
Do wore Textilien, Bettzeug usw. te hann.
Frau Volmert wor de Besitzerin,
die bot auch Meterware an.



Neben der Anna-Kirche befand sich das Lebensmittelgeschäft Zurlo, direkt gegenüber konnte man im Textilgeschäft Fink und im Tabakwarenladen Hamacher einkaufen

Nevenan kom en Wies, die jehörden dem Beekerbuer,
doch bis tom Johr 1937 nur.

Do kom de Willi Molitor ut em Bosch
un miek op en Schrenerie,
e Möbeljeschäft wor och dobei.
Dat jövt et hütt noch — ut Tradition,
mer en angere Jeneration.

Nit to verjeete dat Büdche von Werminghus.
Mer nannten se Tante Marie.
Dat ihschte stung henger Plönes vor de Bahn.
Doch mit der Tiet wu-ed op de anger Sitt
en neue Bud jebout, die wu-ed immer staatser dann.
Do jov et lecker Klömpkes un son Sake,
am beste, mer di-et ne jroute Bore dröm make.
Awer die kann mer sich nit denken weg,
die steht och hütt noch am selve Fleck.

Op de Düsborger Stro-et, Speestro-et, och im Bosch
jov et wat te koupe,
dat wor awer för de Dörper te wiet,
do simmer nit hinjeloupe.

Irmgard Wisniewski



Die Angermunder Straße (heute: Konrad-Adenauer-Platz) in den 50er Jahren. Links das Frisörgeschäft von Jean Schröder, dann die Drogerie Füsgen und im Hintergrund das Möbelgeschäft und die Schreinerei Molitor. Rechts das Hausmannshaus, in dem sich die Schmiede und das Haushaltwarengeschäft Klötgen befanden. Dahinter erkennt man den Giebel des Männerasyls, in dem Wilhelm Steingen eine Bäckerei betrieb

Besonders stolz ist die Redaktion der „Quecke“ auf die vielen Beiträge in Lintorfer und Ratinger Mundart. Sehr beliebt bei unseren Lesern sind immer wieder die Gedichte, Geschichten und Erinnerungen unserer Autorin **Maria Molitor**, die am 30. Mai 1997 ihren 85. Geburtstag feiern konnte. Mit ihrem Mann Wilhelm betrieb sie in Lintorf viele Jahre eine Schreinerei und ein Möbelgeschäft, das heute von ihrem Enkel geführt wird. Auch Wilhelm Molitor, obwohl im Alter erblindet, war bis zu seinem Tod im September 1995 ein beliebter Autor der „Quecke“. Maria und Wilhelm Molitor waren 1948 das erste Königspaar der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf nach dem Zweiten Weltkrieg.

Im November 1984 erschien der erste Beitrag Maria Molitors in der „Quecke“. In Versform berichtete sie damals in Hochdeutsch von einer Wallfahrt zu den Gebeinen des Hl. Suitbertus in Kaiserswerth, an der sie mit anderen Lintorfer Katholiken als Kind teilgenommen hatte. Sie gewann damals mit diesem Gedicht den 1. Preis im Senioren-Autorenwettbewerb des Kreises Mettmann. Seither schrieb Maria Molitor fast alle ihre Beiträge in Lintorfer Mundart.



Op de Stroot

Twei Fräukes stongen op de Stroot,
 en dredde kömmt dobe-i,
 do jöft et en jemütliche Kallere-i:
 „Wie hässe jeschlope des Neit?“
 „Jo, wenn ech et dech sare soll: schleit!“
 „Wie kömmt et, hässe Ärjer jehatt met de Blare?“
 „Aver wie kannste sujet sare,
 minne Hals wor jans stief,
 och hatt ech Ping em Lief,
 ech fong de janze Neit kenn Roh,
 aver jejen Morje fielen mech de Oge tou.“
 „Och du arm Mensch, wenn dech alles deht wieh,
 dann kok dech e Täßke Kamelletie,
 oder lech dech ne warme Lapp op de Buck
 dann jeht alles fott, ruck-zuck.“
 „Jliek mott ech noch koke,
 jetz mott ech flott loupe
 on noch jett vör dor Meddag koupe.“
 „Watt jöft et denn Judes be dech?“
 „Be us jöft et Erpelschloot on Fesch.“
 „Watt kocks du denn hütt?
 Du häss am Dösch doch immer völl Lütt?“
 „Ech kok Erpel, Buhne on Speck dorcheen,
 dat jöft rude Backe on stramme Been.“

„On watt jöft et be dech?
 Dinne Mann kann doch ete wie e Peed.“
 „Be us jöft et hütt Blutwusch, Hemmel on Eed.“
 „Watt mäckt denn din Motter, die wor doch krank?“
 „Och et jeht widder, Jott sei Dank.“
 „Et es suwatt met de aule Lütt,
 alle Dag jett angisch kütt,
 aver sulang noch schmeckt Ete on Drenke
 on se lotten de Mu-et nit senke
 kann mer tefriede sinn,
 wir kuhmen jo all mol dohen.“
 „Wie eset denn, fahrt Ihr dese Sumer och fott?“
 „Minne Mann well nit, oh Jodderjott,
 de well immer em Jade erömpüsele
 oder an sinnem Auto erömknüsele.“
 He säht: „Nörjens es et schöner wie te Hus
 he-i krütt mech kenne erus.“
 „Jetz mott ech aver jonn,
 et hätt schon twelf jeschlare.
 Jliek kömmt minne Mann on och de Blare.
 Mackt et ju-et on duht nit tevöll
 söss jeht et öch wie de Frau Kröll,
 die es üver ne Struhhalm jefalle
 do konnt se nit mieh arbede, mähr noch kalle.“

Maria Molitor

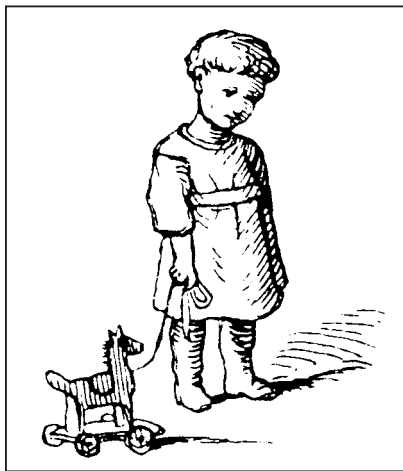
Wie die Kenger fröher jespellt hant

Wenn mer bedenkt, dat die Lütt fröher all völl Kenger hadden on die Männer alleen för et Jeld sorje moßten, kann mer verstonn, dat för Spellzeuch nit völl Jeld utjeve wud. Watt hatt mer als kleene Kenger schon? Ne Baukaste on bonkte Klötzkes met Belder drop wie hütt die Pusels, e paar Belderbücker on e Schockelpeed.

Watt die kleene on jrötere Kenger hütt all an Schmusediere hant on domet en et Bett jont, dat joef et fröher nit. Met Katz on Honk konnten se spiele, manche Lütt hadden och Kaning.

Komen die kleene Kenger ennet Bett, dann nohmen se et Dümke oder ne Zeppel vom Bettzeuch, oder en Heija, dat wor en kuscheilige Deck, oder de Schnuller, dann woren se tefriede. Bes to nem Jahr lohren völl Kenger enne Wiech, wenn se hüllden, dann wuden se jeschockelt, bes se schliepen. Et jof och nit för jiedes Kenk e Kengerzemmer.

Die Kleenste schliepen be Vatter on Motter em Zemmer em Kengerbettche. Fröher woren datt Jitterbettches ut Metalldroht, witt lackiert, on ne Kaafsack dren. Die jrötere Kenger hadden Schloopzemmer, en nem Schloopzemmer schliepen immer e paar Kenger, do wud aver nit dren jespellt, mähr jeschloope. Dat Leve spellden sech enne jrute Köch af. Et Fuet-



bänkske wud ömjekippt, een Keng satt sech dren on wud vom ange-re dorch de Köch jeschove, dat wor us Auto oder der Zoch. De Stühl wuden ömjekippt, Düker

doför jehange, dat woren us Hü-ser, onger Dösch on Bank woren us Höhle.

Die jrötere Jonges spellden Pastor, se stelden sech op der Stuhl on predichten, die angere Kenger soten dröm eröm on moßten senge on bede. Dat Schönste wor, wenn se sech ut ner aule Konservedus e Weihrauchfaat mieken, e Stöckske Koot dran, e paar Köhlches ut em Heed on domet erömschwenke. Kom die Motter on sohr dat, dann joef et Schenges.

Als min Schwester on ech su 5 oder 6 Jahr ault woren, krejen wir op Weihnachte jiedes en Popp. Wat woren dat feine Poppe. Die hadden echte lange Hoore met Zöpp on Schlöpp dren. Die Oge jongen ope on to, die konnten richtig schloope. Arm on Been konnten se beweje, on de Lief wor ut witt Leder. On feine Kleeder hadden die an, Hemd on Box met Spetze dran. Die Poppe woren völl te fein för us kleene Weeter. Et duhrden nit lang, do wollt ech een en dr Kopp kieke, ech wollt senn, wie die Oge op- on tojingen. Ech han su lang an de Hoore jearbett on se fott jedöht, bes ech en de Kopp kieke konnt.

Op dem Kopp wohr e Look, do konnt mer en de Kopp kieke, dat wor wohl, domet se repariert wede konnten. Et Eng vom Lied wor, dat die Oge utjingen. Die Köpp woren ut Porzellan on hant och nit lang jehaule. Su wud immer met de kapotte Popp jespellt, die wud sulang jewäsche on jekämmt, bes et ne totale Invalid wor. Als wir jrötter woren, spellden wir butte.

Wir hadden ne jrute Hoff on ne Jade. Manche Kenger hadden Stelze, wenn de Vatter die selver make konnt. Use Vatter konnt dat nit, also hadden wir keen. Op de Stroot fuhren selden Autos, die konnt mer telle, aff on to kom ne Peedsware, su jehut die Stroot us to. Dann liep noch en Beek anne Stroot vorbei. Die Beek wor wat Wunderbares. Do konnt mer Scheffkes fare lote, mer konnt met de nackte Füet dodorch jonn, mer konnt drüver sprengere, mer konnt em Wenkter drop schliedere, mol wor die Beek schmal, mol wor se breet, mol wor völl Water dren,

mol wennich, et joef immer anne Beek wat te senn, aver Fesche woren nit dren. Die Beek had kenne besongische Name, dat wor einfach de Beek, sie kom vom Zecheplatz her. Jetzt löpt se unterirdisch, de Zauber es vorbe-i.

Et joef och Sandkuhle, on de Bosch wor och enne Nöh.

Watt wollden wir mieh?



Kohmen wir ut de Scholl, wuhden te-isch de Schollkleeder utjetrocke on ne Schütel ömjedonn. Dann wud Meddach jejete, Schollabeed jemackt, on dann konnten wir speele. Enne Nohberschaft wohnden völl Kenger, su hadden wir immer jenoch Jesellschaft. Watt wir butte spellden, hing vom Weder aff. Wor et Fröhjahr do, dann spellden wir Weeter met de Bäll. Wir hadden e Ballnetz öm der Hals, do woren de Bäll dren, jrötere on kleenere. Dat Ballspiele wor en Konst för sech. Do wud anne Huswank jespellt, immer met mehrere, do joef et en ganze Reh, wat mer könne moßt, dat hieß „Probe“. Wir spellden: Röckske reits on lenks, Knieke, Ärmke, Köppke oder met zwei oder dree Bäll, manche woren richtige Jongleure.

Dann kom et Dötze dran. Jieder hat ne Dötzbüdel met sin Dötz dren. Tom Dötze bruck mer ne feine jlatte Hoff, am lievste spellden wir bem Nohber Kiene vör de Husdür. Do wud e Külleke jemackt on ne Ans, dat wor de Strich wo mer stonn most, wenn mer anfang te spiele. Dat Könnere wor, die Dötz te kitsche on mücklichst völl Dötz ennet Külleke te krieje. Wenn mer Jlöck hatt, wor am Eng de Dötzbüdel voll, oder mer hat alles ver-

spell. Be us em Lade konnt mer Dötz koupe, aver die Penninge woren rar.

Dötze dieden Weeter on Jonges tesame. Et woren immer dieselbe, die den Kleene die Dötz affnahmen. Schön wor och et Döppe. Te-isch söckten mer sech ne



Stock, dann kom en Koot dran, dat wor en Schnack, dann bruckten mer noch ne Dopp. Döppe konnt mer mähr op ne jlatte Hoff oder op de Stroot. Die Stroot wor jo fast immer free, et kom schon emol e Fahrrad. We hatt schon e Fahrrad? Wir hadden e Jongesrad för alle Mann, ohne Freilauf, die Pedale liepen immer ronk. Wir Kleene fuhren onger de Stang (wenn wir et emol krieje konnten). E Fahrrad wor och ke Spellzeuch, weil die meeste kennt hadden. Speeder kregen wir dann och e Weeterrad.

Believt wor och et Range. Mer besorchte sech von irgendwoher ne Rank. Schleit wor de Rank vom Heringsfaat, de wor onejal breet on liep immer em Krees. Dann bruckte mer noch ne Stock on et konnt lossjonn, immer henger dem Rank her on met dem Stock do hengerkloppe, mol schnell, mol langsam, wie mer Lost hatt.

Och Höppe hätt us völl Spaß gemackt, aver dat wor mieh för Weeter. Do miek mer sech Kästkkes op em Hoff on schmiet met nem Steen dren, aver suvat speelen se hütt och noch.

Dann wor noch et Seelche sprenge. Ne Streck fong jiedes Kenk em Schobbe oder Stall. Zwei moßten et Seel schlare on die angere konnten sprenge, met zwei Been

oder met eenem Been, mol flott, mol langsam, wie et Spaß miek. Dat janze Speele wor fröher us Gymnastik. Hütt mössen die Mötter die Kenger narm Sport oder Ballett met em Auto henfahre on widder affhole.

Wie sech doch die Tiede jeängert hant. Spellplätz joef et fröher nit. Op em Schollhoff durft mer noh de Scholl nit speele, on die Mötter hadden nomedeis och keen Tied, op de Kenger optepasse.

Die moßten em Jade arbeede, Obst on Jemüs eenmake, wäsche, stoppe on flecke. Wir Kenger hadden fresche Loft, völl Freeheet on völl Bewejuung. Ech kann mech nit entsenne, dat et fröher dicke Kenger joef. Die wuden och nit met Leckerei voll jestoppt wie hütt.

Wor em Jade de ieschte Rhabarber juet, dann dorft mer sech en Stang hole, kom et huch, dann kräch mer op em Tellerke e beske Zucker - on dann wud met Verjüje de ruhe Rhabarber jejeete, mer moßt schon emol frempe, weil e su suhr wor. Dann komen die ieschte Mührkes, Erbskes on Kohlräbkes. Wenn de Vatter juet drop wor, dann durften wir us wat hole on hant alles ruh jejeete. Dann komen die Koschäppel on Johannesbeere, alles wat för us Kenger anstatt Plätzkes, Klömkes on Schockelad. Alle Lütt hadden ne jrute Obst- on Jemüsejade, do joef et för us Kenger immer wat te schnöbbe.

Weil de Bosch kottbe us wor, wued he völl von us besöckt.

Wir söckten die ieschte Erdbeere, e Bleektäske wor nit half voll, dann hant wer se schon opjejeete. Em Jade stongen die nit, do wor der Platz te schad för, on em Jeschäft joef die och nit.

Wir söckten Himbeere on Brombeere, aver ken Pilze, die kannten wir nit. Wir bouten us Hüskes em Bosch oder spellden ane Beek. Wir nohmen us en Schleut, stieten us aff on flohren von een Sitt op de angere über de Beek, manchmol och eren. Anne Kuckelterbröck hant wer Feschkes enne Mühlebeek jefange, em Mai jingen wir em Bosch Maikäfer süke, wir hadden alle Häng voll te donn.

En Schaukel stong op jiedem Hoff, en Wippschaukel mieken wir us met e paar Steen on Breeder selver. Su hant wir Zirkus on Kermes

jespellt, Budes jebout on Spaß satt jehatt. Jezankt on jekloppt hannt wir us och, et es doch klor, dat wir nit immer eener Meenuung woren. Manchmol moßt de Vatter oder de Motter dotöschchen jonn, domet widder Roh kom.

Wenn et em Sumer he-it wor on wir hadden Duusch, dann jingen wir ane Pomp on dronken dat klore kaule Pompewater, wat diep ut de Eed kom. En Pomp stong an jiedem Hus, oder ne Pött. Limo on allerhand angere leckere Säft joef et nit. Wasserleitung hammer en Lengtörp speeder jekritt, ech jlöf enne twentijer Johr. Schön wor et och, wenn et Kohn jemieht wor on de Wenkvüjel huuch jelote wuden. Die Wenkvüjel mieken sech die Jonges selver. Wenkvurelspapier joef et en alle Farve, de Bohre för fönf Penning, bem Schreener hielen se sech för e paar Penning Wenkvurelslatte, on dann wuden die selver jemackt, jeklefft wud met Erpelsapp. An nem Wenkvurel, je nach Jrödde, hadden die Jonges e paar Stond Arbeed, die Steet konnten wir Weeter make. Dann noch e Kneuel Wenkvurelskood, on et konnt losjonn.

Wenn de Oktober do wor, wuden de Erpel utjemackt. Doför joef et Erpelsferie, die woren nit för Urlaub, die woren för te arbeede. Die meeste Kenger jingen dann be de Bure Erpel oplese. Om vier Uhr joef et en Töt Malzkaffee on en dicke Botteram, Weck on Schwattbrued opein, met Botter on Appelkrut, on et ovensd joef et noch e paar Jrosche.

Wir hadden selver e jruet Erpelsfeil. Wenn die Erpel et morjens met de Jaffel utgemackt woren, moßten wir Kenger se et nomedeis oplese. Dat jing su e paar Dach lang. Am letzte Dach wor et Erpelsstrüh schon ziemlich drüch,



dann wud e jruet Erpelsführ jemackt on die Erpel, die noch op em Stöck lohren, dodren jebrode. Wat hant die lecker jeschmeckt, von butte woren se schwatt verbrannt, aver enne dren witt on lecker. Wir hant immer jeknöttert, wenn wir Erpel oplese moßten, aver am Eng wor et doch schüen. Die Erennerunge sind et Schünste.

Kom dann die kälere Johrestied, jing et los met Fange on Erlöse, Nohloupe, oder Räuber on Schanditz. Die Spelle mieken Jonges on Weeter tesame. Do liep mer nit mähr über de Stroote on öm de Hüser, do moßt mer über de Beek



spreng, we am beste spreng konnt, de wor nit te krieje.

Wie oft es et passiert, dat mer do bei enne Beek jefalle es, dann wud mer och noch utjelacht. Dann liep mer flott nach Hus on trock sech e Paar drüje Strömp an on dann jing et widder. Do wut nit jebroßt, on die Motter moßt us trüste, dat joef et nit.

Wir hadden fröher noch immer starke Wenkter met völl Frost on Schnie. Wer ken Blotsche anhat, durft nit op de Schlinderbahn, weil die söß stomp wud. Do wohen strenge Sitte. Schlinderbahne joef et op em Schollhoff on op de Stroote. Wenn mer em Wenkterdach morjens vör de Scholl tweimol enne Week enne Schollmeß moßten, wud de ganze Wech bes anne Kerk jeschlindert. Manche Lütt hadden Äsch jestreut, domet die aule Lütt nit fielen, do hant wir us drüver jeärjert.

Kom de ieschte

Schnie, dann wuden Schniemänner jebout on Schnieballschlachte jemackt, on die Jonges hant die Weeter met Schnie jewäsche. Die Dach woren völl te kott för us. Wut et donkel, dann moßten wir en et Hus, do wor die Motter streng dren. Hadden wir de naate Krom utjedonn, dann woren wir fruh, dat wir us henger de warme Ove sette konnten.

Dann wud jelese. Die Büker holden wir us jiede Sonndach ut de Borromäus-Bibliothek em Vereenshus, dat wor do, wo jetzt de Konrad-Adenauer-Platz es. Hadden wir kaule Füet, dann dieden wir us ne Tieschelsteen en der Backove. Bevör mer ennet Bett jing, kom ne Lapp dröm on mer leit sech de Steen ennet Bett, su wor em Wenkterdach et Bett schün warm.

Su hant wir en schöne Kengertied jehatt, ohne de moderne Krom, wo die Kenger hütt met spiele. Aver alles to sinner Tied, ech senn enn, dat su e Lewe hütt för Kenger nit mie mücklich wör.

Maria Molitor

Uster fröher

Fröher wor alles einfacher wie hütt. Esch kann joh sare fröher. Wenn mer 88 Jahr ess, kann mer fröher schriewe.

En minner Scholltied jof et en dor Karweek Ferie.

Dann wurden för die klene Blare e Usternest gemackt met aule Schermedroht (Schirmgestänge). De Droht moßte schün geboge wede on met bede Engger fass en de Ed.

Do drüwer kome dann Moosplagge, die im Bosch geholt wuden.

Die Plagge mosten och schün gliek sin, domet dat Nest och schün utsoch. En de Medde van däm Nest wuden en klene Kull gemackt, die wud och met Moos utgeleit für die Eier.

Ronks-öm wuden schün gehärkt. Karfriedachs wuden die Eier gefärwt.

Et wud en Brüh gekockt ut Ölschale und Muckefucksatz (Malzkaffeesatz).

Die Ölschale wuden öwerem ganze Wenkter gesammelt om Söller, doh hingen am Rökeskass och die Ölk.

Wenn die Eier gekockt on kauld woren, wuden die Eier met en Speekschwat affgeriewe, dann glänzten die schün.

Am Ustermorge wuden die Eier heimlich en dat Nest geleit.

Füre för däm Nest, em Gehärkten, wuden met dreh Fengerspetze en de Ed en Spur gemacht, die fam Usterhas.

Karsamstach kome och de Messdiener met en Rassel on wönschte de Lütt frohe Ustere.

Die Messdiener hadden och ne Korf be sich on sammelten Uster-eier on Sühtes.

Gründonischdach gingen de Glocke fott.

Dann wuden nitt gelütt on en dor Kerk nit mieh geschellt.

Die Schelle wuden durch die Ras-sele ersetzt.

Die Glocke, so wuden vertellt, woren noh Rom, Rieszupp ete.

Och met däm Ete wor et einfach, do wuden kai Gedüns gemackt.

Us Motter hätt immer ne Weck met Rosinge gebacke, do goff et dann die Eier beh.

Ustersonndach förem Düsterwede wud et Poschführ (Osterfeuer) ahngemackt.

Alle Rieser vom Herbst on Wengter hadde mer tesamegeleit, dat wor ne grute Hoop.

Use Vatter nohm ne grute Strühwisch, bürden met dor Mestgaffel an enem Eng de Hoop Rieser ahn, on leiden de Strühwisch onger die Rieser.

Met ene Führspon branden dann de grute Hoop Rieser.

Je jrotter die Flamm, öm so mie Spaß hadden wir Blare.

Dat wuhr us Fierdachsvergnüge. Vertell dänn Blare datt hütt.

Christine Herdt

Bäckermeister Johann („Jean“) Oberbanscheidt aus Ratingen ist der älteste Autor der „Quecke“. Am 26. Juli 1997 wurde er 95 Jahre alt. Seit 75 Jahren ist er Mitglied der St. Sebastiani-Schützenbruderschaft Ratingen und der Kolping-Familie. Der Goldene und der Diamantene Meisterbrief zeugen von seiner langen Berufstätigkeit als selbständiger Bäckermeister an der Speestraße (heute Poststraße) in Ratingen. Seit vielen Jahren erfreut er die Ratinger regelmäßig mit seinen Geschichten, Anekdoten und Gedichten in Ratinger Mundart, die er unverfälscht beherrscht. Für die Leser der „Quecke“ erinnert er sich diesmal an seine früheste Jugend, in der er als Helfer seines Vaters mit Pferd und Wagen nach Lintorf kam:

Lengtörp

Ech bön schon freu met Lengtörp bekannt jewode, minne i-eschte Schollehrer wor dor Lehrer Hartmann von Lengtörp.

Mi Vatter hatt en Ratinge en Bäckerei. He fuhr met Päd on Wa-ge langes de Düre on breit de Lütt et Bru-ed ent Hus. Zweimol en de Week fuhr he och noh Lengtörp. Am Maat fing he an tu bediene, dann et Dorp erop, dann an de Zech vorbei langes dem Bäcker Siepe nom Gottschalk. Bös do fuhr ech met, dann fuhr mi Vatter alle-in bös nohm Bosch, nohm Düvelshohn on üwer de Bahn nohm alde Esser.

Ech ging dann nohm Schuster Backhus on satt mich bei dem en de Werkstatt. Do jov et immer jet te ki-eke. Wenn schü-en Wäder wor, di-ede mir Fußball spiele: dem Schuster sin Jonges on die Großhantens Kenger on ech gege die Kenger von de Fischesch Hüser.

Mir hant de me-iste Ziet gewonne, die Kenger ut de Fischesch Hüser hadde Blotsche an on mir hadde Schu-en an.

Em Wenkter, wenn schle-it Wäder wor, ging ech noh Schwabs on hielt mech do op, bös mech mi Vatter do widder afholden. Bei Schwabs wor et emmer so gemüt-lech warm, die Frau Schwab gov mech dann e Glas wärme Hippe-melk on e Paar wärme Schluppe. De alde Schwab wor Streckewär-ter an Block 16. Die Schwabs had-den en Katz, die hatt blu-es e Stömke Steez. Datt angere Eng hatt se sech en de Köchedür afge-klemmt. Met der Katz hann ech dann emmer gespelt, bös mech mi Vatter afgeholt hätt.



Mir hadde en Lengtörp am Maat en Tant wohne, die ginge mir emmer Kermes besü-eke. Mir fuhre met de Räder ü-ever de Renn, on wenn die Tant ons über die Hel-pensteins Bröck ku-eme soch, dann ri-ep se: „Wacker noch ene Gusch Water en de Zupp, die Ra-tinger ku-eme.“

Mi Vatter, de ging fröher emmer rongk öm Ratinge op de Kermese. He di-et op de Kermes Appel-ku-eke verkoupe. Ne ronge Appelku-eke wu-ed in acht Deil gedelt, dann kom e Stöck en en griese Blos on wor för ne Gro-sche.

Noh Lengtörp kom he och, bem Holtschnieder för de Dür hatt he emmer en Kermesbud stonn. Am Friedagomend för Kermes hat mi Vatter met ne Frönd die Kermes-bud opgebaut. Se hannt fließig dobei gedronke, on wie se fedig wore, gingen se en de Wietschaft

noch ene drenke. De Wiet wollt i-escht niks mie geve, aber dann hätt he öhne doch noch jett ge-geve. Wie de Wiet en de Köch ging, sohen die zwei en de Eck ne alde Grammophon ston. Se läden en Platt op on gove sech ant danze. On weil se nitt mie su fass op de Be-in wore, kome se an et Stol-pere on fielen gegen de Ove. De Ove fiel öm, on ut dor Pief, die ove dorch de Deck ging, fiel de ganze Ruß erut, on mi Vatter kräg die ganze Ladung op der Kopp. Do kom de Holtschnieder ut de Köch on gov sech ant lamentiere on hätt mi Vatter einfach erutgeschmi-ete. Dann seit he för de angere Keel: „Su, Männeke, jets betahle on dann du och erut.“ – „Ja,“ seit de, „ech hann ke Geld, dat Geld hätt de Schwatte.“ Dann hätt he öm loupe lote. Am angere Morge hätt mi Vatter sech entschuldigt on hätt noch ne Daler för de Putzfrau do-gelote.

Jean Oberbanscheidt

Lengtörper Kall

Breetloog	= Porree
Dat Metz schnitt wie ne dude Hong bitt	= Das Messer ist nicht scharf, da ein toter Hund nicht beißen kann
de Kier nitt kriege	= nicht die Kurve kriegen, zu langsam, behäbig
de Sonn mäckt Striepe, dann jöffet et Siepe	= wenn die Sonne Streifen macht, gibt es Regen
Dreck schurt dor Maare	= wer zu sauber ist, wird empfindlich
Drohmeser	= Holz-Handsäge für zwei Personen
ene am Sehl hange	= wenn die Totenglocke läutet
ene üwe	= jemanden ständig erinnern oder anhalten
ens lure	= nachsehen
Fügel, die fröh flöten, hölt de Katz	= Vögel, die früh flöten, holt die Katze
gelenkich wie ne Karrestipp	= eine unbewegliche, steife Person
Gür	= Maulwurf
Heckhold	= eine rührige, vorlaute weibliche Person
Hölpe	= Hosenträger
jöstere	= jemanden anhalten, auf jemanden einreden
Kammesohl	= Weste oder Jacke
Klätschkies	= selbstgemachter Quark
Kluck	= brütende Henne
die klucke mär te Hus	= Menschen, die nur zu Hause sitzen
Kniepmetz	= Taschenmesser
Knöngel	= altes Putztuch oder abgetragene Kleidung
Kohle-Klound	= Kohlenzange
Koschte	= Brotkruste
kötte	= etwas einsammeln, öfter nachfragen
kraake Wares haule am längste	= ständig reparierte, alte Wagen, halten länger
Krutthieb	= Sichel
Kull	= abgedeckte Grube zur Überwinterung von Gemüse
Meutz vertelle	= Uriges erzählen
nöttere Nutz	= unaufmerksam, gleichgültig
Nutz	= Jungrind, kleines Tier
Ölk	= Zwiebel
Pedde	= Kröte
Pedde-Stühl	= Pilze
Pirring	= Wurm
Plönder	= alte Sachen oder Zeug, das nicht mehr genutzt wird
prad-maake	= zurecht machen oder -legen
Putesack	= eine aus alten Sachen zusammengelegte Rolle, die im Winter innen vor die Tür gelegt wird, damit es nicht zieht
Puus	= Pause, kleine Ruhezeit
Quaas	= undefinierbares, Zusammengesetztes
Schaul	= Türriegel zum Schieben
Schepel Kohl	= Messeinheit, Behältnis für ca. 40 kg Kohlen
Schiereoch	= Scherenaug, etwas unkontrolliert ausgeben oder vergeben
Schlodderkamesol	= schlampig gekleidet
Schloop-Tommes	= Namenstag Thomas, am 21. Dezember, längste Nacht des Jahres
Schloot	= dicker, dürrer Ast
schotte	= Kleidungsstück zurechtrücken
Schuffkarrhölp	= Tragriemen beim Fahren einer Schubkarre
Sewer	= Speichel
Sprötz	= Gieskanne
Stockfarf	= Fensterkitt
Tou-goof	= eine Zugabe, Nachtisch
Tronslook	= eine ruhige, zurückhaltende, schüchterne Person
Wenn mer sengt, kuhm Helger Gest, dan es de Nut am allermest.	= Wenn man singt, komm heiliger Geist, ist die Not am allermeist = es gibt im Garten (vor Pfingsten) noch nichts zu ernten und die Kellervorräte sind aufgebraucht.
Zaus	= Sauce

Lorenz Herdt

Heinrich Fleermann, Besitzer des Mühlengutes Helpenstein im Herzen von Lintorf, wurde am 23. August 1997 80 Jahre alt. Seit Jahren erfreut er die Leser der „Quecke“ mit Geschichten aus dem alten Lintorf. Sachkundig schilderte er das bäuerliche Leben vergangener Generationen, zeichnete ein Bild Lintorfs, so, wie er es als Kind und Jugendlicher erlebt hatte, und berichtete schmunzelnd über die Eigenarten und Leidenschaften seiner Bewohner. Natürlich ist er seit „Urzeiten“ Mitglied im Verein Lintorfer Heimatfreunde, im Obst- und Gartenbauverein Lintorf, in der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, deren Oberst er jahrelang und deren König er 1961 war, sowie nicht zuletzt beim Stammtisch „Aule Lengtörper“, den er im Juli 1945 mit 17 anderen Lintorfer Bürgern begründet hatte. Diesmal erzählt uns Heinz Fleermann einige lustige Begebenheiten aus 70 Jahren Lintorfer Geschichte:



Heinrich Fleermann an seinem 80. Geburtstag am 23. August 1997

Lintorfer Anekdoten und Verzellkes

Vor einem Jahr verstarb mein bester Freund FRITZ NÜSSER im Alter von 96 Jahren. Fritz nannte sein Geburtsjahr (1900) stets „Lokusjahr“. In Lintorf war er sehr bekannt und beliebt. Über vierzig Jahre saßen wir zusammen am Stammtisch, verbrachten frohe Stunden im Schützen- und Gartenbauverein. Wir sahen uns fast täglich. Seine heitere Lebensart und seine Hilfsbereitschaft waren sehr groß. Noch im Alter von siebzig Jahren ließ er es sich nicht nehmen, bei jeder Arbeit einzuspringen. Oft kam er zur Heuernte, um mit uns den Grasschnitt von ca. 4000 qm zu wenden. Sogar diese Arbeit ging mit ihm lustig zu! Sah er von seinem Fenster aus einen großen Lastzug mit Torf beladen in unseren Hof fahren, machte es ihm Freude, auch hier mithelfen zu können. Sein großer Garten war ein Schmuckstück, viele gemütliche Stunden haben wir in seinem Blumenparadies verbracht.

Ein Anekdoten von Fritz Nüsser möchte ich hier erzählen:

Vor dreißig Jahren waren fast alle Lintorfer Bürger „Allianz versichert“, und manche Lebensversicherung wurde mit guter Beratung von Fritz abgeschlossen. Bei uns ging es mal um einen Haftpflichtschaden: Ein Verkaufsfahrer belieferte einen Kunden in Tiefenbroich mit einem Zentner Hühnerfutter. Plötzlich kam ein Foxterrier des Kunden und biß unserem Fahrer ins Bein. Der ließ vor lauter

Schreck den Sack los, der dann dem Tier ins Kreuz fiel. Der Hund war sofort tot. Sogleich stellte der Kunde eine Forderung von 600,- RM. Nun mußte Fritz heran. Ihm erschien die geforderte Summe zu hoch, und er sagte: „*De Scheißköter möbte met 400 Mark jut afjejolde sin.*“ Fritz bleibt wohl allen Lintorfern unvergessen. Die Kölner haben ihren Millowitsch, und wir hatten eben einen Fritz Nüsser.



Fritz Nüsser
19. 10. 1900 - 12. 5. 1996

Nun eine Anekdote von Balthasar Schmitz, wohnhaft auf der Viehstraße (heutige Speestraße) hinter der Kantine: Hier hatte Balthasar eine Ziegendeckstation. August

Lindegard sollte für 3,- RM seine Ziege dort decken lassen. August kam aber nur bis Mecklenbeck. Die drei Mark wurden sofort in Alkohol umgesetzt und die Ziege in ihren Stall zurückgebracht. Nach sechs Wochen war die Ziege wieder bockig. August erhielt wieder drei Mark und zog mit dem Tier los. Auch heute kam er wieder nicht bis zur Deckstation – Endstation war Mecklenbeck und die 3 RM waren wieder weg. Die Hipp kam wieder in den Stall, und das enttäuschte Tier trat in den Hungerstreik. Frau Lindegard entdeckte diesen Zustand und schimpfte mit ihrem Mann, daß nun vom Arbeitslosengeld 6 RM weg seien. Sie bestrafte ihn damit, daß er auf dem Söller schlafen mußte. Nach der achten Nacht wollte August wieder auf den Söller hinauf, doch Frau Lindegard rief: „*Hejeblieve, mech soll et nit so jonn wie der kranken Hipp.*“

An der alten Zeche wohnte eine Familie Küpper. Der Stolz der Familie waren 10 Hühner und ein Hahn. Nachbar Siro Fantinell besaß ebenfalls mehrere Hühner sowie einen Papagei. Nun wollte man Frau Küpper einen Streich spielen: Siro nahm seinen Papagei und tauschte ihn gegen Frau Küppers Hahn. Als sie am nächsten Morgen in den Stall kam, um ihre Tiere zu füttern, wurde sie von Siro Papagei begrüßt mit den Worten: „*Guten Morgen Frau Küpper – hier ist Ihr neuer Hühnerpüpper!*“

„Martinsabend 1925. Gleich neben dem Lebensmittelgeschäft Zurlo lebte in einem Fachwerkhaus Sett Hammermann. Sett war ein Dorfphänomen mit einem Puckel, sie glich einer Hexe. Sett besaß zwei Ziegen, die mit vollem „Familienanschluß“ in ihrer Küche lebten. Ihr Schwein hatte einen Sonderstall. Sett drückte ihren Handkarren rückwärts und nahm die Deichsel zwischen ihre krummen Beine. In diesem Wagen lag stets eine Axt, um im Wald Brennholz zu schlagen. Und was geschah bei Sett Hammermann vor dem Fachwerkhaus? August Sprenger beschäftigte einen Kutscher – Scheng Blumenkamp. Am Martinsabend überfuhr er den alten Schneidermeister Perpéet – er war ihm vor die Räder gelaufen und auf der Stelle tot. Die Leiche trug man in die Küche von Sett. Nun mußte Scheng wegen des Unfalls nach Ratingen zum Gericht. Zeugen konnten berichten, daß die Kutsche beleuchtet war, Scheng war also schuldlos. Trotzdem fragte der Richter, ob er vorbestraft sei. „Ja, Herr Richter.“ „Warum denn, Herr Blumenkamp?“ Scheng antwortete: „Ich han vor 5 Jahr in de Ratinger Ba-

deanstalt en Bucks jestohle.“ Richter: „Und dann?“ Scheng: „...dann bin ech nit mer bade je-jange!“

Im Lintorfer Norden war früher der „Adlers Diek“. In der Nähe wohnte der Junggeselle Jupp Bruns mit seinen hundert Hühnern und einer Schafzucht mit Bockhaltung. Der alte Junggeselle schlief im Winter mit seinen Schafen in einem Raum. Wenn Jupp mit Pferd und Kutsche bei uns zum Futtereinkauf erschien, vernahm man den Schafgeruch noch tagelang. Jupp hatte noch mehrere Rechnungen zu bezahlen – seine Zahlungsmoral war sehr schlecht. Pferd und Kutsche sollten gepfändet werden. Jupp war darüber empört und sagte: „Dat Päd stammt vom Zirkus, dat hāt jrote Talente ... dat Dier darf nit in fremde Hänk. Dat alles han ech dem Zirkusdirektor versproke.“ Jupp starb Anfang der vierziger Jahre und all seine Tiere standen uns zur Verfügung. Alte Lintorfer behaupten, daß er Geflügelwurst herstellte und deshalb einmal vor Gericht mußte, da mit der Wurst etwas nicht stimmte. Der Richter wollte das Mischungsverhältnis wissen, die Antwort lau-

tete: Immer ein Huhn und ein Pferd.

Viele Lintorfer hatten Spitznamen. So gab es in Lintorf einen beliebten Mann, der wegen seiner phantastischen Erzählungen immer gerne gesehen wurde: Wilhelm Lücker. Man nannte ihn den *Lüg-Wilhelm*. Er hatte zum Beispiel hier auf dem sandigen Boden immer mehr geerntet, als es der Wirklichkeit entsprach. Sein Nachbar Edmund Ropertz wollte seiner jungen Frau Li den Lüg-Wilhelm vorstellen. Doch der war beschäftigt, und als Frau Ropertz am nächsten Morgen zum Bäcker gehen wollte, kam ihr der Lüg-Wilhelm entgegen und sie begrüßte ihn ganz freundlich mit „Guten Morgen, Herr Lüg!“

Wilhelm Lücker war allen Lintorfern als Spaßmacher bekannt. Seine große Leidenschaft war das „Tuppen“. Bei diesem Spiel vergaß er oft das Nachhausegehen. Seine einzige Tochter heiratete Karl Holtschneider. Ihr Vetter ist der bekannte Düsseldorfer Mundartfreund Theo Lücker, Verfasser mehrerer Bücher, unter anderem der Anthologie „Ons Stadt op Platt“.



Das Haus der Familie Lücker im Kreuzfeld. Es wurde 1971 abgerissen

Unser Dorfbarbier Schäng Schröder arbeitete bis 22 Uhr – auch an Sonntagen. Als junger Mann machte ich ihm einmal den Vorschlag, Urlaub zu machen. Schäng war entsetzt und sagte zu mir: „Nein, Heinz! Das kann ich nicht, ich habe Kundschaft zwischen Rhein und Ruhr.“ Er bediente auch Kinder – so ging auch der kleine Willi Derichs zum Dorfbarbier. Es war wohl eine so angenehme Sache, daß der Kleine sagte: „Jüek mich noch e bißke, dat dāt so jut“.

Eines Tages hatte Schäng Schröder wieder einem Lintorfer die Haare geschnitten – wortreich wie immer. Im Eifer und mit großer Entrüstung über die neuesten Ereignisse der Tagespolitik war dem Barbier die Schere am Hinterkopf des Delinquenten wohl etwas außer Kontrolle geraten. Als diesem der Spiegel zur Begutachtung vorgehalten wurde, wagte er es, ganz bescheiden einen Verbesserungsvorschlag anzubringen. Darauf Schäng Schröder voller

Entrüstung: „Bin ich hier der Frisör oder du?“

Herr Theo Volmert erzählte mir vor vielen Jahren folgende Geschichte: Ein alter Lintorfer, der mit ihm die Volksschule besucht hatte, mußte mit seinem Bruder zusammen als Waldarbeiter Geld verdienen. Im Jahre 1945 hat sich einer der Brüder als Holzkaufmann selbständig gemacht. Um das Klafferholz aus dem Wald zu schaffen und das zersägte Holz dann an seine Kundschaft zu liefern, schaffte sich der fleißige Mann als Zugkraft einen Ochsen an. Dieses prächtige Tier wurde von Theo Volmert sehr bewundert. Der stolze Besitzer des dreizehn Zentner schweren Ochsen meinte: „*Theo, in der schleiten Zeit kann uns nix passiere; komme wir in Not, dommer dat Dier schlachte.*“ Nach einigen Jahren kam der ehemalige Schulkamerad wieder zum Theo Volmert – diesmal mit großen Sorgen. Er hatte Eheprobleme und mußte einen Brief an das Gericht schreiben. „*Theo, ech wes net, wie dat jeschrieve wüd.*“ „*Ja was denn?*“ fragte Theo nach. „*Sach mich, wie wüd ‘Nebenbullen’ jeschrieve ... mit zwei l oder mit enem l???*“ Selbstverständlich konnte Theo alles mit Zufriedenheit berichtigen.

Fritz Nüsser wußte am Stammtisch zu berichten, daß vor dem

Ersten Weltkrieg die Straßen in Lintorf sehr schlecht waren. Man legte Pflastersteine, damit die Fuhrwerke nicht immer in der gleichen Spur fuhren. „*Fritz, dat kann*



Matthias Hamacher
1. 2. 1901 - 8. 3. 1994

nit sin! Wie soll denn Karl der Große dann im 8. Jahrhundert von Aachen nach Rom zu seiner Krönung jekomme sin?“ Das hörte ein anderer und gab zur Antwort: „*De wird doch woll mit de Iserbahn jefahre sin!*“

Fritz Nüsser hatte einen Schulkameraden – Mattes Hamacher, wohnhaft am Speckamp. Dieser fleißige Mann hatte etwa acht Morgen Land, zwei Kühe, Schweine und Hühner. Sein Land hatte enorme Wertsteigerung erhalten. Fritz wollte mal bei einem Treffen den Mattes zu einer Runde Bier animieren. Der alte Schulkamerad meinte jedoch: „*Dat wör joh Luxus!*“ Auch lange nach dem Krieg wurde noch mit der Sense Gras und Getreide geschnitten. Dann kam die Zeit, in der Kockerscheidts Mähdrescher den Roggen heimbrachten. Mattes wollte nach alter Sitte mit seinem geliebten Handwagen das Getreide abliefern. Bei meiner neuen Getreideanlage (300 Zentner pro Stunde) war das leider nicht mehr möglich. Ich vereinbarte mit ihm die kostenlose Abholung des Getreides. Nach langem Zögern kam endlich die Antwort von Mattes: „*Heinz! Dat will ich dich sage: Sowat hättet bei dinnem Vatter nit jewe!*“

Heinz Fleermann

Watt et nitt all jüfft!

Als wir noch unsere Landwirtschaft betrieben, hatten wir es uns zur Regel gemacht, jedes Jahr zwei weibliche Kälber aufzuziehen. Im Baumhof hatten wir eine Überdachung am Hühnerstall, wo sich die Kälber bei schlechtem Wetter und bei der Fütterung aufhalten konnten. Die Bullenkälber wurden nach acht Tagen verkauft.

In einem Jahr passierte es, daß wir keine Kuhkälber hatten und nun versuchen mußten, zwei vom Händler zu bekommen. Es mußten aber rotbunte Kälber sein, da wir

unseren ganzen Bestand auf rotbunt umgestellt hatten. Unser Händler beruhigte uns und brachte uns schließlich eines Tages rotbunte Kuhkälber.

Es war Mai, und die Tiere entwickelten sich prächtig. Doch dann fiel uns auf, daß die Kälber um die Augen herum schwarz waren und daß die rotbunte Haarfarbe nach jedem Regen blasser wurde. Im September/Oktober trauten wir unseren Augen nicht: Zwei Rinder standen auf unserer Weide, kräftig, aber schwarzbunt!

Als wir den Händler anriefen, kam er sofort, konnte sich aber den Farbwechsel auch nicht erklären. Er hat uns dann die Tiere wieder abgekauft. Unsere Erklärung ist ganz einfach: Da, wo die Kälber herkamen, muß wohl jemand etwas vom Haarefärben verstanden haben, denn viele Frauen tragen ja auch eine Haarfarbe, die nicht Natur ist. Rotbunte Kälber wurden in der Regel damals 100,- DM höher bezahlt als schwarzbunte!

August Tackenberg

Ich mag Lintorf

Wir leben zwar schon lange hier, die längste Zeit meines Lebens an einem Ort, doch was ist das gegen die echten Lintorfer, deren Familien seit Generationen hier daheim sind, hier ihre Wurzeln haben, ihre Erinnerungen, die Gräber ihrer Vorfahren und Verwandten. Und doch meine ich, daß sogenannte Neuzugänge einen für sie neuen Wohnort besonders gut erfassen können, ihr äußeres und inneres Klima erkennen, weil sie unvoreingenommen schauen und beobachten.

Ich mag Lintorf, weil es ein Ort ist, dem man den bäuerlichen Ursprung ansieht und in dessen Umkreis es noch einige landwirtschaftliche Betriebe gibt. Er ist trotz der ständig wachsenden Neubaugebiete von Feldern umgeben, an die sich vielfach Wald anschließt. Er liegt in der Ebene und doch am Rand des sacht ansteigenden Bergischen Landes, er liegt in der Nähe des Rheines, in der Nähe der Ruhr, er liegt fast im Zentrum des Kranzes verschiedener Großstädte, die alles bieten, was manche hier vielleicht vermissen. Und er liegt im Zentrum gut erreichbarer Verkehrsverbindungen, Bundesstraßen, Autobahnen, auch der Flughafen ist nicht weit. Trotzdem sagt jeder, der das erste Mal herkommt, daß er sich den Rand des Ruhrgebietes nicht so grün, so schön vorgestellt hätte.

Daß es in unserem Ort praktisch alles gibt, was ein gesundes Gemeinwesen ausmacht, braucht kaum gesagt zu werden. Ich will es aber trotzdem tun, um bewußt zu machen, wie viel dazu gehört. Es sind erstens kommunale, soziale, kirchliche, politische, pflegerische, sportliche, schulische, kulturelle, private Einrichtungen aller Art. Karneval und Schützenfest spielen eine große Rolle, die Feste der Kirchen und verschiedenen Vereine gehören dazu. Jeder, der sich in der Gruppe wohl fühlt, wird etwas für seinen Geschmack finden. Praktische und etliche Fachärzte sind vertreten, es gibt Apotheken und natürlich moderne Filialen aller Banken. Neben den neuerdings

überall im Umkreis vorhandenen Groß-Einkaufsstätten haben wir im Zentrum des Ortes viele Einzelhandelsgeschäfte, von der Werbegemeinschaft tatkräftig unterstützt. Die Stadt Ratingen erweiterte ihr kulturelles Angebot durch eine Stadtteilbücherei im Ortszentrum. Für die Jugend wurde nach erheblichen Schwierigkeiten eine ideale Begegnungsstätte und ein Forum für Veranstaltungen geschaffen. Die „Manege“ gewinnt immer größere Bedeutung und ist längst auch im Umland bekannt. Wer nicht daheim essen möchte oder mit Freunden am Tresen stehen, hat die Wahl zwischen etlichen Lokalen, die jedem das Passende bieten.

In den letzten Jahren wurde die Hauptader des Ortes verkehrs- und menschengerecht modernisiert, man vergaß auch die Radfahrer nicht. Das gesetzlich vorgeschriebene und lange geplante Regenrückhaltebecken mit allen Anschlüssen wurde gebaut und brachte eine neue Note: ein ruhendes Gewässer mit Wasserpflanzen und -vögeln. Dieser umweltgerechte Schritt in die Zukunft führte auch in die Vergangenheit, denn Funde von Knochen- und Gefäßresten aus weitauseinanderliegenden Epochen bewiesen, daß es schon lange, lange vor unserer Zeit echte Lintorfer gab.

Zum Bild eines lebendigen Ortes gehören auch schon viele Jahre die Menschen aus anderen Ländern, die hier leben und arbeiten und deren Kinder Lintorf als Heimat empfinden.

Zum Schluß dieser Beschreibung will ich noch eine wichtige Tatsache hervorheben: Lintorf beherbergt eine Reihe Produktionsbetriebe, große, mittlere, kleine Handwerksbetriebe, Verwaltungen usw., die modernsten Bedürfnissen genügen. Ich hoffe, nichts vergessen zu haben.

Als wir unlängst im Lagerraum eines Geschäftes den Amboß entdeckten, der noch vor Jahrzehnten in der Dorfschmiede des Großvaters stand, wurde mir klar,

was Lintorf so liebenswert macht: die immer wieder erfahrbaren Zeichen der Bodenständigkeit, die trotz aller Weiterentwicklung den Kern nicht vergessen lassen. Auch die Tatsache gehört dazu, daß seit unserem Herzug in etlichen Geschäften und Betrieben bereits die dritte Generation heranwächst, die die Verantwortung übernehmen wird.

Da das alles fast zu ideal klingt, ist es wohl nötig, auch auf der „Soll-Seite“ etwas anzuführen!

Was mir an Lintorf fehlt –

seit dem Einzug vor 33 Jahren ein immer wieder diskutierter schrankenloser Bahnübergang – wenigstens einer von den dreien – der den in endlosen Wartezeiten angesammelten Groll abbauen würde,

eine Möglichkeit – außer totaler Taubheit – dem manchmal schwer erträglichen Lärm besonders der startenden Flugzeuge gelassen standzuhalten.

Was mir noch fehlt – doch das steht auf einem anderen Blatt – sind die Nachbarn, die nicht mehr leben und die oft gesehenen vertrauten Gesichter beim Einkaufen im Ort, die eines Tages nicht mehr da waren.

Mir fehlt auch der Schang Frohnhoff, der nicht mehr vorbeigeradelt kommt, um uns die „Quecke“ und auch andere Neuigkeiten zu bringen. Auch die riesige Trauerweide hinter seinem Haus fehlt mir, die gefällt werden mußte. Sie zeigte immer das erste zarte Frühlingsgrün.

Mir fehlt – nicht mehr!!! –

eine Buchhandlung in Lintorf, die endlich das Angebot an Geschäften vervollkommen würde. Wir haben nämlich jetzt eine. Nun sind wir sozusagen komplett und können nur hoffen, daß die, die neu herziehen, sich auch in Lintorf wohl fühlen.

Uta Asher
(Literaturkreis ERA)

Aus Kindertagen

Wenn heutzutage ein Getreidefeld abgeerntet oder die Kartoffelernte eingebracht wird, dann wird das meist von einem einzigen Menschen, der mit einem Trecker und einer entsprechenden landwirtschaftlichen Maschine ausgerüstet ist, erledigt. Er kurvt einsam hin und her, alle notwendigen Arbeiten werden durch ein ausgeklügeltes System mittels dieses landwirtschaftlichen Gerätes durchgeführt.

Wie ganz anders war das doch in früheren Tagen. Da herrschte zur Erntezeit reges Leben und Treiben auf den Feldern. Und neben der oft harten Arbeit, die manchmal einen schmerzenden Rücken und/oder lahme Arme verursachte, kamen doch Scherz und Lachen auch nicht zu kurz.

Die jeweiligen Erntearbeiten erfolgen ja immer nur zu bestimmten Zeiten und sind vorübergehend. So fanden sich wohl auch Anfang der 1930er Jahre immer genügend Helfer, die damit ihr meist schma-

les Budget ein wenig aufbessern wollten und konnten.

Beim Betrachten von alten Bildern, die Familienmitglieder des Bauern Franz Hermanns mit ihren Erntehelfern darstellen, krame ich wieder mal ein wenig in Erinnerungen. Ich selbst mag auf diesen Bildern etwa 8 – 9 Jahre zählen. Das wäre dann so um 1932/33 gewesen. – Die Tatsache, daß außer mir noch einige andere Kinder auf den Bildern zu sehen sind, beweist, daß man damals auch schon als Kind – besonders wohl beim Kartoffelauflesen – mitgeholfen hat. Im allgemeinen war es dabei ja so, daß man von Verwandten mitgenommen wurde. Und ich muß sagen: Es hat mir auch Spaß gemacht. Und die fröhlichen Gesichter der anderen Kinder lassen ja durchaus den Schluß zu, daß für sie das gleiche zutraf.

Das Schönste – wie könnte es anders sein – waren natürlich die Pausen. Da gab es dann die leckeren „Bötterkes“ aus dem

Drahtkorb, der links im Vordergrund zu sehen ist und Kaffee aus der großen Emaille-„Tööt“. Reinigungsprobleme gab es nicht. Die Hände wischte man sich kurzerhand an irgendwelchen Blättern, die am Feldrain wuchsen, ab, und dann ging es ans Schmausen. Und nichts schmeckte herrlicher als eben diese „Bötterkes“, die man, meist am Feldrand sitzend, zu sich nahm. Oft gab es auch Stuten, der im Hause Hermanns vorzüglich zubereitet wurde.

Manchmal wurden wir Kinder auch von den Erwachsenen geneckt. Mich hat Franz Hermanns jun., meist „Fränzke“ genannt, gelegentlich „Köln kicke losse“. Eingeweihte wissen, daß man dabei am Kopf in die Höhe gehoben wird; und das war's dann. Da man Köln begreiflicherweise dabei durchaus nicht zu sehen kriegt und das Ganze auch nicht so besonders angenehm ist, war ich an weiteren Aktionen in dieser Richtung nicht mehr interessiert.

Bei starkem Abendrot hieß es dann: „Kick ens, et Chrestkengke bäckt Plätzkes.“ Aber das sagt man den Kindern ja auch heute noch.

Den Namen „Hermanns“ erwähnte ich schon. Bauer Hermanns bewohnte und bewirtschaftete den Hof an der Mülheimer Str./Ecke Kreuzstraße. Es gab dort Stallungen mit Kühen, Schweinen, Hühnern und allem, was zu einem rechten Bauernhof alter Prägung gehörte. Und ein Kätzchen, das, glaube ich, immer „Miß“ oder „Mißke“ hieß, gab es natürlich auch. Die Pferde steckten manchmal den Kopf durch's niedrige, zum Hof gelegene Küchenfenster und erhielten dann ein Stück Brot oder eine Möhre. Ich war schon mal mit meiner Mutter dort, gelegentlich aber auch allein. Da ging ich dann gleich nach Schulschluß – ich besuchte das gegenüberliegende „Lehrerseminar“ (evangelische Volksschule) - zu Hermanns zum Mittagessen und verbrachte dort den Nachmittag.

Und wenn Frau Franziska Hermanns, die Bäuerin, sagte: „Lor-



Erntehelfer bei der Kartoffelernte auf einem Feld des Bauern Franz Hermanns an der Kaiserswerther Straße. Untere Reihe: Franz Hermanns jun. (dritter von links), Kurt Götz (vierter von links), Lore Benger, die Autorin (fünfte von links) und Berta Götz (sechste von links). Obere Reihe: Franz Götz (dritter von links) und Lisbeth Hermanns (vierte von links). Die Aufnahme entstand um 1932



Die ehemalige Königliche Posthalterei an der Ecke Kreuzstraße/Mülheimer Straße. Von hier fuhren zwischen 1836 und 1902 Postkutschen nach Kalkum, Velbert und Werden. Um 1930 befand sich in diesem Haus der Bauernhof von Franz Hermanns. Das Haus mußte dem Bau des Maubeuge-Ringes weichen. Die abgebildete Postkarte stammt vom Beginn unseres Jahrhunderts

che, jank ens in der Schobbe (Schuppen) on hol mich dä Klätschkies“ (Quark), dann nahte die von mir auch sehr geschätzte Kaffeezeit. Der „Klättschkies“ hing im Schuppen in einem Leinenbeutel zum Abtropfen an einer Wagendeichsel und wurde dann in

der Küche weiterverarbeitet und zubereitet. Natürlich gab es dann auch den schon erwähnten berühmten Stuten, häufig auch Apfelgelee. Selbstverständlich alles Eigenproduktion. Mmh, lecker! Das alles ist lange vorbei. Das alte Haus, das ehemals auch die Post-

halterei beherbergte, gibt es nicht mehr. Es mußte einer neuen Straße, die im Volksmund auch „Eiskanal“ genannt wird, weichen. Damit verschwand auch ein Stück „Alt-Ratingen“. Schade!

Lore Schmidt

Dä Jlöckspenning

Zom Jlöck, do bruckt et oft nit völl.
Mer kann sich drehe, wie mer will:
Et kütt jo emmer janztrop an,
wie mer he klor erkenne kann.

Mer woren ärm, jo, dat is wöhr,
so Anfang der Dreißiger Jahr.
Verwönnt wor mer op kinne Fall.
Barjeld wor knapp, fast öwerall.

Et wor 'ne Daach vör'm neue Jeld,
do hätt ne Penning noch jefellt,
domet mer – dat wor och jesund –
sich no 'ne Hering koofe kunnt.

Mer söckt on kickt in alle Käst,
ob do sich noch jet finge läßt.
O emol koam 'ne Freudenschrei:
En Neujahrskaat, die wor dobei.

En Neujahrskaat? Wat soll dä Driss!
Do kick ens, wat do noch drop is.
Ne Schornsteinfejer mit en Ledder
on mit 'ne Penning. – Donnerwedder!

On mit dä Penning, dat wor toll –
do hadde mer 'ne Jrosche voll.
Ich mußst' domet no'm Cant hinloofe,
öm do 'ne Hering inzekoofe.

Die Heringsklops, die woren lecker.
(Wor ieschter Siejer och der Bäcker.)
Ons hätt – dat sei hemit jesaat,
dä Jlöckspenning och Jlöck jebraat.

Lore Schmidt

Jeder ältere Ratinger kennt die Geschichten um den Blauen See. Auf sonntäglichen Spaziergängen hat sie der Vater dem Sohn oder der Tochter, der Großvater den Enkeln erzählt: Einst war das „Blaue Loch“ ein Kalksteinbruch, in dem viele Ratinger ihr Brot verdienten. Maschinen und eine Kipplorenbahn erleichterten ihnen auf dem Grund des späteren Sees die Arbeit. Eines Tages jedoch sei durch einen plötzlichen und unvorhersehbaren Wassereinbruch das Loch so schnell vollgelaufen, daß man keine der Maschinen habe retten können. Lok und Wagen stünden noch auf ihren Schienen in über 40 m Tiefe. In den Jugendlichen lösten solche Geschichten stets Neugierde aus, und sie versuchten bisweilen in nicht ganz ungefährlichen und verbotenen Spielen, der Sache „auf den Grund zu gehen“.

Was ist nun Wahrheit, was Erfindung an diesen Geschichten? Mayk Lepperhoff, Rainer Lerch und Bernd Manns vom Deutschen Unterwasserclub Düsseldorf (DUC) haben in mehreren Tauchgängen von 1990 bis 1996 versucht, dem Geheimnis des Blauen Sees auf die Spur zu kommen:

Tauchgang in den Blauen See

Der Mythos:

Es wird erzählt, der Blaue See in Ratingen sei 40 Meter tief. Auf dem Grund soll sich eine Eisenbahn befinden. Eine Grafik am Eingang besagt, daß der See 30 Meter tief ist.

Die Tiefe:

Wir hatten vor, uns den See einmal näher anzusehen. Der erste Tauchgang fand nach entsprechender Vorbereitung am 21.7.1990 statt. In Erwartung der Dinge, die dort kommen sollten, stellten wir allerdings schnell fest, daß wir die 40 m Tiefe nur mit Hilfe eines Baggers hätten erreichen können. Die maximale Tiefe dieses Tauchgangs betrug jedenfalls nur 12,1 m.

Nun ja, da war ja auch noch die Eisenbahn. Die Sicht war allerdings äußerst bescheiden und betrug teilweise nur 20 cm. So war es jedenfalls sehr schwer, eine Eisenbahn zu finden.

Es folgten weitere Tauchgänge, doch auch hier zeigte der Tauchcomputer keine Tiefe von 30 oder 40 Metern an. Vielleicht war es auch nur die falsche Stelle, doch die angebliche Tiefe von 40 Metern bestätigte sich nicht. Wir wollten nun das Geheimnis des Blauen Sees ergründen. Ich fing an, Informationen über den See zu sammeln.

Unsere nächsten Tauchgänge fanden dann 1991 statt. Doch auch jetzt konnten wir nur eine Tiefe von knapp 12 m feststellen. Auch die Eisenbahn fanden wir



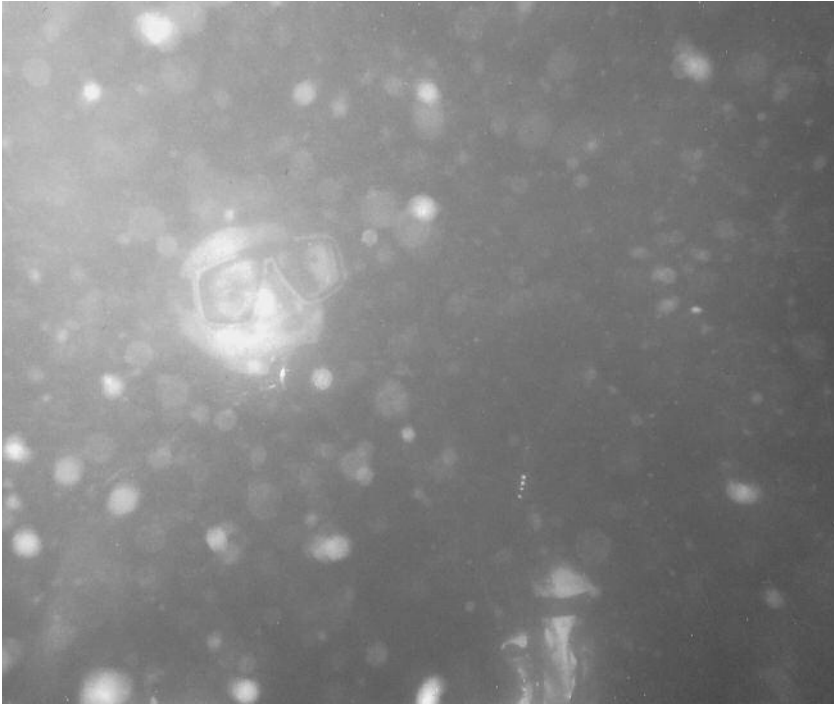
Der „Blaue See“ als Kalksteinbruch um 1920

nicht. Als wir dann einmal den kleinen See an der Naturbühne betauchten, stellten wir fest, daß die Tiefe hier sogar nur 2,7 m betrug. Die Sicht war hier gleich null.

Eigentlich mußten wir enttäuscht sein, doch der See hatte etwas Geheimnisvolles an sich. Ich hatte bisher kein Gewässer betauft, wo in 10 m Tiefe kein Licht mehr zu sehen ist und wo eine Sicht von teilweise nur 10 bis 20 cm herrschte. Das Licht der Taucherlampen verschwand im Nichts. Außerdem kam hier erschwerend hinzu, daß durch die umgestürzten Bäume, die sich im Wasser befanden und die man bei geringer Sicht auch nicht rechtzeitig sah, es auch sehr gefährlich werden konnte. Einen

Moment nicht aufgepaßt, und man konnte sich in dem Gewirr von Bäumen und Sträuchern verfangen. Doch wir hatten in DUC Düsseldorf, unserem Tauchclub, eine sehr gute Ausbildung genossen, die uns hier zugute kam. Man konnte den See allerdings nicht gerade als ein schönes Tauchgewässer bezeichnen.

Die Suche nach der Eisenbahn mußten wir aufgrund der Sichtverhältnisse aufgeben. Bei einem meiner Tauchgänge nahm ich die Umrisse eines größeren Metallkörpers wahr. Es schien so, als ob es eine Lore war. Aufgrund der Sicht war eine genaue Untersuchung nicht möglich. Bei späteren Tauchgängen fanden wir den Metallkörper nicht mehr



Unter Wasser betrug die Sicht oft nur wenige Zentimeter.
Das Licht der Taucherlampen vermochte die Finsternis kaum zu durchdringen

wieder. Auch die Geschichte der Eisenbahn war so erst einmal erledigt. Aus der Eisenbahn wurde somit eventuell eine einzelne Lore.

Es wurde Sommer 1992. Inzwischen hatte ich die gesammelten Informationen und die mir inzwischen zur Verfügung stehenden Luftbilder vom See (ab ca. 1930) ausgewertet. Ich hörte auch von der Existenz einer Höhle. Ein normaler Zugang sei jedoch nicht möglich, da der Eingang und die Höhle unter Wasser liegen sollten.

Die Höhle bzw. der Stollen:

Wir suchten also nach dem Eingang der Höhle. Am 25.6.92 glaubten wir, etwas gefunden zu haben. Es handelte sich um ein dunkles und unheimliches Loch, das vermutlich den Eingang zur Höhle darstellte. Der Eingang war als solcher überhaupt nicht zu erkennen. Der Zutritt schien fast unmöglich. Man mußte sich regelrecht in die Höhle hineinzwängen, da der Eingangsbereich verschüttet war. Am 28.6.1992 entschloß ich mich nach entsprechender Vorbereitung zu einem Tauchgang in die Höhle. Es war gerade soviel Platz, wie ein Taucher benötigt, um mit der Ausrüstung nicht stecken zu bleiben und sich in das Ungewisse hineinzuzwängen. Da ich nicht wußte, ob ich eine Mög-

lichkeit hatte mich so zu drehen, daß ich auch wieder herauskommen konnte, mußten wir hierfür entsprechende Sicherheitsvorkehrungen treffen. Ich tastete mich dann langsam in die Höhle hinein und stellte fest, daß es sich hier offensichtlich um einen alten Stollen handelte. Auch vergrößerte sich der Raum so, daß es möglich war, gefahrlos wieder herauszukommen.



In der mit Luft gefüllten Grotte wurde das Licht der Lampen von unzähligen Kristallen reflektiert

Wir entschlossen uns nun den Stollen zu erforschen. Vielleicht verbarg sich ja hier die versunkene Eisenbahn?

Mit einem Seil gesichert, entsprechenden Sicherungskräften an Land, einem zusätzlichen Sicherungstaucher am Stolleneingang, und einem als zusätzliche Reserve im Stollen deponierten PTG (Preßluft-Tauch-Gerät) drangen wir tiefer und tiefer in den Stollen ein. Doch nach 15m brachen wir den Tauchgang ab, da das Seil zu Ende war. Wir hatten nicht damit gerechnet, daß der Stollen so tief war.

Die Kristallgrotte:

Auf dem Rückweg fanden wir einen nach oben führenden Abzweig des Stollens, den wir uns natürlich näher ansehen wollten. Es stellte sich schnell heraus, daß es sich hier um eine kleine, mit Luft gefüllte Grotte handelte. Der Schein unserer Taucherlampen wurde von vielen Kristallen reflektiert. Die Wände waren mit teilweise faustgroßen Kristallen übersät. Der Boden zur Kristallgrotte (wie wir sie nun nannten) bestand ebenfalls aus Tausenden von Kristallen. Es war einfach phantastisch. Wir brachten ein paar Kristalle mit von diesem wunderbaren und äußerst interessanten Tauchgang.

Der Stollen Teil I:

Bei unserem nächsten Tauchgang ein paar Tage später hatten wir jedenfalls ein 100 m langes Seil mit. Wir tauchten mit den entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen dann 87 m tief in den Stollen hinein. Wir waren immer noch nicht bis zum Ende durch, brachen den Tauchgang aber hier ab. Weitere Tauchgänge führten uns hauptsächlich in die Kristallgrotte.

Der Stollen Teil II:

1996 fanden dann die Vorbereitungen zur Ausstellung „Der Blaue See in Ratingen – Natur, Kultur, Mythos“ des Museums der Stadt Ratingen statt. Die bisher gewonnenen Erkenntnisse konnten hierfür gut verwendet werden. Diesmal führte uns der Tauchgang wieder in den Stollen.

Mein Tauchpartner Mayk fand eine weitere kleine, mit Luft gefüllte Grotte. Hier waren aber leider keine Kristalle zu finden.

Wir tauchten dann ca. 97 m bis zum Ende des Stollens. Der Stollen war an dieser Stelle verschüttet. Wir fanden hier zwar keine Eisenbahn, aber Eisenbahnschienen und Schwellen. Wie unsere Untersuchungen zeigten, mündete der Stollen direkt in den kleinen See an der Naturbühne, jedoch war er auch hier im Mündungsbereich verschüttet. Wir tauchten dann mit unserem Fotografen Rainer Möwert in die Kristallgrotte.



Auf dieser Postkarte aus dem Jahre 1940 ist die später versunkene Vogelinsel deutlich zu erkennen

Der Stollenbewohner:

Wir wollten gerade den Rückweg einschlagen, als plötzlich neben mir eine Schlammwolke entstand. Ich traute meinen Augen nicht. Neben mir tauchte plötzlich ein riesiger Fisch auf. Die Länge war über 1 Meter und der Durchmesser ca. 25 cm. Einen Fisch in diesen Dimensionen hatte ich in heimischen Gewässern bisher noch nicht gesehen. Wir wollten den Stollenbewohner nicht weiter stören und traten den Rückweg an.

Der Rückweg aus dem Stollen:

Der Rückweg war etwas schwieriger, da wir aufgrund unseres unvermeidbaren Flossenschlages natürlich Bodensediment aufwirbelten und dadurch die

Sicht entsprechend getrübt war. Das Licht der starken Tauchlampen wurde von den Schwebe-Teilchen reflektiert und blendete uns. Wir waren immerhin 97 Meter tief im Berg, ohne eine Chance, auftauchen zu können. Doch eine perfekte Planung und ein professionelles Equipment minimierten jegliches Risiko. Wir kannten mittlerweile jeden Winkel des Stollens und hätten auch ohne Licht zurückgefunden. Auch dieser Tauchgang war wieder ein Erlebnis, wir hatten es endlich geschafft, den Stollen bis zum Ende zu betreten.

Die Suche mit dem Metallsuchgerät nach der Eisenbahn:

Unser nächster Plan war, den See mit einem speziellen Suchgerät abzufahren. Dieses Suchgerät war ein ca. 5300,- DM teures Spezialgerät der Fa. Ebinger (Spezialsuchtechnik/Köln), welches die Eigenschaft hatte, Metalle auch in größerer Tiefe bei entsprechendem Volumen zu orten. Das Gerät wurde uns von Herrn Marmitt, einem Profi im Bereich der Suchtechnik, zur Verfügung gestellt. Die spezielle Meßtechnik erlaubte es, kleine Metallteile wie z. B. alte Fahrräder auszufiltern. Sollten jedoch eine Lore oder eine Eisenbahn im See versunken sein, so würden wir sie auch orten können.

Die Meßschleife wurde hinter einem Boot hergezogen und von Tauchern begleitet. Nach einer



halben Stunde konnte in der Nähe der tiefsten Stelle des Sees ein größerer Metallgegenstand geortet werden. Es wurden sofort Bojen gesetzt.

Die versunkene Vogelinsel:

Mayk und ich tauchten dann bis auf den Grund und suchten nach dem Gegenstand. Nach kurzer Zeit war das Teil gefunden. Es handelte sich hier um ein Metallgerüst mit Holzwänden, welches an einer Seite offen war. Es handelte sich sicher um den gleichen Gegenstand, den ich 1991 als Umriß einer Lore gedeutet hatte. Da derzeit eine bessere Sicht war, hatten wir die Möglichkeit, uns den Gegenstand genauer anzusehen.

An der Seite waren Schwimmer (Tonnen o.ä.) angebracht. Die Möglichkeit, daß es sich hier um die Lore handelte, war nun nicht mehr zu halten. Ein Vergleich mit alten Fotos des Ratinger Stadtarchivs brachte des Rätsels Lösung. Es konnte sich hier nur um die alte Vogelinsel handeln, die auf alten Ratinger Postkarten zu sehen war. Der Ort, die Größe und die Form stimmten überein.

Die Wirklichkeit:

Auf der einen Seite war der Fund der Vogelinsel ein sicherer Funktionsbeweis der Suchspule. Auf der anderen Seite bedeutete dies auch das „AUS“ für die Eisenbahn oder Lore. Das Suchgerät sprach an keiner Stelle mehr an. Eine Eisenbahn oder eine Lore hätten wir mit dem Suchgerät sicher geortet. Man kann zwar davon ausgehen, daß früher eine Eisenbahn durch den Blauen See fuhr (die Schienen im Stollen belegen dies), doch befindet sich weder eine Eisenbahn auf dem Grund, noch ist der See 30 oder 40 Meter tief. Das Geheimnis um den Blauen See war nun gelüftet.

Eine weitere Suchaktion:

Von dem Suchspezialisten, Herrn Marmitt aus Köln, bekamen wir weiteres High Tech Suchequipment zur Verfügung gestellt.

Es handelte sich diesmal um ein spezielles Farbecholot. Mit diesem Gerät wurde dann in einer erneuten Suchaktion der See abgesucht. Deutlich zu erkennen war diesmal die bizarre Unterwasserlandschaft des Sees. Der Seegrund war wie ein kleines Gebirge.

Dadurch hatte der See an bestimmten Stellen in der Mitte teilweise nur noch eine Tiefe von 2 - 3 Metern. Deutlich konnten wir die Schutthänge des alten Abbaugbietes erkennen. Leider gelang es uns wieder nicht, eine Eisenbahn zu orten.

Wir hatten nun alle Möglichkeiten der Suche angewendet, doch die Sage von der versunkenen Eisenbahn und der unheimlichen Tiefe hatte sich wieder einmal nicht bestätigt.

Ausstellung des Stadtmuseum Ratingen:

Die Ergebnisse des Projektes wurden dann Ende 1996 in der Ausstellung „Blauer See“ im Museum der Stadt Ratingen gezeigt. Also ging es nun bei den letzten Tauchgängen daran, diverse Exponate für das Museum zu beschaffen.

Aus dem Stollen wurden dann eine Eisenbahnschwelle und ein Stützholz geborgen. Man stellt sich das recht einfach vor, doch das (vermutlich ca. 100 Jahre) alte Holz war so schwer, daß es alles andere als einfach aus dem Stollen an das Ufer zu bringen war. Beim Transport hatten wir unsere Tarierwesten voll aufgeblasen und das Holz zog uns immer noch in die Tiefe. Als wir die Exponate dann endlich am Ufer und aus dem Wasser hatten, merkten wir erst, wie schwer das „Zeug“ wirklich war.

Aus der Kristallgrotte bargen wir diverse Kristalle und aus dem Stollen eine (tote) Riesenschnecke. Natürlich wurden auch Fotos gefertigt, obwohl dies nicht gerade einfach war. Bei einer äußerst schlechten Sicht und einer Menge Schwebeteilchen im Wasser kann man sich vorstellen, wie ein Foto wird. Hingegen sind die Fotos aus der Kristallgrotte recht gut gelungen.

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen direkt und indirekt Beteiligten der Tauch- und Such-Aktionen bedanken, die somit das Gelingen des Projektes ermöglicht haben.



Ein aus dem Verbindungsstollen zwischen kleinem und großem See geborgenes Stützholz war in der Ausstellung „Blauer See“ im Museum der Stadt Ratingen zu sehen

Bernd Manns

Wie es zur Gründung der „Naturbühne Blauer See“ kam

Im Frühjahr 1949 endete vorzeitig mein Engagement am Stadttheater Wilhelmshaven. Grund: Der im Rohbau befindliche Bau des Theaters sollte zuerst fertiggestellt werden. Die Gage wurde allerdings bis zum Vertragsende am 30. August 1949 gezahlt. Dadurch konnte ich dem Theaterdirektor Sinzig, der mich 1948 als „Jedermann“ für die Niederrheinischen Burgfestspiele in Kempen engagiert hatte, zusagen, daß ich in diesem Sommer bei ihm den „Richter von Zalamea“ und im „Großen Welttheater“ den Reichen spielen werde. Den „Jedermann“ hatte ich nämlich mit sehr großem Erfolg gespielt. Leider ging dieser Sommer völlig in die Hose, es regnete wochenlang in Strömen. Mit Ach und Krach konnten wir die Premiere vom „Welttheater“ bis zur Hälfte spielen, dann öffnete sich der Himmel, und niemanden hielt es mehr auf den Sitzen. Vorstellung auf Vorstellung fiel aus. Sinzig mußte kapitulieren. Aber – das muß lobend erwähnt werden – er hat alle Darsteller bis zum Ende des Unternehmens ausbezahlt!! Mein nächstes Engagement begann erst am 1. Oktober des Jahres, und zwar an den Städtischen Bühnen in Oberhausen. Ich hatte also Zeit und Muße, etwas zu unternehmen. Ich grübelte nach – und da blitzte es! Man könnte am Blauen See in Ratingen, dessen Gelände ich als junger Bursche durchstreift hatte, Theater spielen. Ich beriet mich mit meinem Freund und Kollegen Bernd Neselhut, mit dem ich in Wilhelmshaven engagiert war und der auch in Kempen mitgewirkt hatte, und wir entschlossen uns, hier am See Theater zu spielen. Zuerst dachten wir an „Ein Sommernachtstraum“, aber das war zu aufwendig. Mir kam die Idee – Karl May! Gesagt, getan. Jeder schnappte sich einen Karl May-Band, Bernd „Winnetou I“ und ich den „Old Shurehand“. Wir lasen und wir schrieben. Bei Karl May ist das ziemlich simpel. Er hatte ja fast alles in Wechselrede geschrieben, wir brauchten also vielfach nur abzu-

schreiben. Allerdings mußten wir einen roten Faden für unser Stück finden. Den fanden wir auch und taufte unser neugeschaffenes Theaterstück: „Old Shatterhand“. Bei der Besetzung waren wir sparsam, es gab nur wenige Mitwirkende.

Jetzt begannen die Verhandlungen mit der Stadt Ratingen. Der damalige Kulturamtsleiter, Herr Mingers, war mehr als skeptisch. Aber ich konnte ihn überzeugen. Er gab seine Zustimmung. – Allerdings mußten wir Rücksicht nehmen auf die Aufführung eines Theater-Liebhaber-Vereins. Wegen seiner Aufführung mußten wir unsere Premiere verschieben. Zusätzlich mußten wir von jeder ver-

kauften Karte einen Kulturgroßschen an die Stadt zahlen. Wenn ich mir das heute überlege, war dies eine Unverschämtheit. Aber wir waren damals besessen und nahmen auch das in Kauf.

Nun ging es los: Mein Vater sorgte für den Kostümstoff. Es war Filz von der Papierfabrik Bagel. Dieser Filz sah aus wie Leder. Meine Schwester Ursula nähte auf Mutters Nähmaschine die Kostüme und ramponierte sie. Für die Perücken färbten wir Hanf schwarz ein. Dieser Hanf wurde in der Mitte quasi als Scheitel vernäht und dann mit einem Filzstirnband gehalten. Der Kartoffelgroßhändler Hubert Buschhausen, der mit meinen Eltern befreundet war, half uns



Fritz Theuring als „Old Wabble“ am Marterpfahl der Indianer.
Karl-May-Spiele am Blauen See im Jahre 1949.
(Werbepostkarte des Fotografen Gerhard Buschhausen)

an allen Ecken und Kanten. Durch ihn bekamen wir vom Landwirt Holzzapfel aus Tiefenbroich die Pferde gratis. Sein Bruder – er war Rektor der Schule an der Graf Adolf-Straße – stellte uns aus den oberen Klassen die Statisten (30 Indianer an der Zahl).

Der Fotograf Gerhard Buschhausen unterstützte uns nach Kräften, sorgte für umfangreiches Foto-Werbematerial. Mein Vater vermittelte, daß wir von der Druckerei Bagel in Düsseldorf 500 Plakate geschenkt bekamen.

Ein hilfsbereiter Sponsor war Herr Aufterbeck vom Kaufhaus Aufterbeck. Herr Füsgen druckte für einen Spottpreis Eintrittskarten und Programmhefte. Die Hilfsbereitschaft dieser Bürger war ein Garant für das Gelingen des Unternehmens „Karl May-Spiele am Blauen See“. Bei diesen Männern fanden wir Verständnis und Unterstützung. Sie waren genau so besessen wie wir. Sie glaubten an uns, so darf ich wohl heute sagen. Heute bin ich glücklich darüber, daß wir diese Männer nicht ent-

täuscht haben und trotz der Schwerfälligkeit und gewisser Zumutungen der Verwaltung der Stadt Ratingen eine Freilichtbühne geschaffen haben, die noch heute Bestand hat, leider nicht mehr mit dem Glanz von damals. Als ich vor einigen Jahren zu einer Veranstal-



Fritz Theuring als Willem Kranz in der Serie „Marienhof“ (Werbepostkarte der ARD)

tung der Bühne eingeladen wurde, war ich entsetzt, was aus der „Natur“-Bühne geworden ist. Die einmalige Akustik von einst gibt es nicht mehr. Die Felsen- und Waldkulisse ist verschandelt worden, selbst das Seeufer auf der Bühnenseite hat durch planlose und unsinnige Eingriffe seinen einstigen Reiz verloren.

Für die Rollen engagierten wir Freunde aus unserem Kollegenkreis. Sie kamen ausnahmslos aus Düsseldorf. Für die Anfahrten bekamen sie das Fahrgeld oder Benzinzugeld und als Gage nach Abzug aller Unkosten und Verpflichtungen einen abgesprochenen prozentualen Anteil. Sie haben ihre Arbeit in den blauen Dunst investiert, aber sie hat sich ausgezahlt. Jeder Akteur hat überreichlich verdient, hat das verdient, woran er in seinen kühnsten Träumen niemals gedacht hat.

Allen Akteuren, allen Statisten und allen Helfern und Sponsoren gilt an dieser Stelle noch einmal mein aufrichtiger Dank!!

Fritz Theuring

VIATOR CAVE

Ich stehe
und werde
ich stehe in der Mitte
und werde gerufen

ich stehe in der Mitte des Platzes
und werde gerufen von einer Stimme
ich stehe in der Mitte des Marktplatzes
und werde gerufen von einer Männerstimme

ich stehe in der Mitte des Ratinger Marktplatzes
und höre eine unbekannte Männerstimme mir zurufen:
du, der da steht, die Mitte des Ratinger Marktplatzes
ist mehr als die Mitte deines Lebens.

WOUTER KOTTE

Geschichte konkret

Einblicke in die Arbeit an einem Schulbuch

Nach Abschluß meines Studiums im Jahr 1982 habe ich als freie Mitarbeiterin an zahlreichen Schulbüchern für den Geschichts- und Politikunterricht verschiedener Schulstufen- und -formen mitgearbeitet, bevor ich 1989 meine Tätigkeit im Ratinger Stadtarchiv aufnahm. Im Jahr 1993 bat mich mein Verlag, der Schroedel-Schulbuchverlag in Hannover, trotz meiner inzwischen beruflich bedingten Zeitknappheit, als erfahrene Autorin ausnahmsweise noch einmal an einem innovativen Buchprojekt mitzuwirken, das auch vor den Genehmigungsbehörden des Ministeriums für Schule und Weiterbildung in Düsseldorf Bestand haben würde, denn die jeweils gültigen Richtlinien müssen genau berücksichtigt werden. Dieses Werk, das dann in den Jahren von 1993 bis 1995 entstand und auch die Hürden der Kultusbürokratie erfolgreich nahm, ist das Schulbuch „Geschichte konkret“ – ein neuartiges Lehrwerk für den Geschichtsunterricht an Realschulen

in Nordrhein-Westfalen, das sich durch Möglichkeiten zu Quellenarbeiten, Projektunterricht und sehr gute Abbildungen auszeichnet.

Ich erarbeitete in meiner Freizeit – nun sozusagen als Hobby – in einem Verfasserteam, das insgesamt aus 11 Personen bestand – jeweiligen Spezialisten für einzelne historische Sachgebiete wie Vor- und Frühgeschichte oder Altertumswissenschaft – das Thema „Die Stadt im Mittelalter“. Da ein Schulbuch das Gemeinschaftswerk aller Verfasser ist, müssen auch alle Kapitel in Gemeinschaftstagungen von allen abgesegnet werden – ein aufwendiges und mitunter sehr anstrengendes Verfahren, das mir zwar schon sehr lange vertraut war, mit dem ich mich jedoch niemals recht anfreunden konnte. „Die Stadt im Mittelalter“ – mit vielen Quellen aus der Rhein-Ruhr-Region von mir erarbeitet, fand relativ schnell die Zustimmung aller Beteiligten. Bei der Lektüre begegnen den Lesern nicht nur Beispiele aus der

Stadtgeschichte, sondern sie entdecken auch Ratinger Motive, wie ein Foto des Marktplatzes (S. 150). Sicherlich ist dies keine Negativwerbung für Ratingen, denn das Werk findet guten Anklang und hat bisher eine Auflagenhöhe von 30.000 Exemplaren.

Innovativ an diesem Geschichtsbuch ist unter anderem auch, daß sich „Werkstattseiten“ an die einzelnen Kapitel anschließen.

In der „Werkstatt“: „Historiker bei der Arbeit“ habe ich am Beispiel der Ratinger Stadterhebungsurkunde aufgezeigt, wie man eine Antwort auf die Frage finden kann: Wie erstellte man im Mittelalter wichtige Dokumente? In welcher Form wurde beurkundet und beglaubigt? Die Bedeutung von Handschriften, Siegeln, von Pergament, die Herstellung von Tinte und die lateinische Urkundensprache sind dabei der Gegenstand. Da diese Seite von der Fachwelt sehr aufmerksam wahrgenommen wurde und inzwischen viele Schüler mit dem Buch arbeiten, ist die Ratinger Stadterhebungsurkunde somit vielen Personen bekanntgeworden.

Die zweite Werkstatt, die ich entwickelt habe, beschäftigt sich mit



A Stadtarchiv Ratingen.

Wo wird Geschichte aufbewahrt?

Kevin, Tanja und Sinah waren nicht zufriedenzustellen. Woher wollte man es denn so genau wissen, daß ihr Heimatort im Jahre 1426 n. Chr. Stadt geworden war? Niemand, der das miterlebt hat, liebt heute noch. Zeitungen gab es im Mittelalter ja auch nicht. „Geht doch einfach ins Stadtarchiv“, hatte ihr Lehrer gesagt, „dort könnt ihr erfahren, woher man so alte Dinge heute noch weiß“. „Stadtarchiv“? Was sollte das sein? Das Wort hatte die Klasse schon gehört, aber was das war, wußten sie nicht. „So eine städtische Behörde“, meinte Alexander, mehr wußte er aber auch nicht, und was das mit ihrem Geschichtsunterricht zu tun haben sollte, war allen unbekannt. So wurden Kevin, Tanja und Sinah beauftragt, einmal zu erkunden, was der Geschichtsunterricht mit dem Archiv zu tun hatte.

Eine Woche später standen die drei nun vor dem Portal des Stadtarchivs. Es war genau 14 Uhr. „Bis 18 Uhr offen“, bemerkte Kevin. „Vorankündigung erwünscht“, stand unter dem Schild. Die drei waren froh, daß ihr Lehrer sie telefonisch angekündigt hatte. Sie wurden auch gleich von Frau Lange in Empfang genommen, die schon wußte, was die drei interessierte.

Frau Lange führte sie auch gleich in einen großen Raum, den sie „Magazin“ nannte. Da standen die drei nun vor den großen Ungetümen aus Stahl. „Wie in einer Bank“, murmelte Kevin. Frau Lange hatte es aber gehört. „Wir fürchten keine Einbrecher“, sagte sie, „wir haben aber Angst vor einem Brand. Nicht einbruchssicher, sondern feuersicher sollen unsere Schränke sein.“

In den Schränken lagerten auf langen Regalen unzählige Kartons mit großen Ziffern, in denen sich lauter Aktendeckel befanden. „Wir sammeln fast alles“, sagte Frau Lange und erklärte ihnen die Herkunft der vielen Papiere. Das Archiv sammelt alte Akten von Behörden, Protokolle und Mitgliederlisten von Vereinen der Stadt und auch Briefe und andere Dokumente von Bürgern und Bürgerinnen, die schon lange verstorben sind.



B Archivschränke.

Alle beschriebenen und bedruckten Papiere, für die Ämter, Vereine und Familien keine Verwendung mehr haben, sind für das Archiv sehr wertvoll. „Und warum wird das gesammelt?“ fragte Sinah. Da waren die drei wieder bei ihrem Thema. Woher will man das Jahr wissen, in dem ihr Heimatort Stadt wurde?

Schließlich standen sie vor einem besonderen Schrank. Frau Lange holte eine alte Urkunde heraus. Sogar anfassen durften sie sie. Tanja hielt sie ganz vorsichtig zwischen den Fingern, denn einen so alten Gegenstand hatte sie noch nie in der Hand gehabt. Lesen konnten sie den Text nicht, denn er war in Latein verfaßt, aber unten konnten sie eine Jahreszahl entziffern. 1426 stand da!

„Darf denn jeder herkommen und diese alten Urkunden anfassen?“ fragte Kevin. „Jeder kann kommen“, sagte Frau Lange, „aber nicht jeder darf mal eben alles anfassen. Dazu sind die Urkunden viel zu kostbar und leicht zu beschädigen. Bei euch haben wir mal eine Ausnahme gemacht, damit ihr versteht, woher die Angaben in euren Geschichtsbüchern stammen. Alles, was auf dieser Urkunde steht, wurde schon vor vielen Jahren in ein mit der Hand geschriebenes Buch aufgenommen, um die Urkunde zu schonen.“ Als sie das Buch vor sich liegen hatten, staunten sie über die schöne Schrift, aber lesen konnten sie sie auch nicht.

Wann die Stadt im Krieg zerstört wurde, wann sie elektrisches Licht bekam und wann der steinerne Herr in Uniform, der auf dem Lindenplatz auf einem Sockel stand, dorthin kam, das ließ sich im Archiv erfragen. Immer wurden sie zu Schränken und Kästen geführt, wo auf alten brüchigen Papieren, die Frau Lange „Quellen“ oder „Archivalien“ nannte, diese Fragen beantwortet waren. Viele dieser Quellen konnten die drei auch lesen, denn nicht alles war in Latein geschrieben.

1. Zählt auf, was alles Quelle genannt wird. Gehören eure Schulhefte auch dazu?
2. Erkundigt euch, wo in eurer Nähe ein Archiv ist. Fragt euren Lehrer oder eure Lehrerinnen, ob dort ein Besuch möglich ist.



C Stadtkunde.



D Rechtsbuch.

dem Thema „Essen im Mittelalter“. Ich habe ein Kochrezept aus dem 14. Jahrhundert als historische Quelle aufgefaßt und sie zum Ausgangspunkt für die Frage genommen, was sich detailliert über den Alltag und die soziale Lage der Menschen des Mittelalters sagen läßt, für die diese Speise auf dem Speiseplan stand. Im Anschluß an die inhaltliche Erarbeitung wurde die Anleitung in ein heute kochbares Rezept umgesetzt – ein einfaches Kochrezept für einen Apfel-Birnen-Eierpfannkuchen mit dem Namen „Pavese“. Ein Pavese war Teil der Bewaffnung: ein großer eiserner Schild, der mit einer langen Spitze in die Erde gesteckt wurde, daher hatte das Gericht seinen Namen bekommen. (Die Arbeit an diesem Kapitel gefiel übrigens meinem Mann ausnahmsweise einmal gut, da es sich praktisch erproben und gemeinsam essen ließ und ich nicht schon wieder am Schreibtisch „abgetaucht“ war...)

Ganz besonders freue ich mich aber darüber, daß die Einstiegsseiten des Geschichtsbuches „Geschichte konkret“ der Frage nachgehen konnten: Wo wird Geschichte aufbewahrt? So zeigt

gleich das erste Foto des Buches den Eingang zum Ratinger Stadtarchiv, unsere Magazinräume sind abgebildet, und die netten Schüler, mit denen ich im Archiv gearbeitet habe, um die Konzeption für den Text zu entwickeln – auch sie sind auf Fotos „verewigt“ – sind die Kinder eines Verwaltungskollegen. Der Inhalt des Textes bezieht sich natürlich nicht explizit auf das Ratinger Stadtarchiv, er gibt jedoch Kindern in der 6. Klasse eine Auskunft, die ich Ihnen – zumindest in Ansätzen – als Leseprobe abschließend nicht vorenthalten möchte:

„Wo wird Geschichte aufbewahrt?“

„Kevin, Tanja und Sinah waren nicht zufriedenzustellen. Woher wollte man es denn so genau wissen, daß ihr Heimatort im Jahr 1426 n. Chr. Stadt geworden war? Niemand, der es miterlebt hat, lebt heute noch. Zeitungen gab es im Mittelalter ja auch nicht. „Geht doch einfach ins Stadtarchiv“, hatte ihr Lehrer gesagt, „dort könnt ihr erfahren, woher man so alte Dinge heute noch weiß“. „Stadtarchiv“? Was sollte das sein? Das Wort hatte die Klasse schon gehört,

aber was das war, wußten sie nicht. „So eine städtische Behörde“, meinte Alexander, mehr wußte er auch nicht, und was das mit ihrem Geschichtsunterricht zu tun haben sollte, war allen unbekannt. So wurden Kevin, Tanja und Sinah beauftragt, einmal zu erkunden, was der Geschichtsunterricht mit dem Archiv zu tun hatte.“¹⁾

Wie es weitergeht, können Sie im Buch nachlesen – aber sollte auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, die Frage ganz praktisch interessieren, wo Geschichte aufbewahrt wird, so kommen Sie ins Stadtarchiv und überzeugen Sie sich selbst. Wir freuen uns auf Ihren Besuch. Sie finden das Stadtarchiv im Gebäude der Anne-Frank-Schule (altes „Lehrerseminar“), Mülheimer Str. 47. **Öffnungszeiten:** Dienstags und mittwochs 10 - 12 Uhr und 14 - 16 Uhr, donnerstags von 8 - 12 Uhr und 14 - 18 Uhr sowie nach telefonischer Vereinbarung 98 - 24 43/24 44.

Dr. Erika Münster

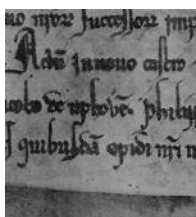
1) Geschichte konkret. Ein Lern- und Arbeitsbuch, hg. von Hans-Jürgen Pandel, Hannover 1996, S. 8.

Urkundenbrief und Siegel auf das Recht



A Ratingen. Stadterhebungsurkunde von 1276. Das Original kann heute im Stadtarchiv Ratingen eingesehen werden.

Erinnerung schriftlich
Wie erstellte man im Mittelalter wichtige Dokumente? In welcher Form wurde beurkundet und beglaubigt?



Hier sieht ihr einen vergrößerten Ausschnitt aus der Stadterhebungsurkunde von Ratingen.

Schaut ihn euch genau an. Können ihr den Text lesen? Es ist nicht einfach. Die Schrift und auch die Sprache sind uns fremd. Viele der mittelalterlichen Urkunden wurden von Forschern in unsere Sprache übertragen und in *Urkundenbüchern* abgedruckt. Erst dann sind sie uns als *Quellen* zugänglich, vergleichbar denen, die ihr in diesem Kapitel kennengelernt habt.

Im Mittelalter war das Schreiben eine mühselige Angelegenheit.

Nur wenige Menschen, vor allem Geistliche und Mönche, konnten überhaupt schreiben und lesen. Die meisten Rechtsgeschäfte bestanden aus mündlichen Verabredungen.

Nur sehr wichtige *Rechtsgeschäfte*, die lange Zeit gelten sollten, wurden aufgeschrieben. So war es, wenn ein Herr eine Ansiedlung zur Stadt erhob und damit verbundene Rechte verlieh. Als „Amtssprache“ wurde zumeist die lateinische Sprache verwendet, die Sprache der Gelehrten und der Verwaltung der damaligen Zeit.

Eine solche Urkunde wurde auf *Pergament* geschrieben, fein gegerbtem Leder aus den Häuten von Schafen, Ziegen oder Kälbern. Pergament ist sehr haltbar, und deshalb sind bis heute zahlreiche Urkunden aus dem Mittelalter überliefert. Als Schreibwerkzeug wurde ein Gänsekiel benutzt, der ständig

neu angespitzt werden mußte. Die Tinte stellte man vor allem aus Galläpfeln der Eiche her.

Zur Beglaubigung einer Urkunde benutzte man ein *Siegel*. Ein Bild mit einer Umschrift stellte den jeweiligen Siegelführer dar, vergleichbar einem Behördenstempel. Auf der abgebildeten Urkunde sind dies die Gräfin Elisabeth und der Graf Adolf von Berg, da sie beide an diesem Rechtsakt beteiligt waren. Mit Bändern wurden die Siegel an der Urkunde befestigt. Die Stadterhebungs- und andere Urkunden mußten außerdem öffentlich *verlesen* werden. Die städtischen Urkunden wurden in einer großen Truhe, der *Stadtkiste*, die mit zwei verschiedenen Schlössern versehen war, aufbewahrt. Der Bürgermeister und ein Schöffe verfügten über je einen Schlüssel und konnten sie nur gemeinsam öffnen und schließen. Die Truhe stand an einem sicheren Ort, zum Beispiel auf dem Kirchturm.

Alle Urkunden waren, ähnlich wie heute, nach einer bestimmten Form aufgebaut. Im Eingangsteil wurde festgehalten, wer die Bestimmungen erließ und an wen die Urkunde sich richtete. Im Schlußteil wurden alle Zeugen namentlich aufgeführt und das Datum festgehalten. Die Stadterhebungsurkunde, die auf dieser Seite abgebildet ist, ist die der Stadt Ratingen.

Q 1 Den in der Urkunde (Abb. links) eingerahmten Text lest ihr hier in der Übertragung. Darin heißt es: Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Amen. Allen, die dieses

Schreiben sehen oder hören, jetzt und später. – Wir, Adolf, Graf, und Elisabeth, Gräfin von Berg. Haltet auf ewige Zeiten fest, was folgt:
Es pflegt die Unwissenheit mit der Wahrheit zu kämpfen, und die Vergessenheit ist eine Brutstätte des Zankes, wenn nicht die Erinnerung an eine Tatsache durch das lebendige Wort der Zeugen oder durch die Schrift dauernd gesichert wird.

Danach folgen die einzelnen Rechtsbestimmungen, die mit der Stadterhebung verbunden waren. Außerdem wurden die Zahlungen an den Landesherren festgelegt. Am Ende werden die Zeugen genannt, darunter viele Adelige, Geistliche, Ritter und Dienstleute:

Q 2 ... einige Bürger unserer Stadt Ratingen und sonst viele glaubenswürdige Leute.
Gegeben im Jahre des Herrn 1276 am Freitag vor dem Feste der heiligen Jungfrau Lucid²⁾ (das ist der 11. Dezember).



B Galläpfel der Eichengalwespe

1. Schaut euch die Urkunde genau an und lest dazu den Quellentext.
2. Überlegt gemeinsam in der Klasse, zu welchem Anlaß ihr eine Urkunde anfertigen wollt. Nehmt die aufgeführten Eingangs- und Schlußformeln der Quelle als Beispiel.
3. Wählt ein Material aus, auf welches ihr schreiben wollt, ebenso ein Schreibgerät und Tinte.
4. Überlegt euch die Gestaltung eines Siegels. Bittet euren Kunstlehrer bei der Herstellung um Hilfe. Falls kein Wachs zur Hand ist, könnt ihr das Siegel zeichnen und ausmalen.
5. Befestigt die Siegel mit Bändchen an der Urkunde und übergibt sie in einem feierlichen Rahmen.



C Siegelstempel, -abdruck

Das Gasthaus zum Heiligen Geist

Ein Hort der Liebe und Barmherzigkeit für die ganze Stadt

Wir leben in einer Gesellschaft, in der Sterben, Tod und Trauer weitgehend verdrängt werden. Das zeigt sich vor allem darin, daß die meisten Menschen in Krankenhäusern oder in Einrichtungen außerhalb ihres gewohnten Lebensbereichs sterben. Sie bleiben nicht selten allein, weil Krankenhäuser die Gesundheit des kranken Menschen zum Ziel haben und Angehörige sich zurückziehen, wenn sie sich seelisch oder körperlich überfordert fühlen.

Vor diesem Hintergrund entwickelten sich in zahlreichen Städten unseres Landes Initiativen, um sterbenden Menschen und deren Angehörigen eine Hilfe zu geben. Eine dieser Initiativen ist die Ratinger Hospizbewegung, die nach Jahren der Vorbereitung als „Ratinger Hospizbewegung e. V.“ im September 1995 gegründet wurde.

Sterbende brauchen einen vertrauten Ort, an dem sie sich geborgen fühlen, wohl umsorgt von Verwandten und Freunden, und eine ärztliche und pflegerische Betreuung, die den Tagen Leben hinzufügt, und nicht nur dem Leben Tage. Damit dies gelingt, hat der Verein unter dem Vorsitz von Pfarrer Martin Letschert mittlerweile 50 ehrenamtliche Helfer ausgebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Wünsche des Sterbenden zu erfüllen, ihn zu begleiten, soweit es für einen Lebenden möglich ist, und gleichzeitig ein offenes Ohr zu haben für die Sorgen der Angehörigen.

Sterbebegleitung zu Hause kann aber an ihre Grenzen kommen. Deshalb strebt der Verein die Errichtung eines Hospizes an, einer Stätte, in der todkranke Menschen unabhängig von ihrer Herkunft und Religion medizinisch betreut und seelisch begleitet werden. Es war die englische Sozialarbeiterin, Krankenschwester und Ärztin Cicely Saunders, die in den sechziger Jahren in einem Londoner Vorort das erste Hospiz unserer Zeit schuf. Sie knüpfte dabei an

eine alte Tradition an, an eine Kultur des menschenwürdigen Leidens und Sterbens, wie sie im Mittelalter weit verbreitet war.

Mittelalterliche Hospize waren Zufluchtsstätten für kranke und hilflose Menschen, für Obdachlose und Sieche ebenso wie für Pilger auf ihrer beschwerlichen Reise. Gemessen an den heutigen medizinischen Möglichkeiten konnte damals für die Sterbenden wenig getan werden. Aber sie konnten der menschlichen Fürsorge und Aufmerksamkeit gewiß sein.¹⁾

Angesichts der Bedeutung, die mittelalterliche Hospize für die moderne Hospizbewegung haben und angesichts der Tatsache, daß die Ratinger Hospizbewegung ein Hospiz errichten will, in dem Menschen all das finden, was sie benötigen, um gestärkt ihren letzten Weg zu gehen, halte ich es für angemessen, daran zu erinnern, daß Ratingen wie viele mittelalterliche Städte ein Hospiz in seinen Mauern hatte. Mehr als 500 Jahre stand es unmittelbar vor dem Obertor an derselben Stelle, an der bis in die achtziger Jahre das Katholische St. Marien-Krankenhaus gestanden hat.

Sein Name „Gasthaus zum Heiligen Geist“ oder auch „Heiliggeisthaus“²⁾ ist Programm: Das Wort



Untersuchung eines Aussätzigen.
Straßburg 1517

„Hospiz“ kommt vom lateinischen ‘hospitium’. Es bedeutet Gastfreundschaft und zugleich gastliches Haus oder Herberge. Im Heiligen Geist sah man die Verkörperung der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit und stellte mit der Namensgebung die Kranken- und Armenhäuser unter seinen Schutz.

Das Gasthaus scheint so alt zu sein wie die Stadt selbst. Bereits im ältesten Kalendarium der

1) Peter Neysters, Karl Schmitt, Denn sie sollen getröstet werden, München 1993, S. 205 ff.

2) Otto R. Redlich, Arnold Dresen, Johannes Petry, Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926, S. 420 ff.



Das „Gasthaus zum Heiligen Geist“ und spätere Marienkrankenhaus an der Ecke Oberstraße/Angerstraße vor 1904
Zeichnung von Ernst Bierwirth, Ratingen, 1926

Ratinger Pfarrkirche, dessen Eintragungen teilweise ins 14. und vielleicht ins 13. Jahrhundert zurückreichen, wird ein hospitalarius, der geistliche Rektor des Hospitals, genannt. Das alte Stadtbuch von 1362, das an manchen Stellen eine Vorlage aus der Zeit der Stadtgründung erkennen läßt, führt das Heiliggeisthaus (casa sancti spiritus) an der Oberstraße auf.

So wechselvoll wie die Geschichte der Stadt ist auch das Schicksal des Gasthauses. Das ursprüngliche Gasthaus umfaßte außer dem Gebäude mit den Armenwohnungen eine an der Straße gelegene Kapelle und eine zur Gartenseite hin errichtete Wohnung für den Hospitalrektor. Alle diese Gebäulichkeiten brannten im Jahre 1563 vollständig ab, und auch die Urkunden des Gasthauses, der Stiftungsbrief, die Rentenrollen und Register wurden ein Raub der Flammen. Wird auch der Neubau im Jahre 1611 als vollendet bezeugt, so sollten doch Kirche und Rektorhaus noch lange auf

ihre Wiederherstellung warten. Umfangreiche Reparaturarbeiten wurden wegen der Kriegswirren während des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts wieder zunichte, da das Gasthaus außerordentlich großen Schaden genommen hatte. Die Kapelle war von den Franzosen als Magazin benutzt worden, und die Kaiserlichen hatten im Gasthaus ein Lazarett eingerichtet. Die Gasthausarmen hatten infolgedessen fast alle ihre Wohnungen verlassen. Noch die Gasthausrechnung von 1805/06 spricht von bedeutenden Kosten für Reparaturen im Inneren und Äußeren des Gasthauses und der Kirche.

Das mittelalterliche Hospital in Ratingen hatte einen anderen Charakter als ein modernes Krankenhaus. Es war fast ausschließlich Armen- und Pflegehaus. Personen, die wegen einer akuten Krankheit oder einer Operation der Hilfe eines Arztes bedurften, fand man nicht darin, wohl aber arme, alte, verlassene, gebrechliche und hilfsbedürftige Leute. Es war in

Ratingen Grundsatz, nur solche Personen aufzunehmen, „die Kost und Kleidung nicht selbst verdienen konnten“.²⁾ Ferner sollten zunächst Alleinstehende und dann erst Verheiratete bei der Aufnahme berücksichtigt werden.

Das Gasthaus war eine katholische Anstalt, bestimmt für „wirkliche Bürger und Eingepfarrte“²⁾, d.h. für Pfarrkinder aus dem ganzen Kirchspiel. Fremden wurde vorübergehend Unterkunft und Zehrung gewährt. Das Gasthaus, ein bescheidenes Haus, enthielt nicht mehr als 15 bis 18 Einzelwohnungen, Zimmer mit Bett, Tisch und Stuhl, außerdem eine große Stube, die allen zugänglich war. Die Aufsicht führte ein Ehepaar, das Gasthausvater und Gasthausmutter genannt wurde. Ein Dienstmädchen half ihnen bei der Arbeit.

Die Verwaltung des Gasthauses und zugleich die katholische Armenpflege überhaupt lag in den Händen der Gasthausmeister und Armenprovisoren (Armenpfleger). In alter Zeit trugen sie auch den bezeichnenden Namen „Vormünder des hl. Geistes“²⁾ (des heiligen geistes vormunder). Bis zum 18. Jahrhundert gab es zwei Gasthausmeister und zwei Armenprovisoren. Im 18. Jahrhundert trat an ihre Stelle der sogenannte Armenvorstand, bestehend aus dem katholischen Pfarrer, dem katholischen Bürgermeister und fünf bis sieben katholischen Mitgliedern des Magistrats. Einer von ihnen führte den Namen und die Geschäfte des Gasthausmeisters und Armenpflegers.

Der Gasthausmeister und die Armenprovisoren bzw. der Armenvorstand hatten für die äußere und innere Instandhaltung des Gasthauses und der Kapelle zu sorgen. Sie vergaben die Zimmer des Gasthauses und befanden darüber, welche Armen dauernd oder in Krankheitsfällen nur vorübergehend unterstützt werden sollten. Sie verteilten Brot, Brennholz und Schuhe an die Armen im Hospital ebenso wie an die Hausarmen in

2) Otto R. Redlich, Arnold Dresen, Johannes Petry, Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1926, S. 420 ff.

der Pfarre. Sie bestimmten die Kinder, die auf Armenkosten die Tages- und Abendschule besuchen konnten. Sie sorgten für Unterkunft und Pflege der Waisen und veranlaßten, daß bedürftige Knaben bei tüchtigen Meistern ein Handwerk erlernten.

Die Gasthausmeister verwalteten das gesamte Vermögen des Gasthauses, nahmen Pachtgelder, Renten und sonstige Einkünfte in Empfang und beglichen die Rechnungen. Sie verwahrten die Schlüssel des „Armenstocks“⁽²⁾ (Opferstock für die Armen), hielten persönlich die sonntäglichen Kollekten mit dem Klingelbeutel in der Pfarrkirche und die einmalige Sammlung bei der Gottedstracht auf dem Markte ab. Alljährlich legten sie im Rathaus öffentlich Rechnung ab und erhielten für ihre Mühewaltung eine kleine Entschädigung. Die Tätigkeit der Gasthausmeister war vielseitig und verantwortungsvoll. Vielfach versah der Bürgermeister selbst dieses Amt.

Der ausgeprägte Wohltätigkeitssinn hatte nach und nach dazu geführt, daß die Jahreseinnahmen verhältnismäßig beträchtlich waren. Ein Vergleich mit den gleichzeitigen Ratinger Stadtrechnungen bestätigt dies:

Gasthaus (1587/88) 733 Gulden:
1299 Gulden Stadt (1588/89)

Gasthaus (1653/54) 1022 Gulden:
1559 Gulden Stadt (1649/50)

Gasthaus (1781/82) 415 Rtlr.:
1011 Rtlr. Stadt (1782/83)

Die Einnahmen des Gasthauses betrug demnach in jenen Jahren 56 Prozent, 65 Prozent und 41 Prozent der städtischen Einnahmen.

Zu den gewöhnlichen Ausgaben des Gasthauses gehörten in erster Linie die Präbenden (vom lateinischen *praebenda* – Darreichungen), auch Pröven genannt. Soweit die Rechnungen erkennen lassen, sind die Pröven in barem Geld oder auch in Naturalien (Weiß- und Schwarzbrot) verabreicht worden.

Sie beruhten sämtlich auf Stiftungen und waren auf einzelne Wochen des Jahres oder gewisse



Blick in die Oberstraße im Jahr 1917. Rechts das „neue“ Marienkrankenhaus, erbaut 1904

Termine verteilt. Wenn der Winter herannahte, wurden die Armen Ratingens mit Brennmaterial und Schuhen versehen.

Regelmäßig wiederkehrende Ausgabenposten sind die Auslagen für Arzt, Chirurg und Medikamente, Schulgeld, Verpflegung von Waisenkindern, Anfertigung von Särgen und Begräbniskosten. Daneben laufen Zuschüsse zur Hausmiete, Unterstützungen in Krankheitsfällen sowie Zuwendungen an Aussätzige in einem der beiden Ratinger Siechenhäuser.

Als kurz nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges in den Jahren 1653/54 große Not in Deutschland herrschte, klopfen an die Pforte des Ratinger Gasthauses mehr als fünfzigmal arme Leute von nah und fern: Blinde, Lahme, Krüppel, Fallsüchtige, Abgebrannte aus Homberg, Lintorf, Angermund und Düsseldorf, Recklinghausen, Essen, Hildesheim und Holland. Wandernde Gesellen, umherziehende Musikanten und Soldaten, die in türkischer Gefangenschaft gewesen waren, hielten ebenso wie 42 (!) Studenten um Herberge und einen Zehrpennig für die Reise an. Da klagten arme Nonnen ihre Not. Da sammelten zwei Mönche aus Düsseldorf und Köln für ihre Klöster. Und alle erhielten eine Gabe.

Bis zum Jahre 1854 hat das Ratinger Gasthaus zum Heiligen Geist in der alten Form bestanden. Ende

Februar desselben Jahres schloß der Pfarrer von St. Peter und Paul, Pastor Peter Lampenscherf, mit der Schwester Franziska Schervier, der Gründerin und ersten Oberin der Armen Schwestern vom hl. Franziskus in Aachen, einen Vertrag, demzufolge die Genossenschaft die Pflege der Armen und Kranken übernehmen sollte.³⁾ Aus dem Gasthaus, der Pflegestätte für arme und gebrechliche Leute, wurde ein Krankenhaus, das St. Marien-Krankenhaus an der Oberstraße, der Vorläufer des heutigen Krankenhauses an der Werdener Straße.

Die „Rheinische Post“ vom 20. 12. 1958 erinnert zu Recht daran, daß Bürger der Stadt und Vertreter der Kirche damals die Aufgaben eines Sozialamtes übernahmen. Die Zeitung nennt das Gasthaus einen „Hort der Liebe und Barmherzigkeit für die ganze Stadt“ und hebt hervor: „Der Gedanke der Mildtätigkeit überstrahlte alle Gegensätze und Unterschiede, für das bewegte 16. Jahrhundert sicher ein erfreuliches Merkmal.“⁴⁾

Möge es der modernen Hospizbewegung gelingen, an diese alte Tradition anzuknüpfen!

Josefine Multhaupt

3) Das Ratinger St. Marien-Krankenhaus in: Die Quecke 48 (1978), S. 6

4) Rheinische Post vom 20. 12. 1958: Die Hütte des hl. Geistes

Jakobus-Verehrung im mittelalterlichen Maubeuge

Aus der Geschichte unserer französischen Partnerstadt

Die im Norden Frankreichs nahe der Grenze zu Belgien (in der ehemaligen Grafschaft Hennegau) gelegene Stadt Maubeuge ist mit Ratingen seit vier Jahrzehnten durch eine „Jumelage“ (Partnerschaft) verbunden. Zwischen den beiden Partnerstädten hat es in dieser Zeit trotz mancher sprachlicher Hindernisse viele Begegnungen auf der Ebene von Rat und Verwaltung und lokaler Vereine und Institutionen sowie im Rahmen des internationalen Jugendaustausches gegeben.

Bei der Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt Maubeuge (anhand einer zweibändigen „Histoire de la ville de Maubeuge“ von Alfred Jennepin aus den Jahren 1889 – 1909, Nachdruck 1976) machten wir eine interessante Feststellung: Maubeuge muß im späten Mittelalter eine nicht unbedeutende Pilgerstation (Anlaufstelle für Pilger) an einer einst stark frequentierten Pilgerstraße (Chemin de Saint Jacques) nach Santiago de Compostela gewesen sein. Dieser Pilgerweg führte von Aachen (Sammelpunkt der Pilger aus dem ostdeutschen und niederdeutschen Raum) als sog. Niederstraße durch das heutige Belgien und den Norden Frankreichs über Maubeuge nach Paris, von dort weiter über Tours (via Tournensis) nach Ostabat am Fuße der Pyrenäen und im Norden Spaniens als „Camino“ über Puente la Reina nach Santiago.

Hier muß man sich einmal vergegenwärtigen, daß die Stadt Ratingen mit ihrer Pfarrkirche St. Peter und Paul und die Gemeinde Homberg mit ihrer Pfarrkirche St. Jakobus d.Ä. ebenfalls an einem solchen alten Pilgerweg liegen, am sogenannten Helinciweg. Er wurde auch als Heiligenweg bezeichnet und ist in Ratingen als Pilgrimsgate urkundlich belegt. Dieser Helinciweg stellt eine Verbindung her zum westfälischen Hellweg und führt von Hattingen a.d. Ruhr über Velbert, Heiligenhaus, Homberg und Ratingen

nach Kaiserswerth (St. Suitbertus). Er ist heute noch in deutlichen Geländespuren erkennbar. In seiner westlichen Verlängerung findet er in Aachen Anschluß an die „Niederstraße“, an der auch Maubeuge gelegen ist. Aus der Infrastruktur der mittelalterlichen Pilgerbewegung nach Santiago läßt sich somit schon eine frühe Verbindung zwischen Ratingen/Hom-

berg und Ratingens Partnerstadt Maubeuge nachweisen.

Eine Stiftung „aus Verehrung für den heiligen Jakobus“

Im 15. Jahrhundert, als die europäische Wallfahrt nach Santiago noch in voller Blüte stand, stellten sich auch die Bürger von Maubeuge in den Dienst der Pilgerbewegung. Im Jahre 1412 ließ ein ge-



Maubeuge um 1550 (Stadtzentrum)

In der Bildmitte die Chapelle St. Jacques und die Gebäude des Hôpital St. Jacques. Das Ensemble wurde begrenzt durch die Rue St. Jacques, die Ruelle St. Jacques, den Marché au Fillet und den Grand Marché. Nach wiederholter Zerstörung des Stadtzentrums, zuletzt im Zweiten Weltkrieg, ist heute – nach völliger Neugestaltung der Innenstadt – von alledem nichts mehr vorhanden, nicht einmal mehr die Rue St. Jacques, weder dem Namen noch dem Verlauf nach

wisser Nicolas Haignou, wohl ein sehr gut betuchter Bürger von Maubeuge, „aus Verehrung, die er dem heiligen Jakobus entgegenbrachte“, eine Kapelle (Chapelle Saint-Jacques) und ein Spital (Hôpital Saint-Jacques) errichten. Sie bildeten die Basis einer Stiftung. Im Rahmen dieser Stiftung stellte er auch Mittel zur Verfügung zur Unterhaltung des Gebäudekomplexes, für Meßstipendien sowie „für die Aufnahme, die Unterbringung, die Beköstigung usw. aller Pilger, die nach Santiago in Galizien unterwegs sind oder von dort bereits zurückkehren.“

Die Sankt-Jakobus-Bruderschaft verwaltet die Stiftung

Zum Zeitpunkt der Stiftung wurde in Maubeuge auch eine Sankt-Jakobus-Bruderschaft gegründet, die die Verwaltung der Stiftung übernahm. Administration waren zwölf Mitglieder der Bruderschaft und der Kaplan (Rektor des Hauses), die zunächst nur dem Pfarrer, später auch dem Bürgermeister und den Schöffen der Stadt Rechnung legen mußten. Der Modus der Ernennung bzw. der Wahl der Administratoren ist nicht bekannt. Den Rechnungsbüchern ist jedoch zu entnehmen, daß sie z.B. für die Anwesenheit bei Exequien bestimmte Zuwendungen erhielten. Hin und wieder gab es auch Geld „pour se récréer“ bzw. „pour boire“; darunter sind also Trinkgelder zu verstehen, die denn auch – wie die Rechnungen ausweisen – regelmäßig in Wein umgesetzt wurden. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß die Mitglieder der Bruderschaft bzw. die Administration der Stiftung damals keine Gelegenheit ausließen, „sich gemein-

sam zu rekreieren“, mit anderen Worten: einen Umtrunk oder ein Gelage zu veranstalten.

Dafür ein Beispiel:

Anschaffung eines Reliquiars gab vielfachen Anlaß zum Feiern

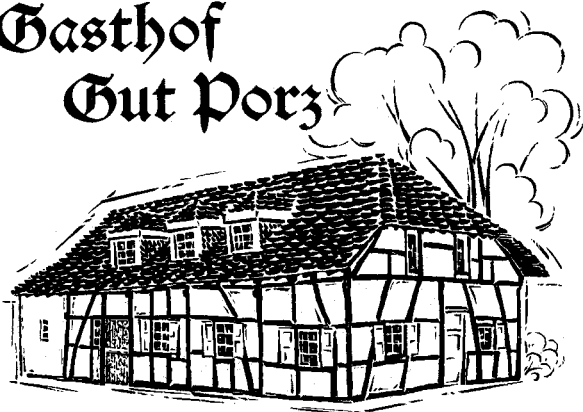
Im Rechnungsjahr 1413, also unmittelbar nach Gründung der Bruderschaft wurde der Beschluß gefaßt, eine „frett“, einen Reliquienschrein bzw. ein (Jakobus-?) Reliquiar anzuschaffen. Diesen Beschluß mußte man sogleich bei einem „Zug über den Markt“ mit Wein begießen. Fünf Sols (Schillinge) wurden dafür verauslagt. An dem Tage, als die Arbeit an dem Schrein aufgenommen wurde, fand im Hause von Gérard Bouret, einem der Administratoren der Stiftung, ein Gelage statt. Dort wurde für 6 Sols und 8 Deniers (Heller) Wein konsumiert. Ein Bruderschaftsmitglied, das den Figurenschmuck (vermutlich holzgeschnitzte Heiligenfiguren) für den Schrein in Valenciennes abholte und nach Maubeuge brachte, nahm dies zum Anlaß, sich mit mehreren anderen Mitbrüdern bei Wein für 2 Sols zu rekreieren. Mit Amand, dem „poindeur“ von Valenciennes kam man überein, den Schrein zum Preise von 48 Livres (Pfund) zu vergolden; das gab wieder Gelegenheit zu einem Weingelage: Kosten 13 Sols und 9 Deniers. Als dieser mit der Arbeit des Vergoldens begann, tranken die Mitbrüder mit dem Meister und seinem Gesellen wiederum bei einem häuslichen Gelage Wein für insgesamt 28 Sols und 6 Deniers. Anläßlich der Fertigstellung und Übergabe des Schreins hatte man zwei Brudermeister aus der

Haupt- und Residenzstadt Mons eingeladen; das festliche Mahl für sie und die Mitbrüder schlug mit 28 Sols zu Buche. So fand man immer wieder einen Anlaß, auf Kosten der Stiftung „einen zu heben“. Der Chronist betont aber, das sei bei unseren Vorfahren damals ganz allgemein so üblich gewesen.

Sankt-Jakobus-Spital im Dienste der Santiago-Pilger

Über die Inanspruchnahme der Sankt-Jakobus-Bruderschaft und ihrer Einrichtungen für durchreisende Jakobspilger liegen aus den ersten 200 Jahren ihres Bestehens keine Zahlen vor. Wahrscheinlich standen sie auch dem Chronisten nicht zur Verfügung. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Pilger im Spital untergebracht, das inzwischen zum Teil auch als Waisenhaus betrieben wurde. Die Nacht verbrachten sie dort in einem eigens für sie vorgesehenen Schlafsaal, „dortoir des pèlerins“ genannt. Sie hatten also ein Anrecht auf ein Nachtlager, das im Jahre 1620 mit 4 Sols bewertet wurde. Außerdem verabreichte man ihnen Brot und Suppe; ersatzweise erhielten sie, d.h. wenn sie auf die Hausbeköstigung verzichteten, einen Betrag von 6 Deniers, der etwa dem Preis der eingesparten Nahrungsmittel entsprach. In den Jahren 1628 bis 1632 hat das Spital, wie sich anhand der Rechnungsbücher nachweisen läßt, insgesamt 287 Pilger versorgt, die sich auf dem Wege nach Santiago oder bereits auf dem Rückwege befanden. Im Jahre 1663 zahlte man jedem Pilger, der vorsprach, 20 Sols; für Kost und Unterkunft mußte er dann aber selbst sorgen. 1664 zählte

Gasthof Gut Porz



Unsere Öffnungszeiten:

Mo.-Sa. 17.00 – 1.00 Uhr

Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen sind wir
ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

**40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/934080**

man nur noch 29 Pilger in Maubeuge; danach nahm die Zahl der Pilger noch mehr ab. Ob sie wohl, abgeschreckt durch allzu spärliche Unterstützungen, die sie in Maubeuge erhielten, vielleicht einen anderen Weg nahmen, fragte sich der Chronist. Das war es freilich nicht, wie wir wissen. Die Blütezeit der europäischen Jakobus-Wallfahrten war einfach vorbei. Bettelndes Lumpengesindel, Wegelagerer, Räuber und Marodeure in Pilger(ver)kleidung – man nannte sie verächtlich „Jakobsbrüder“ und „Marodebrüder“ – hatten die Wallfahrt in Verruf und zum Erliegen gebracht.

Bußgelder statt Bußgänge

In der großen Zeit der mittelalterlichen Santiago-Wallfahrten war es durchaus möglich, daß ein durch Richterspruch zur Bußwallfahrt nach Santiago Verurteilter sich im Falle der Verhinderung durch höhere Gewalt mit einem Bußgeld oder einem entsprechenden Geschenk an ein Jakobus-Hospiz und bestimmten anderen Auflagen freikaufen konnte. Andere, die aus triftigen Gründen ihre Pilgerreise nach Santiago zunächst aufschieben mußten, deponierten bei der Verwaltung des Hospizes einen angemessenen Geldbetrag, der ihnen zurückerstattet wurde, wenn sie sich innerhalb einer bestimmten Zeit auf den Weg machten; wenn das nicht geschah, verfiel der Betrag dem Hospiz. So wurden in Maubeuge zum Beispiel im Rechnungsjahr 1433 folgende Posten aufgeführt:

- von Simon de Villers, der eine Reise nach Santiago schuldig blieb 18 Livres
- von Etienne de Trazegnies, dito 15 Livres
- von Johan Koppe werden 10 Goldkronen deponiert; sie werden zurückerstattet, wenn er innerhalb von 3 Jahren seine Pilgerreise antritt.
- von Johan Petit werden ebenfalls 10 Goldkronen hinterlegt zu denselben Konditionen.

Da blieb es natürlich nicht aus, daß mancher sich nur allzu gern der beschwerlichen Wallfahrt nach Santiago dadurch entzog, daß er eine gewisse Ablösesumme hinterlegte und – mit schuldbefreiender Wirkung – verfallen ließ. Das



Maubeuge heute (Stadtzentrum)

Durch moderne Überbauung ist vom alten Stadtkern kaum etwas übriggeblieben. Selbst die alte Rue St. Jacques ist den städtebaulichen Erfordernissen unserer Zeit zum Opfer gefallen. Ihr früherer Verlauf ist auf dem Foto durch eine schwarze Linie gekennzeichnet

erinnert auch ein bißchen an das in jener Zeit florierende Geschäft des Ablasshandels, gegen das einst Martin Luther so vehement zu Felde zog.

Unrühmliches Ende durch Staatsbankrott und Revolution

Das Abebben des Pilgerstroms nach Santiago hatte natürlich auch für die Sankt-Jakobus-Bruderschaft und die von ihr betreuten Einrichtungen in Maubeuge Konsequenzen. Hospiz und Kapelle standen nicht mehr, wie es dem ursprünglichen Stiftungszweck entsprochen hätte, ausschließlich den durchreisenden Pilgern zur Verfügung. In dem Hospiz fanden jetzt vor allem die Waisenkinder der Stadt Aufnahme und Betreuung. Die Versorgung und Unterbringung der Santiago-Pilger trat immer mehr in den Hintergrund. Die Verwaltung des Stiftungsvermögens wurde vom Bischof mit Zustimmung des Landesherrn von der Bruderschaft auf den Magistrat der Stadt übertragen. In der Kapelle fand ab 1660 kein Gottesdienst mehr statt. Sie wurde zunächst noch als Sonntagsschule für die Waisenkinder genutzt; dann wurde eine Bäckerei dort eingerichtet. Schließlich (1698) sah sich der Magistrat sogar gezwungen, um die Einkünfte des Hospizes zu verbessern und die Versorgung der Waisen sicherzustellen, die Kapelle auf Abbruch und das Grundstück – gewiß ein „Filetstück“ im Zentrum der Stadt

– auf Rentenbasis zu verkaufen. Das brachte immerhin 318 Livres (Pfund) an jährlicher Rente. Doch Sankt Jakobus scheint das übelgenommen zu haben, wie man mit seiner Kapelle in Maubeuge verfahren ist. Denn diese neu erschlossene Geldquelle versiegte recht bald. Im Jahre 1720 hatte nämlich der Erwerber des Kapellengrundstücks seine Rentenschuld durch Auszahlung des Grundstückskaufpreises an die Stiftung abgelöst. Für die Ablösesumme erwarb die Stiftung Bankschuldverschreibungen der von dem schottischen Finanzjongleur John Law in Paris gegründeten Privatnotenbank. Dies geschah just zu dem Zeitpunkt, da die ungezügelte Ausgabe von Banknoten dieses 1718 bereits zur Staatsbank avancierten Geldinstituts (Papiergeldinflation!) eine allgemeine Vertrauenskrise auslöste, so daß die Bank bald ihre Zahlungen einstellen mußte. Sozusagen im Handumdrehen waren damit die von der Stiftung für hartes Geld erworbenen Bankzertifikate zu Nonvaleurs, also wertlos geworden: Opfer eines Staatsbankrotts!

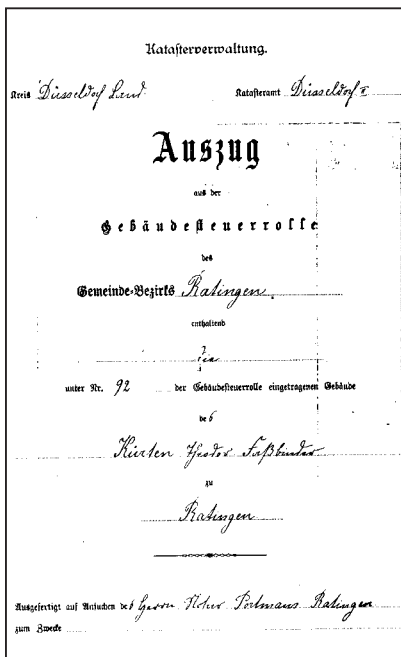
Nach der französischen Revolution von 1789 dienten die Gebäude des ehemaligen Sankt-Jakobus-Hospizes eine Zeitlang als Garnisonsgefängnis; zum nationalen Gut erklärt, wurden sie später dem Staat verkauft.

Dr. Kurt Holzapfel

Eines Küfers Tochter erinnert sich

In mehreren „Quecken“ berichtete Hanni Schorn, Mitbegründerin und Ehrenvorsitzende der „Ratinger We-iter“, über die Geschichte des Stellmacherhandwerks in Ratingen und insbesondere über die Familie ihrer Vorfahren. Sie gab damit den Anstoß zu einer Serie „Ausgestorbenes Handwerk in Ratingen“. Der folgende Beitrag von Frau Gertrud Obels, geb. Kürten, ist durch ihre Vermittlung der Redaktion der „Quecke“ zur Veröffentlichung überlassen worden:

Ich wurde als vierte und jüngste Tochter des Küfers Wilhelm Kürten und seiner Ehefrau Berta, geb. Eitel, geboren. Mit meinen Schwestern Else, Grete und Berta wuchs ich in unserem Elternhaus, das an der Mülheimer Straße 25 lag, auf. Unser Grundstück lag nicht direkt an der Straße, man erreichte es über eine abschüssige Gasse, die zwischen den Häusern Nr. 23 (Schreiner Breitgraf) und Nr. 27 (Kohlenhandlung Haufs) verlief. Unser Elternhaus nebst Werkstatt und Stallungen lag auf einem Grundstück von ca. 2700 qm, das von einem schmalen Fußweg – dem Liefers Kämpchen – auch von der Angerstraße aus einen Zugang hatte. Der Garten grenzte an die Ökonomie des alten katholischen Krankenhauses. Das Liefers Kämpchen lag zwischen den beiden Grundstücken.



Bereits mein Großvater – Theodor Kürten (1847 – 1927) übte das Handwerk des Faßbinders aus. Aus seiner Ehe mit seiner Frau Elisabeth, geb. Issel, gingen drei Kinder hervor:

Jakob Kürten (Schneidermeister), Helene Kürten (heiratete Fritz Bender) und Wilhelm Kürten (mein Vater).

Nach dem Tode meines Großvaters Theodor Kürten erwarb mein Vater durch Auszahlung seiner Geschwister das Grundstück und führte die Kuferei seines Vaters fort. Auch er hätte sich gern einen Sohn gewünscht, der einmal die Werkstatt von ihm übernehmen würde, doch stattdessen wurden ihm vier Mädchen geboren!



In der Kufereiwerkstatt von rechts nach links: Wilhelm Kürten, sein Vater Theodor Kürten, seine Frau Berta mit der Tochter Gertrud (Verfasserin des Artikels) auf dem Arm und Tochter Berta (Aufnahme von 1918)

Der Beruf des Küfers ist heute so gut wie ausgestorben. Die Berufsbezeichnung „Küfer“ ist gleichzusetzen mit den regional unterschiedlichen Bezeichnungen Böttcher, Faßbinder, Fäßler, Büttner.

Die Ausübung des Berufs setzte eine handwerkliche Begabung und Geschicklichkeit voraus. Er-

staunlich ist die Vielfalt der Werkzeuge, die der Faßbinder benutzte.

Neben mehreren Hobelbänken (zum Spannen des Holzes bei dessen Bearbeitung) waren die unterschiedlichsten Handwerkzeuge vorhanden, wie die Rauhbank (sehr langer Hobel), Schrapp-, Schlicht- und Putzhobel, Grat-, Nut-, Sims- und Fassonhobel, Stemmeisen und Stechbeitel verschiedener Größen, Ziehmesser, verschiedene Holzsägen, Hand- und Setzhämmer, Holz- und Metallbohrer, sowie verschiedene Meißel.

Die Fässer und Bottiche, die mein Vater herstellte, wurden überwiegend von den rund um Ratingen ansässigen Landwirten bestellt. Das waren Waschbottiche, große Bottiche zum Einpökeln von Fleisch und Badebottiche. Der damalige Gärtner Gerling bestellte Blumenkübel. Auch in der hiesigen Bevölkerung gab es viele, die sich ein Schwein im Stall hielten und nach der Schlachtung zum Einpökeln des Fleisches einen Bottich benötigten.

Auch meine Eltern hielten Schweine, eine Ziege und Hühner. Auch ein Wachhund – ein Spitz – war vorhanden. Zum damaligen Zeitpunkt war bei den Bauern manchmal das Geld knapp, und so erhielten wir anstelle von Bargeld wieder einmal ein Schwein, so daß der Stall etwas eng wurde für das neue kleine dritte Schwein. Auch gab es statt Bargeld auch schon einmal Kartoffeln, Äpfel oder Geschlachtetes.

Die zu fertigenden Gefäße bestanden aus dem Boden, den Dauben und den Metallbändern, die dieselben zusammenhielten. Die Form der Dauben (gerade oder gebogene Längsstäbe) richtete sich nach der Gefäßart: zylindrisch, konische Bottiche oder geschlossene (Wein-)Fässer. Die Dauben mußten paßgenau bearbeitet werden, weil die Dichtigkeit der Gefäße davon abhing. Der Faßboden saß mit seinem Rand in einer Nut, die rundum in die Dauben eingearbeitet war. Nach dem Zusammenfügen der Dauben mit

Die „Berger Schule“

Katholische Schule in Eggerscheidt

Am 2. Januar 1872 begann in der Schule „Auf dem Berg“ der Unterricht für die katholischen Kinder von Eggerscheidt. Das Schulhaus war 1871 durch den Baumeister Bonrath gebaut worden. Bis dahin hatten die Kinder die evangelische oder die katholische Schule in Ratingen besucht. Erster Lehrer war Moritz Braß („aus der Provinz Westfalen“), der bis Weihnachten 1873 blieb. Dann gab Herr Bergheim aus Ratingen bis zum 1. Mai 1874 täglich vier Stunden. Am 1. Juni 1874 übernahm Lehrer L. Weber die Schule, dem wir auch den Beginn der Schulchronik verdanken. Er blieb bis 1. April 1879. Die Schülerzahl hatte zunächst bei 87 gelegen. 20 Kinder aus den Gemeinden Ratingen, Eckamp, Hösel und Bracht wurden 1875 auf Beschluß des Gemeinderates „ausgewiesen“, so daß die Zahl der Kinder dann bei 65 lag. Der Lehrer schildert vornehmlich nur den Verlauf von zwei Festtagen im Schuljahr: Kaisers Geburtstag und Sedanstag, an dem mit einem Sonderzuschuß der Gemeinde ein Ausflug veranstaltet wurde. Am 3. April 1879 kommt dann Lehrer Rademacher aus Hochfeld, von dessen Tätigkeit und Eigenarten noch einiges mündlich überliefert ist. Auch er weiß außer von den „preußischen Feiertagen“ fast nur



Kinder der „Berger Schule“ mit ihrem Lehrer Rademacher um 1893.

Frau Hildegard Ketzer stellte uns dieses Bild zur Verfügung. Ihre Mutter Christine Küpper ist in der oberen Reihe (vierte von links) neben Lehrer Rademacher zu sehen. In der zweiten Reihe von unten, erste von rechts, erkennt man Jettchen Plönes, die Mutter von Gertrud Schmidt, die uns die anderen Klassenbilder zur Veröffentlichung überließ

von den regelmäßigen Besuchen des Kreisschulinspektors oder des Lokalschulinspektors Graf von Spee zu berichten. 1881 allerdings war der Winter so streng, daß täglich 15-20 Kinder fehlten. Die meisten hatten ja - zweimal am Tag - den Weg durch den Hölender zu bewältigen. Den Unterrichtsbeginn verlegte man dann im Winter

auf 9 Uhr. Am 7. Dezember 1882 stellte der Arzt Dr. Buschhausen bei 18 Kindern eine „granulöse Augenentzündung“ fest. Darauf wurden alle Lehrer in der Bürgermeisterei Eckamp aufgefordert zu kontrollieren, ob derartig erkrankte Kinder ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. In den Jahren 1883 - 1886 führte Lehrer Rademacher die aus der Schule - nach einer Prüfung - Entlassenen namentlich mit Altersangabe auf. Was dabei auffällt: Die meisten waren noch nicht 14 Jahre alt, waren wohl auch mit weniger als sechs Jahren eingeschult worden. War der Unterricht in den einklassigen Schulen bei ca. 75 Schülern vor 100 Jahren um so viel kindgerechter als heute? Zudem waren immer wieder die Unterrichtsmöglichkeiten durch auftretende Krankheiten wie Masern, Stickhusten usw. eingeschränkt. Weil 1899 die Schülerzahl wieder auf 95 gestiegen war, wurden acht Kinder nach Ratingen überwiesen, 1901 noch einmal 14. 1904 feierte Herr Rademacher sein 25-jähriges Ortsjubiläum, 1907 erkrankt er. Im Juni 1907 vertritt ihn morgens von 8 - 12 Uhr Lehrer Schmitz aus Ra-



Ratingen, Auf dem Berg
Im Hintergrund auf der Anhöhe die „Berger Schule“.
Handkolorierte Postkarte (Poststempel vom 14. 3. 1926)

tingen (vermutlich der bekannte Hermann Joseph Schmitz, der „Schwanehals“), von Juli bis September 1911 ordnet die königl. Regierung bis zur Bildung einer zweiten Klasse Halbtagsunterricht an. Lehrer Rademacher wurde zum 30.3.1912 pensioniert.

Sein Nachfolger war Lehrer Göbel aus Meiderich. Da die Schule jetzt 107 Schüler hatte, wurde eine zweite Klasse eingerichtet, die von der Lehrerin El. Helene Schulte übernommen wurde. Verabschiedung und Einführung erfolgten in feierlicher Form in der Auermühle durch den Gemeindevorsteher Kückels und den Bürgermeister von Eckamp, Baum. Am 25. Mai 1912 wurde der erste Spatenstich getätigt, am 28. Mai der erste Stein zum Erweiterungsbau gelegt, der unter der Leitung von Regierungsbaumeister Kohlhagen durch den Unternehmer Schlimm aus Hösel bis zum 10. Dezember 1912 vollendet wurde.

Lehrer Göbel war offenbar ein eifriger Mann, er veranstaltete am 12. Januar und am 9. November 1913 in der Auermühle jeweils einen Elternabend. Bei einer Wiederholung am 16. November führte er auch eine kurze Martinsfeier durch. Doch am 30. April 1914 schied er bereits wieder aus, weil ihm eine Hauptlehrerstelle in Traar bei Krefeld übertragen wurde. Die Vertretung in der 1. Klasse übernahm im Mai und Juni Herr Möckel, vom 28. August bis 9. September Herr Eggert. Zum 1. Juli aber wurde die Stelle Herrn Lehrer Bruß aus Hilden übertragen, der aber schon im August „zu den Fahnen“ einberufen wurde. Bereits am 20. September ist er als Unteroffizier bei den 39ern als einer der ersten aus Eggerscheid gefallen. Den Unterricht in der ersten Klasse übernahmen zunächst die Lehrerin Schulte und der Lehrer der evangelischen Schule Kilzer. Vom 1. Dezember bis 15. Februar 1915 kam noch ein Lehrer Mertens von Ratingen. Ab dann aber übernahm Rudolf Hartmann die erste Lehrerstelle an der Schule.

Ihm verdanken wir eine sehr sorgfältig und ausführlich geführte Chronik der Schule, in der auch auf die Kriegsergebnisse (Liste der

Gefallenen), die beginnende erste Demokratie (örtliche Wahlergebnisse) und die ersten Jahre der Nazi-Herrschaft eingegangen wird. Hier will ich mich aber auf das beschränken, was die „Berger Schule“ betrifft. Wegen der fehlenden Arbeitskräfte werden 13 Kinder bereits Anfang März 1915 - nach einer Verfügung des Ministers - ohne Prüfung aus der Schule entlassen. Ab 10. Mai dauerte der Unterricht nur von 7.30 bis 12.30 Uhr, damit die Kinder „besser an der Feld- und Gartenarbeit teilnehmen konnten“. Weiteren Unterrichtsausfall leistete man sich durch einige „Siegesfeiern“ wegen militärischer Erfolge an der Ostfront. Auch die hundertjährige Zugehörigkeit der Rheinlande zu Preußen wurde am 15. Mai 1915 gefeiert.

Ab 1. Mai 1916 wurde die „neue deutsche Sommerzeit“ bis 1. Oktober eingeführt. Wegen der großen Erntearbeiten wurden die Herbstferien (1. - 15. 10.) für das 7. und 8. Schuljahr bis zum 1. November verlängert. Die große Kälte und der Kohlenmangel zwangen zu einer Einschränkung des Unterrichts. Bei -20° bis -25° fiel die Schule vom 13.-21. Februar 1917 ganz aus, bis Ostern wurde nur nachmittags unterrichtet. Vom 16.7. bis 17.9.1917 war Herr Hartmann eingezogen, Fräulein Schulte übernahm auch die 1. Klasse. Hartmann war aber nur „arbeitsverwendungsfähig“, durfte also in die Schule zurück. Die Oktoberferien wurden diesmal für die vier oberen Jahrgänge verlängert. Wie schon am 1. August 1917 trat auch am 15. und 16. Januar die Anger „In der Brück“ und an der Auermühle über die Ufer. Nur 20 Kinder konnten am 16.1.1918 die Schule besuchen. Zu Beginn des Schuljahres 1918/19 waren in der ersten Klasse 50, in der zweiten 34 Kinder. Oktober/November mußte die Lehrerin Schulte auch die erste Klasse übernehmen, ab 26. 11. lief der Unterricht wieder planmäßig, auch während der Grippewelle im Herbst 1918. Ab 1. Januar 1919 wurde der Direktor des Ratinger Lehrerseminars, Schmitz, Kreisschulinspektor für die Bürgermeisterei Eckamp. Am 1. April 1919 waren in der 1. Klasse 51, in der 2. Klasse 38 Kinder. In einen Eltern-

ausschuß (Rettung der konfessionellen Schule) wurden am 2. Juni Franz Holzapfel, Franz Cloidt, Wilhelm Vossebein und Frau Wiesmann gewählt. Wegen Erkrankung von Fräulein Schulte wurde im Juli 1919 die erste Klasse von 8.00–10.40 Uhr, die zweite von 11.00–12.45 Uhr unterrichtet. 16 unterernährte Kinder erhielten im September 1/2 l Milch pro Tag. Am 10. November nahmen die Kinder am Martinszug in Ratingen teil; sie erhielten eine Tüte mit Äpfeln, Nüssen, Kastanien und Bonbons. Das Geld dafür war in Eggerscheid gesammelt worden. Die Kinder von der Aue und von der Eule konnten am 14. und 15. Januar 1920 wegen Überschwemmung nicht zur Schule kommen. Die erste Klasse hatte ab 20. April 47, die zweite 36 Kinder. Ab 3. Mai 1920 wurde von der Regierung wieder geteilter Unterricht, 8.00–12.00 Uhr und 14.00–16.00 Uhr angeordnet. Am 14. Mai fand eine Revision durch Regierungsrat Klauke und Schulrat Dr. Stork statt, der wieder als Kreisschulinspektor zuständig war. Nach einigen vorbereitenden Versammlungen wählte man am 16. Mai 1920 den vorgeschriebenen Elternbeirat. Da die Sozialdemokratische Partei nur acht Stimmen erhielt, wurden nur Vertreter des Zentrums (89 Stimmen) gewählt: Gutspächter Conrads, Werkmeister Vossebein, Heinrich Holzapfel, Heinrich Römer und Frau Anton Römer. Am 15. Juni wurden die Lehrpersonen auf die neue Verfassung vereidigt. Neben der jährlichen ärztlichen Untersuchung aller Kinder gab es am 9.9.1920 erstmals eine allgemeine Untersuchung durch einen Zahnarzt (Dr. Drexler). Am 10. November 1920 fand der erste Martinszug in Eggerscheid statt: Von der Schule durch die Brück über die Aue zur Auermühle und hinauf ins Dorf. Mehrere Musikanten spielten lebenswürdigerweise die schönen Lieder. Bescherung gab es an der Wirtschaft Lerch. Am 1. Januar 1921 verließ Fräulein Schulte die Schule, dafür kam Fräulein Friedgen aus Düsseldorf-Unterrath. Die Klassen wurden nach einer Anordnung des Kreisschulinspektors ab 1. April 1921 neu geordnet: Die Knaben des 6.-8. Schuljahrs wurden mit dem 3.-5. Schuljahr, die Mädchen der



Die Mädchen des 6. bis 8. Schuljahres mit der Lehrerin Fräulein Bohm 1924/25

Oberstufe mit dem 1. und 2. Schuljahr zusammengefaßt. Die Klasse I hatte daraufhin 32, die Klasse II 37 Kinder. Als neue Lehrerin kam aus Eckamp Fräulein Bohm.

Am 20. April und am 31. Mai wurde den Kindern ein Lehrfilm über „Die Alpen“ in einem Ratinger Kino (Tonhallen-Lichtspiele an der Lintorfer Straße, jetzt Medienzentrum) gezeigt. 34 und 36 Kinder besuchten ab 1. 4. 1922 die Schule. In einem Vortrag am 17. 6. 1922 wurde den Lehrern die Einführung der „Sütterlin“-Steilschrift warm empfohlen. Am Martinszug am 10. 11. 1921 hatte auch die evang. Schule teilgenommen. Erstmals hatte es zur Bescherung im Saal Kessel einen „großen Weckmann“ gegeben. 1922 schloß man sich wieder dem Zug in Ratingen an. Am 9. Januar 1923 erhielt die Schule Einquartierung – eine französische Wache zur Sicherung der Eisenbahnstrecke. Am 24. Januar wurde der Schulsaal der 2. Klasse beschlagnahmt. Eine Wache mit einem Sergeanten und zwölf Mann zog ein, ab Anfang Februar wurden es 25 Mann mit einem Offizier. Diese „Besatzung“ dauerte bis 26. Mai 1923. Anfang März 1924 gab es Unterrichtsausfall wegen starken Schneefalls bzw. einsetzenden Tauwetters. Für den Besuch des Films „Siegfried“ zahlten die Kinder je 500 Milliarden Mark (= 50 Pfg.), beim zweiten Teil „Kriemhilds Rache“ am 6. 9. 1924 wieder 50 Pfennig. Am 16. Juni

1925 hatte Eggerscheidt 707 Einwohner und war 408,22 ha groß. Erstmals wurden am 19. und 20. September 1925 Sportwettkämpfe veranstaltet, die für die Schulen der Bürgermeisterei Eckamp in Tiefenbroich stattfanden. Vom 1. Januar bis 1. Juli 1926 mußte Fräulein Bohm vertretungsweise die evang. Schule übernehmen; hier wurden beide Klassen zu einer zusammengefaßt, es waren 64 Kinder. Am 24. und 25. Juli nahmen die vier oberen Jahrgänge wieder an den Sportwettkämpfen teil, diesmal auf dem Sportplatz in Homberg-Bracht. Beteiligt war die Schule auch am 15. September an dem großen Sportfest im neuen

Ratinger Stadion, das zur 650-Jahrfeier der Stadt erbaut worden war. Ab 1. April 1927 besuchten 28 und 34 Kinder die beiden Klassen der Schule. Für 30 Pfg. pro Kind konnte am 5. 4. 1927 im Capitol-Theater in Ratingen (Oberstraße) der Film „Ben Hur“ besucht werden.

Die „Reichsjugendwettkämpfe“ wurden am 10. Sept. 1927 auf dem Hösel Sportplatz ausgetragen, der Dreikampf allerdings nur von den Jungen. Beide Eggerscheidter Schulen veranstalteten am 18. Dezember 1927 gemeinsam im Saal Kessel eine Weihnachtsfeier. Ein neuer Elternbeirat, der am 24. Juni 1928 gewählt wurde, hatte folgende Zusammensetzung: 1. Fritz Conrads, Eggerscheidt 52; 2. Heinrich Römer, Eggerscheidt 8; 3. Witwe Schneider, Eggerscheidt 35, 4. Wilhelm Esser, Eggerscheidt 57 (Gräfenstein); 5. Friedrich Dörken, Homberg-Bracht 1.

Klassenstärke ab 16. 4. 1929: 33 und 35 Kinder. 1930 wurde die Schule an die Wasserleitung der Stadt Ratingen angeschlossen, die Pumpe auf dem Schulhof war immer wieder defekt gewesen. Am 15. Mai 1930 trat die Umgemeindung in Kraft: Die „Aue“ wurde an Ratingen abgetreten. Am 6. Juni 1930 wurden 17 Kinder in die Ratinger Schule überwiesen, am 20. 6. noch einmal vier. Da die Schülerzahl auf 38 gesunken war, wurde die Schule ab 27. 8. 1930



Schülerinnen und Schüler der „Berger Schule“ 1928 mit Lehrerin Fräulein Bohm und Lehrer Rudolf Hartmann

einklassig. Die Lehrerin Bohm wurde nach Ziegenheide bei Kempen versetzt. Das Schuljahr 1932/33 begann am 8. April mit 43 Kindern. Der Handarbeitsunterricht, der bisher von der Schwester des Lehrers erteilt worden war, wurde am 11. 4. 1932 von der technischen Lehrerin Elisabeth Rehrmann übernommen. Am 10. November 1932 gab es wieder einen eigenen Martinszug in Eggerscheidt, nachdem man einige Jahre in Ratingen mitgezogen war. Man zog durch das Dorf. Wegen der schlechten Zeiten hatte man auf eine allgemeine Sammlung verzichtet. Die eingegangenen Spenden reichten aber für einen großen Weckmann für jedes Kind. Am 19. Juli 1932 zog man in den neuen Gebäudeteil um, die bisherige erste Klasse wurde zu einer Wohnung umgebaut. Auf dem Hof wurde von November 1932 bis Mai 1933 eine neue Abortanlage gebaut.

Am 1. Februar 1933 hatte die Schule 44 Kinder, allerdings fiel vom 24. Januar bis 5. Februar der Unterricht wegen Grippe aus. Am 12. Februar wurde die wegen eines Explosionsunglücks in Neunkirchen auf halbmast gehißte schwarz-rot-goldene Flagge von unbekanntem Tätern in der Nacht gestohlen. Deshalb wurde am 8. März eine schwarz-weiße Fahne gehißt, vom 13.-15. März kam eine Hakenkreuz-Fahne dazu. Inzwischen hatte es nämlich einen Flaggenenerlaß des Reichspräsidenten gegeben. Am 21. März gab es dann auch eine schwarz-weiß-rote Fahne. Wir spüren hier das zögernde Eingehen des Schulleiters auf die neue politische Linie. 45 Kinder besuchten ab 1. April 1933 die Schule.

Am 13. Mai gab es wieder eine Filmvorführung, jetzt in der Schauburg (auch an der Lintorfer Straße): „Blutendes Deutschland“ und „Theodor Körner“. Eintritt nur 10 Pfg. Reichsjugendwettkämpfe gab es wieder am 21. bzw. 28. September, für die Schulen des Amtes Ratingen-Land in Lintorf. Martins- und Weihnachtsbescherung fielen in diesem Jahr wegen eines Sammlungsverbotes durch die Gauleitung aus. Die Schulfeiern, die es von jetzt ab gab, endeten - wie überall - mit dem dreifachen „Sieg-Heil“ auf den Reichspräsidenten, den Führer und das

Deutsche Volk und dem Absingen des Deutschland-Liedes und des Horst-Wessel-Liedes.

17. April 1934: Die Schülerzahl war auf 54 Kinder zurückgegangen.

Im Ratinger Angerbad wurde vom 17. 6. bis 24. 6. die „Reichschwimmwoche“ veranstaltet. Die Schule beteiligte sich am 21. 6. 1934, von 9.00-11.00 Uhr die Jungen, von 11.00-13.00 Uhr die Mädchen. Der leichtathletische Dreikampf wurde am 30. 6. nur von den 10-14jährigen Jungen bestritten.

Am 4. September 1934 kamen die Lehrer im Saale des Lehrerseminars zusammen, um den vorgeschriebenen Eid auf den Führer abzuleisten.

Ab 15. September 1934 gab es einen „Staatsjugendtag“. Alle der Hitlerjugend angehörenden Mädchen und Jungen hatten samstags schulfrei und nahmen an den Veranstaltungen der HJ, des BDM oder des Jungvolks teil. Durch Ministerialerlaß vom 24. 11. 1934 wurden die Elternbeiräte aufgelöst. Statt dessen berief der „Führer der Schulgemeinde“, der Schulleiter, einen Beirat, dem ein Jugendführer angehören mußte. An der „Berger Schule“ waren es: Frau Karl Straßer, Eggerscheidt 48; Herr Wilhelm Römer, Eggerscheidt und Peter Krüll, Eggerscheidt 17c als Jugendführer.

Mit 30 Kindern ging es am 1. 4. 1935 ins neue Schuljahr.

Entlassungs-Beugnis

für Anton Römer
 Schüler der HJ-Führer Klasse Eggerscheidt Abteilung I
 geboren den 1. April 1892 wohnhaft zu Eggerscheidt
 Konfession Röm.

Aufführung: gut
 Fleiß: gut

Kenntnisse:

1. Religionslehre: <u>sehr gut</u>	9. Erdbeschreibung: <u>gut</u>
2. Bibl. Geschichte: <u>gut</u>	10. Vaterl. Geschichte: <u>gut</u>
3. Lesen: <u>gut</u>	11. Naturlehre: <u>gut</u>
4. Schönschreiben: <u>sehr gut</u>	12. Naturbeschreibung: <u>gut</u>
5. Sprachlehre: <u>gut</u>	13. Zeichnen: <u>sehr gut</u>
6. Aufsatz (einfachlich/bedeutend): <u>gut</u>	14. Gesang: <u>gut</u>
7. Rechnen: <u>gut</u>	15. Turnen: <u>—</u>
8. Raumlehre: <u>gut</u>	16. Handarbeit: <u>gut</u>

Kirchenbesuch: gut
 Schulbesuch: gut

Besondere Bemerkungen:

Sin. p. Römer war sehr gut in den
 Folgejahren und fleißigen Schüler.

Auf Grund des vorstehenden Prüfungsergebnisses wird obengenannte Schüler in unter
 den besten Segenswünschen für die Zukunft hiermit aus der Volksschule entlassen.

Eggerscheidt den 20. März 1906

Der Bürgermeister: Jansen Der Ortschulinspektor: Jansen Der Hauptlehrer: Rademacher

Jena, 73. Jena-Verlag K. Schwann, Kgl. Hofbuchb., Düsseldorf. 888 01

Das Martinsfest wurde diesmal am 11. November in der Weise begangen, daß man von der „Berger Schule“ durch den Wald nach Eggerscheidt zog. Dank großzügiger Spenden wurden alle Kinder beschert, sogar die Kleinen, die noch keine Schule besuchten.

Die Weihnachtsfeiern der Schulen wurden gemeinsam mit Vertretern des Winterhilfswerkes veranstaltet. Ab 15. April 1936 waren es nur noch 25 Kinder, die die Schule besuchten. Vom 10. bis 17. September kamen aber die Kinder der evangelischen Schule dazu, weil deren Lehrer zum Reichsparteitag nach Nürnberg war. Das Martinsfest verlief wie im Vorjahr, zu einer Adventsfeier verband man sich mit der NS-Frauenschaft. Mit dem 31. März 1937 schließt diese Chronik ab. Zuletzt gab es 26 Kinder, elf Knaben und 15 Mädchen.

Den Rest der Geschichte der „Berger Schule“ entnehmen wir der Chronik der evangelischen Schule, die Lehrer Sackmann verfaßt hat. Die Einwohnerzahl Eggerscheidts betrug damals 453. Am 15. Mai 1937 wurde der Abschnitt der „Reichsautobahn“ zwischen Krummenweg und Hubbelrath in Richtung Köln dem Verkehr übergeben. Zitat Sackmann: „Zum erstenmal erlebte man das herrliche

Bild der auf der Strecke dahinsausenden Autos“.

Doch ist im Sommer 1937 auch die erste Luftschutzübung fällig. Das Dorf ist den ganzen Sommer über das Ziel militärischer Formationen. Zitat: „Es lacht einem alten Soldaten das Herz im Leibe, wenn man die Wehrmichtsangehörigen mit festem Schritt durch die Dorfstraße marschieren hört.“ Die Eggerscheidter Schulen werden durch den Lehrermangel in Hösel betroffen. Wechselnd müssen Herr Hartmann und Herr Sackmann in Hösel aushelfen. So kommen vom 20. 4. bis 15. 7. 1938 die kath. Kinder in die Schule im Dorf, vom 7. 9. bis 3. 12. die evang. Kinder in die „Berger Schule“.

Vom 21. Januar bis 15. März 1939 besuchten fünf Gastkinder aus dem Sudetenland die Eggerscheidter Schulen. Am 26. März 1939 endete das Schuljahr, die konfessionellen Schulen werden aufgelöst. Alle Kinder werden im April in eine „Deutsche Schule“ im Gebäude im Dorf eingeschult. Die Schulräume „Auf dem Berg“ werden zu Wohnräumen umgebaut. Als nach dem Krieg die konfessionelle Schule gemäß dem Willen der Eltern wieder eingeführt wird, errichtet man für die katholischen Kinder im Dorf ein neues Gebäude.

Nachtrag:

Nach der Schließung der „Berger Schule“ wurde Lehrer Rudolf Hartmann ab 1. Mai 1939 in Ratingen – meist an der „Deutschen Schule I“ (Minoritenstraße) beschäftigt. Einige Male hat er während des Krieges vertretungsweise in Eggerscheidt unterrichtet, wurde am 6. 9. 1944 zu „Arbeitsleistungen im Dienste der Landesverteidigung“ eingezogen. 1946 wurde er mit der Leitung der „Christlichen Gemeinschaftsschule“ beauftragt, am 7. März 1950 zum Hauptlehrer ernannt. Etliche Jahre war er dort „Hausherr“ im alten Schulgebäude an der Minoritengasse. Am 1. Juli 1960 wurde er in den Ruhestand versetzt und ist am 7. 11. 1972 in Ratingen verstorben.

Zu den Eigenheiten des Lehrers Josef Rademacher gehörte es u. a., daß er „Eggerscheidt“ nur mit „d“ am Ende schrieb. Das war eigentlich recht vernünftig, weil dies z. B. auch der Schreibweise der Nachbarorte Breitscheid und Bellscheid entsprach. Immerhin war aber „dt“ für Eggerscheidt zu seiner Zeit (hier 1906) im offiziellen Ortsverzeichnis vorgeschrieben, und Zeugnisse sind ja Urkunden!

Auch bei der Vergabe der Noten hatte Rademacher persönliche Auffassungen: „Wenn die Mutter „sehr gut“ gekocht hat, ist das Essen angebrannt“ war seine Begründung dafür, daß seine Bestnote nur „Gut“ war. Weil die Jungen seiner Meinung nach nicht singen konnten, bekamen sie im Gesang „genügend“. Diese Note erhielten alle Mädchen dafür in „Zeichnen“.

Mit vielen anderen Dorfschullehrern seiner Zeit hatte er die Gewohnheit gemeinsam, den Kontakt zur Umwelt in den Gaststuben zu suchen. Regelmäßig soll er sofort nach dem Nachmittagsunterricht durch den Hölender ins Dorf geschritten sein, um einen Besuch bei Ehme, Lerch oder Kessel zu machen. Abends ging er dann noch häufig zu Brinkmann Auf der Aue. In dessen Nachbarschaft hat er nach seiner Pensionierung seinen Lebensabend verbracht.



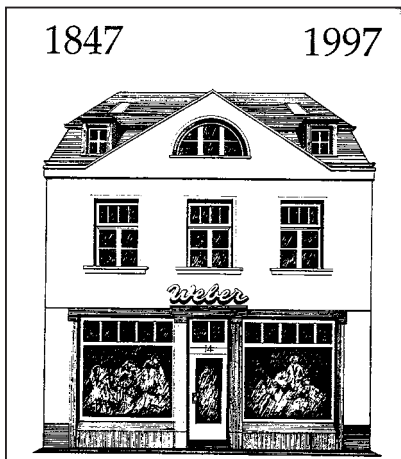
Seit 1965 bis in die frühen 90er Jahre trafen sich die ehemaligen Schülerinnen und Schüler der „Berger Schule“ wenigstens einmal im Jahr in einer Ratinger Gaststätte, um Erinnerungen an früher auszutauschen. Auch gemeinsame Ausflugsfahrten nach Trier und nach Holland wurden unternommen. Unser Bild zeigt einen Teil der 39 Damen und Herren, die an dem Schultreffen im April 1986 in der Gaststätte „Kilian“ an der Homberger Straße teilgenommen haben. Ungefähr 50 Ehemalige leben noch, darunter ein 97jähriger, zwei 96jährige und eine 93jährige. Leider läßt das hohe Alter heute kaum noch ein Treffen zu

Otto Samans

Seidenstrümpfe für die Frau Gräfin, wollene Socken für den Herrn Grafen

150 Jahre „Wolle Weber Wäsche“ in Ratingen

Am 19. September 1997 feierte das bekannte Ratinger Einzelhandelsgeschäft Weber – Wolle und Wäsche – in den Räumen des Hauses Düsseldorfstraße 14 sein 150jähriges Bestehen. Seit 1847 werden in diesem Familienbetrieb Strümpfe und Wäsche hergestellt und verkauft. Anlässlich des Jubiläums blätterte Senior **Günther Weber** in alten Urkunden und Geschäftsbüchern, um die Geschichte der Firma für die „Quecke“ aufzuschreiben:



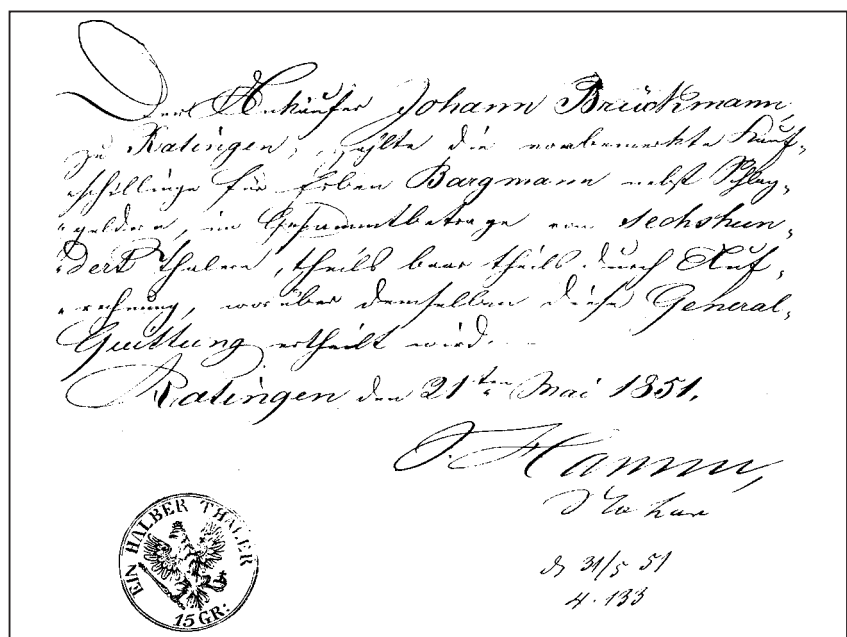
Das Haus Düsseldorfstraße 14 ist viel älter als das Geschäft. Das genaue Baujahr des Gebäudes ist nicht bekannt, doch ist urkundlich nachweisbar, daß es im Jahre 1823 schon gestanden hat. Es handelt sich um ein Wohnhaus mit Stallung, das über eine Einfahrt zur Straße hin verfügt. Zum Besitz gehört auch ein Garten, etwa ein Viertel Morgen groß, der vor dem Obertor liegt. Im Jahre 1827 bieten die Eigentümer, die Witwe Helene Josephe Lambert mit ihren erwachsenen und verheirateten Töchtern Katharina, Maria und Maria Theresia den gesamten Besitz öffentlich zum Verkauf an. Der verlangte Kaufpreis beträgt 350 Thaler für das Haus mit Grundstück und 85 Thaler für den Garten vor dem Obertor. Der Ratinger Lehrer und Kirchenrentant Heinrich Bierhof bietet 415 Thaler

für beide Immobilien, doch übertrumpft ihn schließlich Mathias Zweipfennig, der Ehemann der Mitverkäuferin Katharina Lambert, durch ein Angebot von 435 Thalern. Doch am nächsten Tag stellt sich heraus, so entnehmen wir einer von Notar J. M. Weisenfels ausgestellten Urkunde vom 17. 12. 1827, daß Zweipfennig Haus, Grundstück und Garten im Auftrage eines gewissen Johann Abraham Bargmann gekauft hat. Der nun von Bargmann mitunterzeichnete Kaufvertrag gestattet es der Witwe Lambert, in ihrem früheren Haus ein Zimmer ohne Vergütung auf Lebenszeit zu bewohnen. Nun ist der Papierfabrikant Johann Abraham Bargmann der Besitzer des Hauses an der Düsseldorfstraße, das damals die Hausnummer 59 führte. In einem notariell beglaubigten Vertrag mit seinen Nachbarn erhält er die Genehmigung, die bisher offene Hofeinfahrt zu überbauen und mit einem festen Tor zu versehen. Allerdings muß er seinen Nachbarn einen Schlüssel für dieses Tor aushändigen, damit diese die Einfahrt ebenfalls benutzen können.

Als Johann Abraham Bargmann im Jahre 1837 verstirbt, streiten sich seine Witwe sowie deren minderjährige Kinder und die Schwester des Verstorbenen um sein umfangreiches Vermögen.

Das Haus an der Düsseldorfstraße wird veräußert. Die Witwe Katharina Bargmann verkauft ihren Anteil an dem Haus ihrem Sohn Friedrich, Bäckergehilfe, und ihr Sohn Wilhelm Bargmann, Kleinkrämer, verkauft am 7. Januar 1847 seinen Anteil an den Strumpffabrikanten Johann Brückmann. Dieser ist natürlich bestrebt, auch die übrigen Anteile des Hauses von den Erben des Johann Abraham Bargmann zu erwerben. Das gelingt ihm jedoch erst im März 1851. Der vor dem Ratinger Notar Justin Hamm am 21. Mai 1851 geschlossene Kaufvertrag spricht von einem Kaufpreis von „554 Thalern preussisch Courant.“

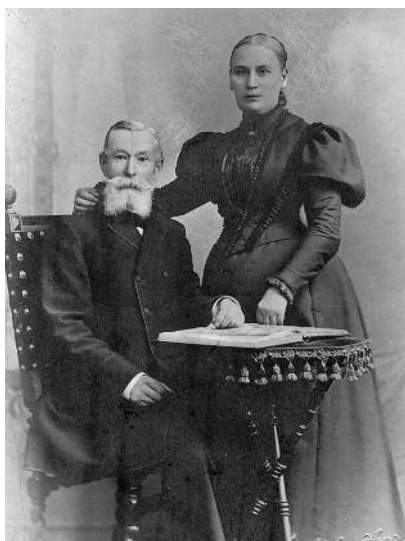
Johann Brückmann stammte aus Hassel und hatte Strumpfweber gelernt. Seine Frau Johanna wurde in Hubbelrath geboren. Der Ehe entstammten zwei Töchter, Julia und Wilhelmine. Julia heiratete



Quittung des Ratinger Notars Justin Hamm für Johann Brückmann über das an die Erben Bargmann gezahlte Geld

Johann Isenbügel – sie waren die Vorfahren der bekannten Ratinger Familie Isenbügel.

Inzwischen wohnten die Brückmanns in dem neu erworbenen Haus an der Düsseldorfer Straße. Nach der Änderung des Namens in Bruckmann begannen die beiden mit der Fabrikation von Strumpfwaren. Zunächst waren drei Strumpfwebstühle der Firma C.W. Schubert aus Olberhau in Sachsen in Betrieb. Auch die Gesellen kamen zum Teil aus Sachsen, das damals als Strumpfmetropole galt. Das Geschäft florierte.



Friedrich August Weber und seine Frau Friederike, geb. Bruckmann

Im Januar 1855 konnte Bruckmann das hinter seinem Haus gelegene Anwesen des Maurermeisters Wilhelm Eick für den Preis von 2210 Thalern („wegen der Lage und der guten Beschaffenheit“) dazuerwerben. Wilhelm Eick hatte dieses Haus übrigens im März 1846 von Wilhelm Brügelmann zu Cromford gekauft. Das Hinterhaus wurde im Jahre 1933 abgerissen. Inzwischen war ein weiterer Geselle eingestellt worden. Es war der Strumpfwirker Friedrich August Weber aus Dabringhausen im Bergischen Land. Am 23. Dezember 1862 heiratete Friedrich August Weber die einzige Tochter aus der zweiten Ehe Johann Bruckmanns, Friederike Bruckmann.

Die alten Bruckmanns zogen sich aus dem Geschäft zurück und übergaben 1863 den Betrieb den Eheleuten Weber. Johann Bruck-



Das Haus Düsseldorf Straße 14 um die Jahrhundertwende. Am Fenster links Friederike Weber, rechts ihre Kinder Hugo und Hedwig. Links unten erkennt man die überbaute Toreinfahrt

mann starb am 25. November 1867, seine zweite Ehefrau Friederike am 26. Januar 1871.

Nach der Übernahme des Geschäftes durch das Ehepaar Weber lautete der Firmenname nun:

Strumpfwarenfabrik u. Handlung Friedrich August Weber

Zur Strumpfwarenherstellung kam nun auch noch die Herstellung von Trikotagen.

Webers Strumpfwaren und Unterwäsche waren weit über Ratingen hinaus bekannt.

Im ganzen Ruhrgebiet, am Niederrhein sowie in der Gegend von

Malmedy war die Kundschaft verstreut. F. A. Weber besuchte seine Kundschaft regelmäßig, einerseits um die bestellte Ware auszuliefern, andererseits, um auch wieder neue Aufträge zu erhalten. Zu den prominentesten Kunden des Hauses Weber gehörte sicherlich die gräfliche Familie von Spee auf Schloß Heltorf. So lieferten die Webers zwischen 1883 und 1895 mehrfach „Seidenstrümpfe für die Frau Gräfin“ und „Socken und baumwollene Unterhosen für den Herrn Grafen“ ins Schloß nach Angermund.

Aus der Ehe Friedrich August Webers mit Friederike Bruckmann gingen acht Kinder hervor: Ewald, Julie Mathilde, Auguste, Friedrich Ernst, Otto, Wilhelm Max, Hugo und Hedwig.

Nach dem Tod des Vaters im Juli 1906 half Friedrich Ernst seiner Mutter im Geschäft und in der Werkstatt. Er blieb Junggeselle und wurde in der Familie „der Müd“ genannt. Als auch die Mutter im September 1917 verstorben war, führte er das Geschäft selbständig weiter.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab er die Fabrikation auf und betrieb nur noch Einzelhandel. Der Name der Firma lautete nun: *Ernst Weber, Strumpf- und Wollwaren*.

Aus Altersgründen übergab Ernst das Geschäft 1933 an seinen jüngeren Bruder Wilhelm Max, kurz Max genannt. Ernst Weber starb am 1. April 1950 im Alter von 81 Jahren.

Max Weber war in der Familie „der Lang“.



Eine außergewöhnliche Karriere machte Friedrich August Webers Sohn Otto. Aus Gründen, über die man in der Familie nie sprach, verließ der gelernte Metzger Deutschland und setzte sich nach Amerika ab. Nach anfänglichen Jobs als Seemann und Metzger eröffnete er später in New York ein Delikatessengeschäft. Mit Pferd und Wagen lieferte er auch frei Haus. Otto Weber starb am 30. Mai 1917



Ernst Weber
(1869 - 1950)

Nach dem Besuch der Volksschule erlernte er vier Jahre den Beruf des Papiermachers bei der Firma Bagel. Von 1896 bis 1898 besuchte er die Königliche Maschinenbau- und Hüttenschule in Duisburg. Danach war er Werkführer in verschiedenen Papierfabriken. Im Jahre 1932 wurde er auf Grund der schlechten Wirtschaftslage arbeitslos und zog deshalb aus dem Schwarzwald, wo er zuletzt tätig war, in seine Heimatstadt Ratingen zurück. Mit seiner Ehefrau Auguste führte er nun das Geschäft weiter, das ihm sein Bruder Ernst übergeben hatte. Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten belebte auch das Geschäft auf der Düsseldorfer Straße. Schon 1937 konnte durch einen Umbau die Verkaufsfläche verdoppelt werden. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges stagnierte das Geschäft jedoch wieder. Auch die Textilwaren wurden bewirt-

schaftet, zu ihrem Erwerb benötigte man Kleiderkarten. Alle drei Söhne wurden eingezogen und mußten an die Front. Bei einem Luftangriff im Jahre 1943 fiel eine Brandbombe in das Haus Düsseldorfer Straße 14. Das Elternschlafzimmer brannte aus, Möbel, Kleider und Wäsche wurden ein Raub der Flammen. Bei dem großen Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 wurde das Haus gegenüber, der „Düsseldorfer Hof“, von einer Sprengbombe getroffen und völlig zerstört. Drei Tote waren zu beklagen. Das Geschäftshaus blieb zwar stehen, doch war das ganze Dach abgedeckt und sämtliche Fensterscheiben waren zerstört.

Nach Kriegsende begann der mühsame Aufbau. Zu verkaufen gab es so gut wie nichts. Manchmal bekamen die Webers etwas aus alten Wehrmachtsbeständen. Die drei Söhne befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft: Günther in amerikanischer, Werner in russischer und Albrecht in englischer.

Am 13. Januar 1946 kehrte Günther als erster zurück. Um die Eltern zu unterstützen, half er im Geschäft mit. Da es aber nicht viel zu verkaufen gab, beschränkte sich seine Hilfe auf das Besorgen von Lebensmitteln. Man „hamster-te“. Erst nach der Währungsreform im Juni 1948 besserte sich die Lage, und es gab wieder Ware. Am 23. August 1948 starb Max Weber ganz plötzlich an Herzversagen während eines Geschäftsbesuches in Düsseldorf auf der Königsallee. Günther Weber übernahm das Geschäft am 1. Januar 1949 und führte es mit seiner Frau Elisa-



Die Düsseldorfer Straße in den 50er Jahren. Vor dem Haus Weber steht ein Dreirad-Wagen, beladen mit Obst- und Gemüsekisten. In der früheren Toreinfahrt hatte ein Gemüsehändler ein kleines Geschäft eröffnet

beth weiter. Aus der 1950 geschlossenen Ehe gingen zwei Kinder hervor, Monika und Jürgen, die beide in der Textilbranche lernten.

Das Geschäft war bald zu klein für das reichhaltige Angebot. Eine geplante Vergrößerung der Verkaufsfläche scheiterte zunächst an der nicht erteilten Genehmigung durch die Bauaufsicht. Erst nach zähem Ringen wurde der Umbau gestattet. Auch die Front des Hauses wurde modernisiert. Am 5. Oktober 1961 wurde der neue Laden eröffnet. Im September 1972 feierte man das 125jährige Firmenjubiläum.

Im Jahre 1974 begann die Stadt Ratingen mit der Sanierung der Innenstadt. Nach dem aufgestellten Bebauungsplan sollten 33 m² des Grundstückes Düsseldorfer Straße 14 geopfert werden. Das war nicht akzeptabel. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde im Jahre 1988 eine Einigung erzielt. Ein Anbau wurde genehmigt. Dadurch konnte das Ladenlokal noch einmal vergrößert werden, und, was besonders wichtig war, es lag jetzt zu ebener Erde.

Am 29. September 1988 wurde der neue Laden den Kunden vorgestellt. Gleichzeitig übernahm Tochter Monika Sandlöbes, geb. Weber, die Leitung des Geschäfts, das sie bis zum heutigen Tage führt.



Max Weber und seine Frau Auguste, geb. Schnurr

Günther Weber

Mit Pferd und Wagen fing alles an

Die Spedition Pönsgen feierte ihr 100jähriges Betriebsjubiläum

Als Johann und Ida Pönsgen, Inhaber der heute noch beliebten Gaststätte „Zur Grenze“ am Ortsausgang Lintorfs, 1897 ihr Fuhrgeschäft gründeten, waren einige Pferde ihr wichtigstes Betriebskapital. Heute, nach hundert Jahren, sind etwa 50 LKW im Nah- und Fernverkehr für die Spedition Pönsgen unterwegs, und 75 Mitarbeiter sorgen dafür, daß die Wagen rollen und daß kein Leerlauf entsteht.

Bekanntmachung.

Dem Fuhrunternehmer Herrn Johann Pönsgen zu Ratingen ist vom 1. April 1907 ab die bahnamtliche An- und Abfuhr der Stückgüter auf den Stationen Ratingen West und Ost übertragen worden. Ausgeschlossen hiervon sind diejenigen Stückgüter, deren Ab- und Anfuhr von den Empfängern bzw. Versendern selbst übernommen wird.

Die Holzgeld- und sonstigen Gebühren sind aus der Gebührenordnung zu ersehen, die der Begleiter des Fuhrwerks bei sich zu führen hat.

Weitere Auskunft erteilen auf Verlangen die Oberbefertigungsbefugten zu Ratingen West und Ost.

Eiberfeld, im März 1907.

Königliche Eisenbahndirektion.

Im Jahre 1907 verlegte das Unternehmen seinen Sitz nach Ratingen, das damals erst 10.000 Einwohner hatte. An der Bahnstraße, unweit des Bahnhofs Ratingen-Ost, fand man das geeignete Betriebsgelände. Am 1. April des gleichen Jahres wurde Johann Pönsgen die „bahnamtliche An- und Abfuhr der Stückgüter auf den Stationen Ratingen West und Ost“ übertragen. Während des Ersten Weltkrieges war Johann Pönsgen auch für die Zustellung der Post in den umliegenden Gemeinden verantwortlich.

Nach dem Krieg nahm das Geschäft einen ungeheuren Aufschwung, und die Aktivitäten der Firma Pönsgen wurden erweitert. Eine Annonce aus dem Jahre 1929 gibt darüber Auskunft: „Fracht- und Möbeltransport- und Luxus-Fuhrgeschäft. Empfehle zu Hochzeiten, Visiten, Kindtaufen, Begräbnissen usw. ein- und zweispännige Wagen sowie Luxus-Automobil, zu Ausflügen, Landpartien usw. zwei- und vierspännige Gartenlauben, Breaks usw. Eigene Wagen für Leichtentransporte nach jeder Richtung.“

Am 1. Juli 1929 ging das Geschäft über an Hermann und Theodor Pönsgen, die Söhne des Firmengründers. Gemeinsam betrieben



Innenhof des Betriebsgeländes an der Bahnstraße Anfang der 30er Jahre

sie die Spedition bis 1933. Dann übernahm Theodor die Gaststätte „Treuer Husar“ (heute „Schindhannes“), ebenfalls an der Bahnstraße, und begründete damit die bekannte Ratinger Gastronomenfamilie Poensgen. Hermann Pönsgen führte das Fuhrgeschäft alleine weiter.

Mit Genehmigung der Stadt Ratingen war die Firma Pönsgen auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder als bahnamtlicher Spediteur tätig. Transportmittel waren damals knapp. Verkäufe von Pferden mußten dem Bürgermeister gemeldet werden, und um heimliche Verkäufe zu verhindern, wurde den Pferden eine Kenn-Nummer in den linken Vorderhuf eingebrannt.

Vier LKW und fünf Pferde waren nach 1945 bei Pönsgen im Ein-

satz. Wegen Treibstoffmangels wurden die LKW mit Holz und Briketts („Holzgas“) betrieben.

Nach der Währungsreform 1948 ging es dann wieder aufwärts. Alles, was Räder hatte, wurde zum Transport eingesetzt. Heinz Rumpf, seit 1950 bei Pönsgen und trotz seiner 70 Jahre immer noch als Teilzeitkraft tätig, weiß anschaulich und spannend von der Aufbauzeit zu Beginn des Wirtschaftswunders zu berichten. Irene Pönsgen, die Ehefrau des Firmeninhabers, versorgte die Fahrer zu jeder Tages- und Nachtzeit mit Kaffee und belegten Broten.

Sohn Hermann jr. trat nach einer Lehre als Speditionskaufmann 1956 in den elterlichen Betrieb ein und machte aus dem Fuhrunternehmen einen modernen Speditionsbetrieb. Mit großem Engage-



Die Spedition Pönsgen in den 60er Jahren. Rechts erkennt man das Wohnhaus der Familie Besta



Vierspännige Hochzeitskutsche der Firma Pönsgen auf dem Ratinger Markt in den 50er Jahren. Auf dem Kutschbock: Willi Walter

ment baute er die Firma aus. Jeder neue LKW wurde in einer Feierstunde getauft. So führte auch ein LKW nach der Geburt des Sohnes Rainer im Jahre 1967 dessen Namen. Die Mitarbeiterzahl wurde erhöht, ein Auslieferungslager wurde eingerichtet und der Fuhrpark vergrößert. Nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1967 übernahm Hermann Pönsgen jr. die alleinige Geschäftsführung. Wie in den meisten mittelständischen Betrieben arbeitete auch Ehefrau Elfriede im Betrieb mit.

Größere Ziele und Aufgaben warteten: 1969 wurde die erste Niederlassung in Offenbach gegründet, sie wurde später nach Frankfurt und dann nach Darmstadt verlegt. Weitere Niederlassungen folgten: 1977 in Garstedt, 1978 in Hamburg und Berlin. Zwischen den eigenen Häusern wurden regelmäßige Verkehrsverbindungen geschaffen.

Da das Betriebsgrundstück an der Bahnstraße allmählich zu klein geworden war, wurde 1972 in Ratingen-Tiefenbroich neues Gelände

erworben und ein moderner Betriebshof gebaut. Im gleichen Jahr feierte man das 75jährige Firmenjubiläum.

Während einer Geschäftsreise verstarb Firmenchef Hermann Pönsgen im Jahre 1983 ganz plötzlich im Alter von 46 Jahren. Im gleichen Jahr wurde auch seine Mutter, Seniorchefin Irene Pönsgen, zu Grabe getragen. Sohn Rainer war zu diesem Zeitpunkt erst 15 Jahre alt.

Gute Freunde ermutigten Elfriede Pönsgen, den Betrieb für ihren Sohn weiterzuführen. Aus der „Firma Johann Pönsgen, Inh. Hermann Pönsgen“ wurde die „Spedition Pönsgen GmbH und Co. KG“. Alleinige Geschäftsführerin wurde Elfriede Pönsgen, die verantwortlichen Mitarbeiter erhielten Prokura. Nach seiner Ausbildung zum Speditionskaufmann und der Absolvierung seines Wehrdienstes trat Rainer Pönsgen 1990 in den elterlichen Speditionsbetrieb ein und ist heute gemeinsam mit seiner Mutter Geschäftsführer der Firma.

Manfred Buer



HELM **NATUR-PRODUKTE**
seit 1931

Ihre Einkaufsstätte für biologische Produkte!

demeter – sämtliche Erzeugnisse
Obst, Gemüse, Brot, Milchprodukte, Fleisch- und Wurstwaren, Getreide, Konserven, Säfte, Kindernahrung

Gärtnern ohne Gift! – mit E.-O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Düng- und Pflegemittel der Firma E. O. Cohrs auf Lager vorrätig

LIVOS – Pflanzenfarben für eine gesunde Umwelt
Große Auswahl in Getreidemöhlen und Fachliteratur



NATURGARTEN
Alles für den naturbelassenen Garten

AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF, TELEFON (021 02) 1 71 25

Verkaufszeiten:
Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen



Gasthaus
Zur Grenze

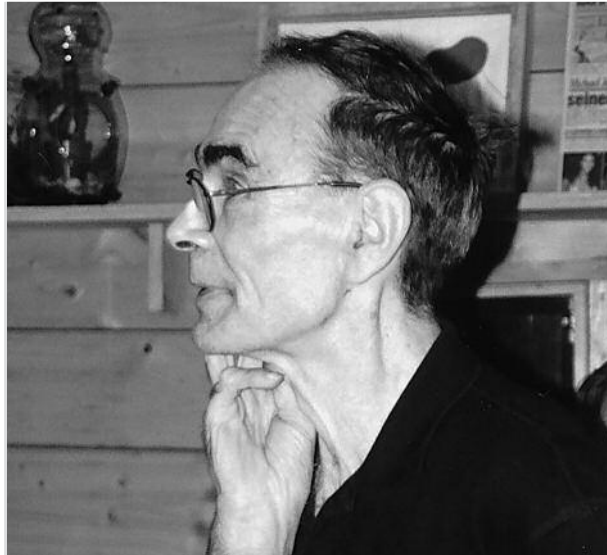
Am Krumpfenweg 28 - Ratingen
Telefon 0 21 02 / 1 71 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Ludwig Soumagne

* 11. Juni 1927 in Norf bei Neuss



*et wor ens a Paradies
dat hadden net bloß vom Nutwendigste
satt un jenug – et wor och von singem
Haer su enjerich, ungs schon bee lebendijem
Liev su joot wie em Himmel läve ze lote –
doch weil de ischte Minsche sech direk
schon wie de ischte Minsche benomme han ...*

Aus: Brut vom Bäcker
Märchen, kleine Geschichten und Psalmen im niederrheinischen Dialekt
Verlag Joh. van Acken, Krefeld

Ludwig Soumagne zählt zu den renommiertesten Mundartschriftstellern des deutschsprachigen Raumes. Er veröffentlicht Lyrik, kleine Prosa, Szenen und Hörspiele, die vom WDR produziert und gesendet werden. Seit langem ist er Mitglied des Verbandes Deutscher Schriftsteller, im Niederdeutschen Rat und in der Europäischen Autoren-Vereinigung DIE KOGGE. 1976 erhielt er den Förderpreis für Literatur des Landes Nordrhein-Westfalen, 1979 wurde er in den internationa-

len PEN-Club gewählt. Weitere nationale und internationale Literatur- und Kulturpreise folgten.

Mehrmals hat Ludwig Soumagne vor zahlreichen, begeisterten Zuhörern in Ratingen aus seinen Werken gelesen. Unvergeßlich bleibt sein Besuch bei den Lintorfer Heimatfreunden am 14. Dezember 1993, als er in der St. Anna-Kirche besinnliche Lyrik und einige seiner Psalmen vortrug. Anlässlich seines 70. Geburtstages besuchten ihn die Lintorfer Heimatfreunde in seiner Klausur auf

der Insel Hombroich, auf die er sich immer häufiger zurückzieht, um inmitten der Natur und in der Nähe seines Künstlerfreundes Anatol zu leben und zu schreiben. Der WDR ehrte Ludwig Soumagne zu seinem 70. Geburtstag durch eine öffentliche Vorführung seines Hörspiels „Jetzt bloß net de Nerve verliere“ im Kulturzentrum des Kreises Neuss in Zons, dem Sitz des Internationalen Mundartarchivs „Ludwig Soumagne“.

M. B.

Tant' Traudchen

Ech hatt ens widder en ons aule Familiebilder jewüelt und hatt do-be-i och en ganze Re-ih Belder von Tante Traudchen jefonge. Jo, ons Tant' Traudchen! Do wor Tant' Traudchen en jonge Johre, äwwer och Belder von spä-eder, bös en de letzte Johre erinn. Die hann ech ens schü-en opjere-ihnt un stellten dobei fest, dat ons Traudchen en ganz besonder Persü-enche wor, un dat se en ganz ongewöhnlech Le-ewe jelewt hätt.

Mein Jott, dat es doch bestimmt schon e paar Jahrzi-ende her. Ech hatt se ens widder en Di-epebruek besöckt, on se hatt för mech öhr Huhsarbe-it ongerbro-eke. Ech soh se widder op dor Bettkant sitte un ganz vorsonne usem Finster kieke. Henge wiet konnt mor de Stadt un „Pitter un Paul“ sinn. Se ko-em doröwwer inet Sinnie-re un Vertälle: ...dat et öm Onkel Pitter su schleiht jing un dor Dr. E-edmann ji-ede Dach kö-em ... dat öhre Jru-eßvatter dat Hüske he jebout hädd'n und die Ziejelste-in middem Bollerware von Kieschwe-et no he jefahre hätt. Örjentwo em Huhs jö-ew et och ne Balke, in demm en Johrezahl en-jebannt wör ...

En des Tied wor dat Huhs he „Zur Heide 77“. – Äwwer fröher, fröher hädde se dat Hüske „Heiderhäuschen“ jenannt. Dat woßt Tant' Traudchen von öhr Öldere. Un die

hädde dat widder von Traudchens Jru-etöldere jehu-ed ...

... Ja un dat öhr Öldere he en demm kle-ine Hüske zwöllef Blare jru-etjetrocke hant! Un se dor Vatter em i-eschte Weltkri-ech trotzdem e-injetrocke un no Rußland jescheckt hant. Weil he so völl Kenger hatt, bruckten he nit anne Front, moßt do äwwer inne Säjewerek arbe-ide. No sinne letzte Heimaturlaub is he do en Baranowitschi, wo he lo-ech, an en Longenentzündung jesorwe un do bejrawe wo-ede. Nu wor de Motter met de ganze Stall voll Blare alle-in. Noch hütt wü-ed se de Motter manchmol schrei-e hüre, als öhr die Feldpost met der Du-edes-nochrecht öwerb-re-it wu-ed. Dat hätt se nie vorje-ete könne ...

Tant' Traudchen als Öldere onger de Kenger wor nu Motters re-ihnte Hank on jru-ede Stütz. Se blie-ew och spä-eder dor Drieh-on Angelponkt un e Stöckske Motter för de Jeschwister. Ech denk, dat et genau die Jo-hre der Nu-et wore, die Tant' Traudchen jeprächt hant. Öhre en des Tied erworbene praktische Senn te improvisiere, met dem Reihnte em reihnte Moment ze „kompensiere“ oder us Nix jet te ma-hke. Dat wor en de schleide Tiede Jold we-et för de Famillich un besongesch för de Kenger.

Mär Tant' Traudchen konnt die Woll vom eijene Scho-ep op de

ömjebo-ude Niehmaschi-en verspenne un streckden dann lecker wärme Heische un Söck druht. Wärm Heische mi-ek se och ut Scho-epsfelle. – Naihtelang so-et se henger de Niehmaschi-en un mi-ek us aule Decke un Militärmänkele, die de Kreechsjefangene metjebreit hadde, für uns Buchse, Jacke oder Mänkel. Die wo-ere zwar stief wie e Brett, äwwer wärem. – Mär Tant' Traudchen ko-em op die Idee, wenn ens dor „Muckefuck“ be-i en Fi-er uhtjing, en dor Pann us Ko-en „Kaffee“ te röste. Tant' Traudchen orjanisier-ten en schleide Tiede witte Stoff on schniederden för de We-iter Kommionkle-ider mit schü-ene Smokarbe-ide. E Kränzke för em Ho-er moßt och sinn, on so mi-ek se dat jliek met. –

Von Tant' Traudchen han ech nit nur be-ede jeliert („Unter deinem Schutz und Schirm ...“). Nä, se bra-iden mech och be-i, dat e half Jänseei mi-e is, als e ganz Höneri ... Kinner hät son leckere Wu-esch on Panhas jemaht wie uns „Tante Traud“. Kinner su lecker Ku-eke jebacke. Öhr Rezepte jeistere hütt noch dörech de Verwandtschaft. Och för dor Jahde hatt se e ju-et Hänke. De wor half su lang wie hütt dor Heiderweech, de et damols jo noch nit jo-ew. Met dem Jahde braiden Tant' Traudchen sech un de Verwandtschaft en schleide Tiede öwer dor Wenker. Vor allem die, die en dor Jru-et-stadt wonden und kinne Jahde hadde. Be-i „Tante Traud“ jo-ew et emmer Hölp on ju-ede Ro-et, wenn mor ens en Nu-et jeri-et. En der We-ihnachtstied sange mir Blare för Tant' Traudchen döckes statt „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ de Kengertext: „O Tante Traud, o Tante Traud, wat häs' du freche Blare ...“. Doröwwer hät' se sech emmer untschöddele könne vor lache. Denn se woßt doch genau, dat mor se blos e beske tagge, e beske op de Schöpp' nehme wollte. Ne, op de Kenger, de Neffes on Nichte li-et se nix kume. Em Jede-il. Die von denne hütt noch le-eve, erennere sech noch jä-en an die Wandertoure, die Tant' Traudchen orjanisier hätt. Et jing no Monschau, nom



Mutter Küpper (zweite von links) mit einigen ihrer zwölf Kinder kurz nach dem Ersten Weltkrieg vor dem „Heiderhäuschen“ (damals Zur Heide 77)

Rhing oder ennet Berjische Land. Tant' Traudchen besorschte doför verbillichte Jruppenfahrkaate be-i dor Reichsbahn. Hütt wör dat nix besongersch. Äwwer fröher jo-ew et jo so ju-et wie kinn Busvorbindunge. Dat sä-it doch alles. Et wu-ed noch völl jeloupe. Tou en rech-tije Wanderung jehü-erden och Rucksäck'. Och do fi-el Tant' Traudchen jet enn. Passend noh Jrötte hätt se die jenie-end: Die Jru-ete krechte ne jru-ete Ruck-sack, on die Kle-ine ne kle-ine. Su e-infach wor dat.

Se vertellten widder, dat de Mot-ter, also minn Omma, tietle-ewens dronger jelite hätt', dat se en öhr Jurendtiet kinn Jelejenhe-it hatt, jet Vernünftijes te liere, un dat se noch nit emo-el e biske ni-ehne konnt! Mor saiden e-infach: „Wei-ter hant sech öm dor Huhshoult te kömmere on Kenger te kre-ije!“ Un die ko-eme en öhr Ahnungslosich-ke-it döcker als öne le-ev wor. De Motter, also minn Omma, sadden alles drahn, dat die Wei-ter jet metkrechten, dat se später bruhke konnte. Dröm hätt' se se allemol in de Ni-ehscholl, en et Lengtörper Klü-esterke der „Armen Dienst-mägde Christi“ jescheckt! Denn Ni-ehne, dat konnt mor immer je-bru-eke, un se hadde jet inne Häng för et Le-ewe.

Be-i en Düsseldörper Wäschefab-rik ko-eme se onger un konnte met öhrem Verdennst de Motter e beske onger de Ärm jriepe. Vordennt hant se drüttisch Mark dor Mond. Dovan krechten de Motter de i-eschte dre-i We-eke fünnf Mark de We-ek als Kostjeld. De letzte Week bruckden se nix afte-je-ewe, weil de Motter do jo On-gerstützung krechden.

Wer se jekannt hätt, we-iß, dat ons Tant' Traudchen ne sehr jläubije Mensch wor. Äwwer ko-um e-iner we-iß, dat se e-ensthaft drop un drahn wor, en e Klu-ester te jonn. Dat do nix drus wu-et, kann ech mech mär su-e erkläre, dat onse Herrjott do e beske Schicksal jespellt un middem Traudche jet angisch vürjehat hätt! He me-in-den woll och, dat ons Traudchen för de Küppers on och för Di-epe-bru-ek von jröttere Notze wör, als henger Klu-estermu-ere e Le-ewe lang te be-ede on te vorsu-ere.

Wieso **he** do dra-n jedri-eht hätt? Nu, Tant' Traudchen hätt en Tied

en Düsseldorf ne kranke Mann je-fleecht, un hat sech do-be-i jet an de Lung jehollt. En nem Sanatori-um es dat en e Paar Mond widder uhtkuriert wo-ede. Äwwer, för die ehrwürdi-ge Schwestere em Klu-ester wor dat Jrond jenoch tou ver-füje, dat et Traudchen die Klu-estermu-ere mär von butte be-kicke durft. Jottseidank, sach ech! Jottseidank! Denn wat wör us dem ganze Küppisch-Clan jewo-ede, hädde mer Tant' Traudchen nit behalde!



Tante Traudchen als Kindermädchen der Familie von Galen mit einer Freundin im Park von Schloß Darfeld bei Münster

Tant' Traudchen hat sech Johre spä-eder op en Anze-ije hen worbe, en der kinn jeringere als die Münsterländer Adelsfamilich von Galen (!) e jong Wei-it söckden, dat sech öm de jräfleche Pänz köm-

mere un och ko-eke könne sollt. Wat soll ech öch sare? Jenau ons Tant' Traudchen wu-ed von den von Galen ahnjeno-ehme! Och, weil se us sonn jru-ete Familich ko-em.

De von Galen wonnden in enem ganz feudale Huhs en Meerfeld, dat eens von de berümmten Familich von Papen jebout wo-ede es.

En de i-eschte Tied hät ons Traud-che do de Erzieherin ongerstötzt. Doch schon bald hadden Frau Jrä-fin Traudchens Talent to orjanisie-re entdeckt. Och wor öhr nit ent-jange, dat ons Traudche e utje-spro-eke ju-et Hänke för öhr Ken-ger hatt. No en Ti-ed vorli-et de Erzieherin de jräfleche Huhshoult, un von do ahn moßt „die Gertrud“ sech alle-in öm de jräfleche Blare kömmere: Be-i de Schollarbe-ide hölpe, kicke, dat se ordentlech ahnjetrocke wohre un nit öwwer de jräfleche Sträng schlure. Tö-sche de Pänze un „der Gertrud“ entwickelden sech e utjespro-eke fründschäftlech Vertrauensver-hältnis. Se rie-epe se emmer li-ewe-voll „Hütchen“! Worömm, wor nit genau erut te kre-ije. Vielleicht, weil se jä-en su vorwejene Hü-et truch. Och de Frau Jräfin schätz-ten ons Tant' Traudchens schnör-kellu-ese un opre-ihte Art on Uhs-druckswies sehr und hätt sech jä-en on stondelang mit öhr onger-halde. Se jehü-erden su no un no rechtich e biske „zur Familie“. Un öwerall wo de von Galen henjenge oder -fu-ehre, wor et „Gertrud“ met do-be-i. Besongesch jä-ehn wor Tant' Traudchen met de jräfli-



Schloß Darfeld

che Blare em Su-emer op Schloß Darfeld be-i Münster, dat Verwandte der Famillich jehü-erden. Dovan hät se spä-eder emmer völl vortellt, wie schüen et do wor. Dat Schloß hann ech mech ens ahnjensenn. Tant' Traudchen hat Reiht – dat wor (es) werklech wonder-schü-en!

Be-i jrottere Familiefeste hätt se och öfter de berümmde Jraf von Galen un Bischof von Münster erlewte. „Noch nie,“ hätt se jesait, „noch nie hann ech ne Mensch met su-en Usstrahlung jesenn. **Dat** wor en Persüenlichke-it! Ne werklech jru-ete Mann ...!“

Etliche Jo-ehre hat se be-i der jräfllichen Famillich verbreit. Dann moßt se widder no Huhs, weil de Motter nit alle-in tereit ko-em. Äw- wer de Fäden no den von Galen sind nie janz jeri-ete. Em Jede-il. Wenn Familiefeste em Huhs ahnstunge, hant se nie verje-ete, „die Gertrud“ ennzalade. Woröw- wer ons Traudche sech emmer riesich jefreut hätt.

Völl, völl Jo-ehre spä-eder, Äng der 50-er Jo-ehre vielleicht, de jräfleche Kenger wohre lang usem Huhs, un öm die aule von Galen woret stell jewo-ede, wu-ed Tant' Traudchen en Tied lang 2-3mo-el em Jo-hr ennet jräfleche Huhs jeb-ede, öm sech ersatzwies öm die aule Herrschaft te kömmere on se to beko-eke. Äw- wer et wor nit mie wie fröher. Die aule Lütt hadde sech verängert, se wo-ere och unjehohnt kniepich jewo-ede. Vor allem fällden dämm Traudche de Kenger em Huhs.

Entösche hadde die von Galen-Kenger, die se jo met jru-et jetrocke hat, selws schon widder Kenger. Die zwar „die Gertrud“ direkt nit kannten, äw- wer von öhr Öldere völl von öhr jehü-ert hadde. Jedenfalls stung e-ines Dares ne janze Pulk von Galens vor Tant' Traudchens Hüske, öm „Hütchen“ ens ze besö-eke! Dat dat för et Traudche en Riesenfreud wor, kann mer sech denke, no su langer Tied öhr nu erwachsene Zöchlinge widder ze senn on och denne öhr Blare ens kenneteliere, die doch so jeen ens wi-ete wollte, wie un wo „die Gertrud“ wonden. Die Kenger wollten öwerhoupt nit mie no Huhs. Die sausten dor janze Dach trebberop un trebberab dörch et Huhs, vom niedrije Keller

bös erop nom Söller, vom Stall bös enne ju-ede Stu-ew' un konn- te nit jenoeh kre-ije von „Gertruds Hexenhäuschen...“

De Besö-ek hätt sech e paar Johr widderholt, bös die Blare jrotter wo-ere. Jeschri-ewe hant sech Tant' Traudchen und die von Galen noch lange Johre. Nit su oft, äw- wer so hin un widder doch. Wat för ons Tant' Traudchen jebli-ewe es, wor e Fotoalbum un die Erennerung an die schü-ene Tied be-i den von Galen. Vielleicht wor et Tant' Traudchens schü-enste Tied, die se he op E-ede vorbra-ihnt hätt. Un jebli-ewe wor öhr en janze Re-ih kle-ine Jachtrophähe, die se vom Jraf jeschenkt jekritt hätt, die en öhrem Hüske anne Wäng hinge, on die se emmer hu-ech en Ehre jehaule hätt.

Anfang de veezizer Johre hät Tant' Traudchen en Di-epebru-ek e beske Jeschichte jeschre-ewe. De Öldere onger ons we-ede sech, wenn se sech e beske a-hnstrenge, drop besenne könne, dat et damols em „Jägerhof“ sujet wie e kle-in Postämtche jo-ew. Dä „Jägerhof“ wu-et en dös Tied noch von de Familie Neveling bedre-ewe. Dat Postämtche worene kle-ine Roum op dor reihte Sitt vom Flur. Dat hant se alles längst afje-ri-ete, on hütt steht do de Thi-ek. Kinner, de hütt do erömsteht un si' Bier drinkt, ahnt, dat he do op ehe- malijem postaleschem „Hoheitsje- biet“ steht.



Tante Traudchen im Jahre 1948

Un genau do hat ons Tant' Traudchen ens et Sahre! Bevor dat äw- wer sowiet wor, moßt' et Traudche e amtlich Führungszeuchnis vör- leje un – ne postalische Amtse- id le-iste! I-esch dann durft et von

Amts weje anne Bre-efmärkskes erömlecke. Se so-eß morjens on nomedais e paar Stond en dem Postämtche. Töschedörch wor se meddem Rad ongerwechs on hätt de Bre-efe un de Paki-ete uhtje- drare. Die-epebru-ek wor domols hü-echstens mär half so jru-et wie hütt, äw- wer die decke Li-eder- täsch wor emmer proppevoll on verdammich schwer.

E paar Stond wor se schon ongerwechs, bös se alles onger de Lütt jebra-it hadden. Mor kann sech denke, dat ji-ede Di-epebru- eker ons Traudche kannt, on et Traudche ji-ede Di-epebru-eker.

Wor se middachs oder o-evens to Huhs, hatt se noch emmer ke-in Ruh. Du-ernd jing die Dürschell. „Fräulein Küpper, kann ich mal zwei 10er Briefmarken haben?“, oder „Kann ech dat Paki-et schon ens he-lo-ete?“, oder se no-ehm ne Bre-ef meddem Portojeld ahn.

Ob ihr et jlöwt oder nit, äw- wer dat „Ring-ring“ von der Schell hü-er ech hütt noch.

Et o-ehmes, wenn et düster wor, hant mer Blare der Tant' Traudchen et Hattjeld „sortiert“. De Pen- ninge obenanger jestapelt, de 5er, de Jrosche met de jekrüzte Ähre hengen drop un de Märker.

Do dorft natörlich kinner an dor Dösch stu-ete. Do konnte mor rechtich fieß we-ede, mor Blare.

Tant' Traudchen worene onruhije Jeist, de sech emmer öm erjendjet kömmere un wat donn moßt. Öhre Huhshoult hätt se bös töm Schluß alle-in „jeschmi-ete“. Dat hätt se natörlich nit uhtjeföllt. So lang öhr O-ure mitmi-eke, hätt se jeni-ent, jestreckt oder jehi-ekelt. Öwerhoupt hat et Traudche e onjewöhnlech handwerklech Jes- scheck. Selws för sonne neu- mu-edische Kro-ehm wie en Streckmaschin mi-ek se sech nit bang.

Su ne-ewebei mi-ek se sech och noch en dor Pfarre St. Marien nötzlech. Do hätt se de Meßje- wänder vom Pastur Möllerfrerich (Möf) schü-en besteckt und parat jeholde. Äw- wer och die vonne Meßdiener, die domet nit emmer „chrestlech ömmjinge“, wie se ens saiden. Dahch- und na-ithelang hätt se för die arme Minsche inne Drüdde Welt Woll-Läppkes met

dor Hank jestreckt on tou wärme Decke tesamejeni-ent, on wat söns noch alles. Dor Pastur Möl-lerfrerich saiden ens en typisch „möfscher“ Art, op Tant' Traudchen ahnjespro-eke: „Ja, ja, das Fräulein Küpper ...“. Wat usem Traudche e kle-in Lächele we-et wor, wie se dat jehü-ed hät.

Dat ons Traudche le-edich jebli-ewe es, hätt se von Häzze nie be-du-ert. Die Famillich un all die Lütt, die öhr em Le-ewe öwer dor Wech jeloupe sind, hädde öhr völl mi-eh jeje-ewe, als se et in en Ehe hätt fenge könne. –

Wie se de jru-ede Jahde vorko-upt hätt, on Bouland druß wu-et, hät se, typisch Tant' Traudchen, wid-der te-i-esch an de Famillich jeda-it. All de Nichte un Neffes konnte, wenn se boue wollte, e Stöck Bou-jrond han. Fürene „Tant' Traud-chen-Pri-es“, wie angisch. Näh, riek es se dovan nit jewo-ede. Dat wat öwwerbli-ew, bruckten se och nü-edesch. Denn de Rente, die se hatt, die wor su kle-in, do lu-enden et nit dröwwer te kalle.



Tante Traudchen in der Tür des „Heiderhäuschens“ Ende der 60er Jahre

1978 is ons Tant' Traudchen je-storwe.

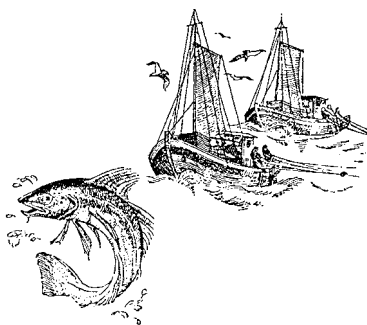
Von do-ahn wore mir Küppers nit mieh dat, wat mer dörch en om Tant' Traudchen ens wo-ere. Schlemm wor för ons Tant' Traud-chen, dat dat, wat en öhrem ju-ede Le-ewe emmer su stark wor, öhr am Äng et „Jonn von he“ so schwer mi-ek – et Häzz! Do meut

ech sare: „Nä, Herrjott, dat wor nit reiht!“

Mor mößt de Tied e beske teröckdri-ehne könne. Ech meut se noch ens senn, wenn se met op-re-ihtem Jang un jru-ede Schredde öm de Eck kütt. Wie fröher, wenn se e-ewe mol ens röwwer jing, nomm Anne ...

Ewald Dietz

Achenbach · Bloos · Brockerhoff · Boetzel · Clarenbach · Cleff · Capellmann · Dirks · Dücker
 Fritzel · Gessner · Gillissen · Gebhard · Hambüchen · Hermans · Heimig · Irmer · Junghanns · Kampf
 Kaul · Kips · Köhler ·
 Köster · Kocks ·
 Marks · Melcher
 van der Paas ·
 Plückerbaum · Preyer
 Reuter · Ritzenhofen
 Schnitzler · Schreuer · Schmurr · Steib · Strahn · Thelen · Vilz · Welbers · Wagner · van Wille
 Weitz · Weisgerber · Wolf



Wir sind für Sie da von:
 Mittwoch bis Sonntag 11 bis 23 Uhr
 Dienstag von 18 bis 23 Uhr
 Montag ist Ruhetag (außer an Feiertagen)



Kalkstraße 49 · 40489 Düsseldorf (Wittlaer)
 Telefon 02 11 / 40 40 49 · Fax 02 11 / 4 79 04 03

De Sonndachsweech

Am i-eschten Urlaubsdach, 'nem Mondach, hätt min Frau jesat: „Komm Männe, mer dont so, als ob Sonndach wör und jont spaziere“.

„Na jut“, han ich jeantwortet und de Honk anjeleint. De trok sofort jaulend in Richtung Bennenbruch, sinnem Sonndachsspazierweech.

Ech äwwer stellten fest, dat die Welt mondachs angers üssüht als sonndachs. Die Lütt mit de Fi-erdachsklamotten fehliden op de Weje. De Felder soren knöngelich us, un de Busch filzich. Sojar de Honk wor liederlich. Un dann die Sonn: Die paßten nit an de Mondachshimmel. De hätt jefälligst jrau zu sin.

Min Frau jrüßten nem Ehepaar. He wor krumm un hadden en Pläät.

Sie wor pummelich und schleit friisiert. „Wer woren denn die?“ frochten ech wieß. „Büskens,“ sät min Frau. „Die met die Päds, du weiß doch“. „Wie“, sachten ech pefferkes, „Büskens? Dat kann doch nit sinn“. Ech schluckten de Klos ronger, de ech plötzlich em Hals hatt und kniff de Ore zu. Do soh ech Büskens, wie ech se kannten. Danzende brunge Fleeschberje mit wisse Blessen, die de janze Weech ennohmen. Owendrop soten elejante Lütt in proppere Riederklamotten. Jlänzende Samtmözkes op de Köpp, un an de Been schwatte Stewelen mit Sporen. Dat woren Büskens, nit dat jraue Paar do vüre.

Ärjerlich trok ech min Frau vom Pädsappelteppich. „Bisse sicher, dat dat Büskens woren?“ Min Frau schöddelten de Kopp: „Janz si-

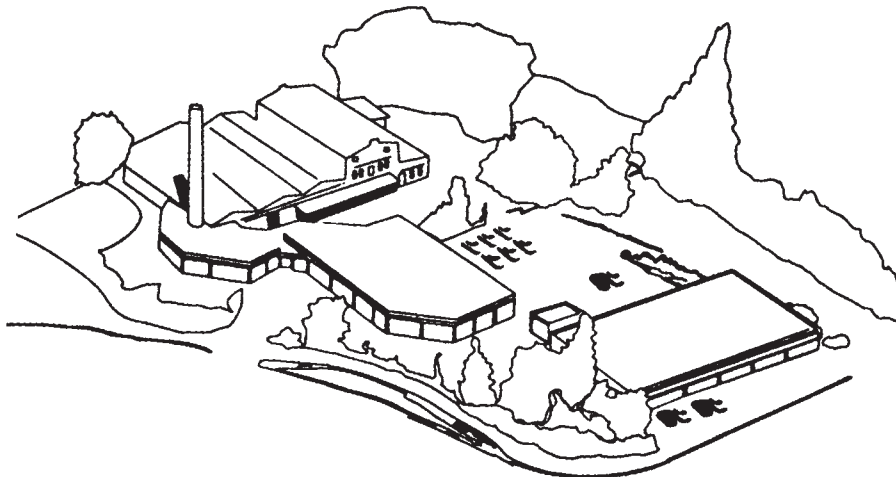
cher, Männe, ech wed doch noch Büskens kennen“.

„Schad“, han ech jemurmelt und jekühmt. „Wat is schad“. Min Frau wod langsam fuchsich. „Dat dat Büskens woren und dat hüt Mondach is un dat de janze Weech beschissen is, un öwwerhaupt, ech han kin Lost mi, lommor nach Hus jon“.

Min Frau wor wütend, de Honk beleidicht un ech hadden e seltsam Jeföhl em Buk. E Mondachsje föhl.

Do han ech mech jeschworen: „De Weech jehse nur noch sonndachs, wenn Büskens widder wie normale Minsche ussehnt“.

Erwin Wuillemet
(Literaturkreis ERA)



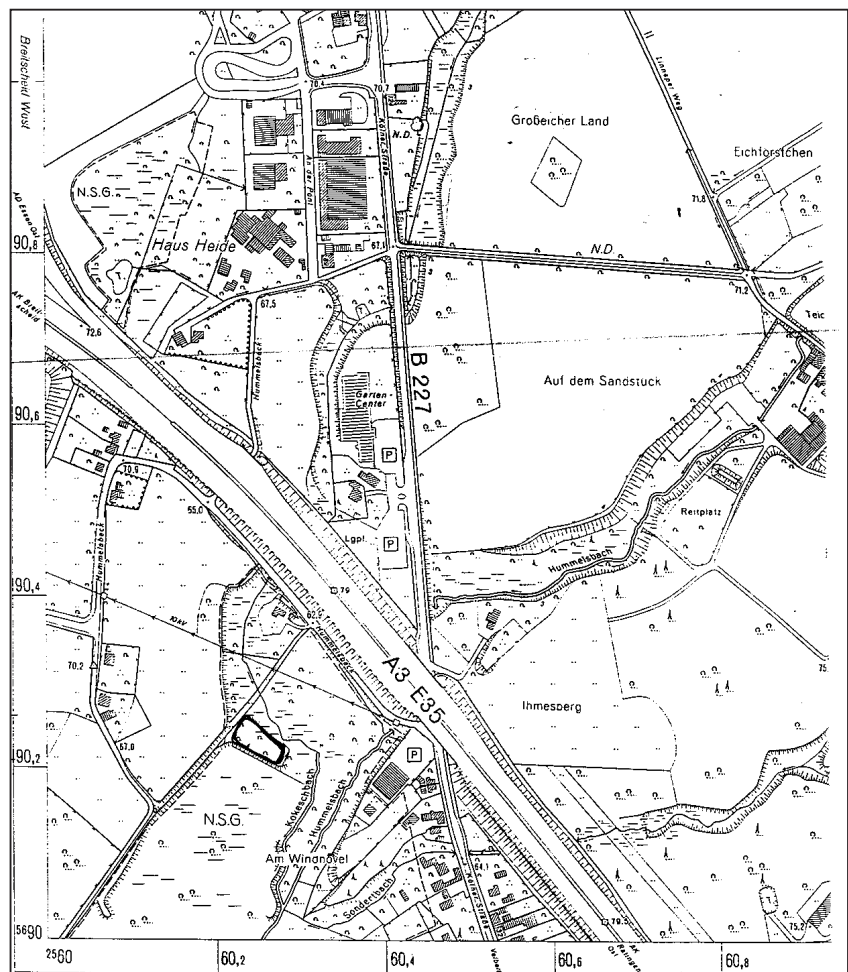
Ford - Haupthändler
40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74
Telefon 021 02/22047

Die Wüstung Windhövel bei Ratingen-Breitscheid

Bei der Suche nach Fundstellen hochmittelalterlicher Keramik, sogenannter Breitscheider Töpferware¹, fiel Herrn Thomas von Lohuizen (Ratingen-Lintorf) am Rande der Kokeschbach-Niederung zwischen den Gemarkungen Hummelsbeck und Windhövel, nahe der Bundesstraße B 227 westlich von Breitscheid, ein dicht bewachsenes, erhöhtes Geländeplateau auf, dessen gleichmäßige Ausformung möglicherweise auf eine wüstgefallene Siedlungsstelle hinwies.

Nachdem eine erste kurze Besichtigung des Platzes zusammen mit dem Verfasser diesen Verdacht bestätigte und es sich nach Sichtung historischer Karten nur um das ehemalige Gut Windhövel handeln konnte, wurde von der Arbeitsgruppe Ehrenamtlicher Archäologen aus Düsseldorf und dem Kreis Mettmann in Absprache mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege sowie der Unteren Denkmalbehörde Ratingen eine umfassende Aufnahme der urkundlichen Hinweise sowie eine Kartierung und Einmessung im Gelände vorgenommen, um bisher unbekannte Angaben zu seinen Bewohnern und zur Lage dieser in Vergessenheit geratenen Ansiedlung aufzuarbeiten.²

Naturräumlich liegt der Platz innerhalb der Niederbergischen Terrassenlandschaft am Westrand der Lintorfer Sandterrassen. Die Bodenkarte zeigt Gley, Braunerde-Gley und Podsol-Gley aus Flugsand oder lehmig-sandigen Bachablagerungen. Die Kokeschbach/Hummelsbachaue steht wegen der Pflanzenvielfalt der Brachflächen, des teilweise naturnahen Waldbestandes und der



Die untersuchte Fläche am Rande der Kokeschbachniederung



Die Kokeschbach-Aue
Rechts im Bild der Rand des Siedlungsplateaus

1 Th. v. Lohuizen: Ulen aus Linnep, in: Die Quecke, Nr. 64, Dez. 1994, S. 100-105

2 Beteiligt waren: Hannah Eggerath, Ursula Stimming, Isabel Winkels, H.-Josef Broden, Dorothee, Reglinde und Peter Schulenberg. Wir danken Frau Voss, Untere Denkmalbehörde Ratingen, für die freundliche Unterstützung des Vorhabens.

mäandrierenden Bäche unter Naturschutz. Der Bewuchs und die tiefeingeschnittenen Bäche zeigen aber an, daß durch den Autobahnbau sowie nahegelegene Gewerbe- und Wohngebiete der Grundwasserspiegel gegenüber dem früheren Zustand erheblich abgesunken sein muß. Eine unmittelbar südlich der untersuchten Stelle liegende Abgrabung (Sand, Lehm?) ist wieder aufgefördert worden.

Die urkundlichen Hinweise³

Der Name „Windhövel“ zählt zu den Naturnamen; Grundwort mndd „hovel“, mhd. „hübel“ = Hügel; das Beiwort „wind“ = Wind.⁴ Die erste urkundliche Erwähnung erfolgt im zwischen 1218 und 1231 erstellten Heberegister des Hochadeligen Damenstiftes Gerresheim, wo „Wynthouel“ als abgabepflichtiger Hof genannt wird.⁵ Die nahegelegenen Höfe Hummelbeck, Schumen, Am Stein und Langentrat werden erst später urkundlich erwähnt. Die Namen Hummelbeck = Humboldes beki und Schumen = Schemmen = Holzsteg weisen auf Wasserreichtum hin.

Die Besitzer von Windhövel müssen alsbald zu größerem Einfluß gelangt sein, denn in der Stadterhebungsurkunde Ratingens von 1276, in der ihr Graf Adolf von Berg Steuer- und Zollfreiheit, Schöffenvahl und eigene Gerichtsbarkeit zugesteht, wird ein „Godescalo de Windhovele“ als Zeuge genannt. Im letzten Absatz dieser Urkunde heißt es: „Actum in nova Bastro nostro presentibus viro nobili domino Henrico fratre nostro, viris strennuis Adolpho de Stamheim et adolpho filio eius. Thoedorico de henere. **Godescalo de Winthovele.** Sibidone et Engilberto filio suo de blechge. Ruterio de beke. Jacobo de Uphouen. Philippo de Werdene. Wernero cappelano nostro...“.⁶

Das ab 1470 geführte Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Bruderschaft zu Lintorf ist eine weitere wertvolle Quelle. Dem Schriftbild nach in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind Bewohner von Windhöfel genannt: „Item Henken up der Wynthoeuel en Filia“ und an anderer Stelle „Henken op dem Wynthouel und stine sine Huysfrauwe und sin kyn- dern und sin naekoemlingen“.⁷

Im Lagerbuch des Amtes Angermund, aufbewahrt in der gleichnamigen Kellnerei, werden zwischen 1634 und 1756 auch Einkünfte des Gutes aufgelistet.

Zwei Beispiele aus dem Jahr 1634 seien hier erwähnt:

Rentbuch von allen Einkombsten des Ampts Angermund

Empfangs ahn Roggen vom Rottzehnden zu Breidscheidt: Folgt nun, was für Lenderey in diesen Rottzehnden gehörig

Item **auf der Windthouell** 8 Morgen

Item **Windthouells Kempgen** jegst der Hummelsbeek 2 Morgen

Bericht und Verzeichnis des Ordinari Diensffuhren des Ampt Lantzbergh, Hondtschaft Breidscheidt genannt. Die Hondtschaft hat fünf Wagen und fünf Karrenfuhren, welche folgender Gestalt: Karrendienst jeder für ein haubt sind 5

Peter von dem Windthouell 1 Karrendienst⁸

Im März 1640 stirbt im Stift Gerresheim eine „Sophia de Winthovele“.⁹ Von 1672 datiert ein Verzeichnis, das die Abgabe an den Landesherrn festlegt: Heb-Register des Amts Angermund und Landsberg wegen Ihr Fürstliche Durchlaucht Schatzgefallen. Renoviert den 15^{ten} Obris in der Honschaft Breidscheidt Wilhelm aufm Windthouell demnechst Peter und Henrich auf Windhoevel aus dem Gut ... 7 Gulden 12 Albus 8 Florin.¹⁰

Konfessionelle Gründe hat folgende erwähnenswerte Niederschrift: „**Anno 1719 d 5 Julii** hat der ehrsamme Junggesell Hanspeter vom Speckamp sich verheyraht mit der ehrsammen Jungfer Anna Sibyl vom Windhöffel, welche Braut, weil dem Lutherischen zugehan, hat müssen Lossbrief bringen.“¹¹

Neu gerodetes Land wird **1781 im Breitscheider Rottzehnt** festgehalten:

Das Windhöfels feld mit Hecken gantz umgeben schließet mit einer seithen auf Lintorfer gemark, und derselben weeg, mit der anderen auf windhöfels, imesberg, und alten Trummen weegs Banden

und mit der anderen auf deßen Garten haltend, 11 Morg. 1 Viert. 29 Ruth

Donnerstag, d 26^{ten} April 1781 ¹²

Das Güterzeichnis der Bürgermeisterei Mintard, Gemeinde Breitscheid, von 1840 (Nr. 46) gibt als Eigentümer des Grundstücks Nr. 40 „An der Windhöver“ Mathias Jamman an. Das Grundstück (mit drei Gebäuden) hat die Größe von 156 Ruthen, 60 Fuß (= 2218 m²). Zu Mathias Jammans Besitz gehören außerdem Wiesen, Ackerland und Gemüsegärten (insgesamt 25 Morgen 82 Ruthen).

Aus späteren Jahren sind kaum noch Angaben zu dem Gut und seinem Besitzer zu finden, es verliert wohl mehr und mehr an Bedeutung und Größe. Eine Familie Fuhr bewohnte bis in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts das

3 Die Zusammenstellung und Auswertung erfolgte durch Hannah Eggerath (Erkrath-Hochdahl)

4 Dittmeier: Siedlungsname u. -geschichte des Berg. Landes, 1955; S. 192

5 Lacomblet, Harleß: Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Band VI, S. 138; 1831-69

6 Kessel: Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung des ehem. Amtes Angermund, D 62, Urkundenbuch, Urkunde 10, S. 13; 1877. Die Übersetzung dieses Ausschnittes lt. H. Germes in: Ratingen im Wandel der Zeiten (1965): Geschehen in unserer neuen Burg in Gegenwart unseres Bruders, des edlen Herrn Heinrich, der gestrengen Herrn Adolf v. Stammheim und seines Sohnes Adolf, des Theoderich von Helner, des Gottschalk von Windhövel, des Sibido von Blech und seines Sohnes Engelbert, des Rutger von Beke, des Jakob von Uphoven, des Philipp von Werden, unseres Kaplans Werner... usw.

7 Stadtarchiv Ratingen

8 (HStad Jülich Berg III R, Angermund II, Nr. 61, Schatz- und Lagerbuch 1634. (Amt Landsberg, Bürgermeisterei Mintard, Gemeinde Breitscheid)).

9 (Günter von Roden, Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 34, S. 167, Memorien des Stiftes Gerresheim).

10 HStad Jülich-Berg III R, Angermund II, Nr. 62

11 (Theo Volmert, Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1982, S. 256)

12 HStad Jülich-Berg III 2528. Breitscheider Rottzehnt 1781-98, Nr. 35

nach ihnen benannte „Fuhr-Haus“, welches als letztes stehendes Gebäude dieses über 700 Jahre besiedelten Platzes 1943 abgerissen wurde.¹³

Die Auswertung der historischen Karten

Die älteste Einzeichnung erfolgte auf der Karte des „Amt Ratingen“ durch den Kartographen Erich Philipp Ploennies aus dem Jahre 1715 unter dem Namen „Windhövel“. Dort ist auch erstmals der Verlauf der heutigen Kölner Landstraße und der Krumpfenweyer Straße wiedergegeben. Erste ist weitgehend der Verlauf des historischen Handelsweges „Mauspfad“ im Abschnitt zwischen Ratingen und Mülheim/Ruhr, letztere führte zum Ruhrübergang bei Essen-Kettwig. Die Kreuzung beider Trassen ist dort bereits als „Krumenweg“ eingetragen.

Sehr genaue Angaben erbringt die Katasterkarte der Bürgermeisterei Mintard, Gemeinde Breitscheid, Flur No. V „Die Kottershoett“ von 1802 mit Umzeichnungen von 1824. Sie zeigt auf einer dem halbbogenförmigen Verlauf des

Kokeschbaches angepaßten länglichen Parzelle drei in Nordwest-Südost-Richtung hintereinanderliegende Gebäude, wobei das nordwestliche unmittelbar an einem von Nordosten kommenden Zufahrtsweg liegt. Dieser Weg fehlt erst in den Karten von 1964. Als letztes vorhandenes Gebäude ist auf einer Flurkarte von 1936 das sogenannte „Fuhr-Haus“ eingezeichnet, das 1943 abgebrochen wurde, aber noch in späteren Zeichnungen und Karten weitergeführt wird. Die beiden anderen Gebäude wurden wohl nach 1889 aufgegeben, jedenfalls datiert aus diesem Jahr die letzte Katastereintragung. Der Verlauf der Bäche veränderte sich auch nach dem Bau der Autobahn nur unwesentlich. Gegenüber der Flurkarte 1936/1950 und der DGK 1964 läuft der Kokeschbach heute weiter südlich unmittelbar am Nordhang der Wüstung. Wann die in der Bodenkarte eingezeichnete flächige Abgrabung an der Südseite angelegt wurde und auf welche Rohstoffe (Sand, Ton?) konnte noch nicht ermittelt werden.

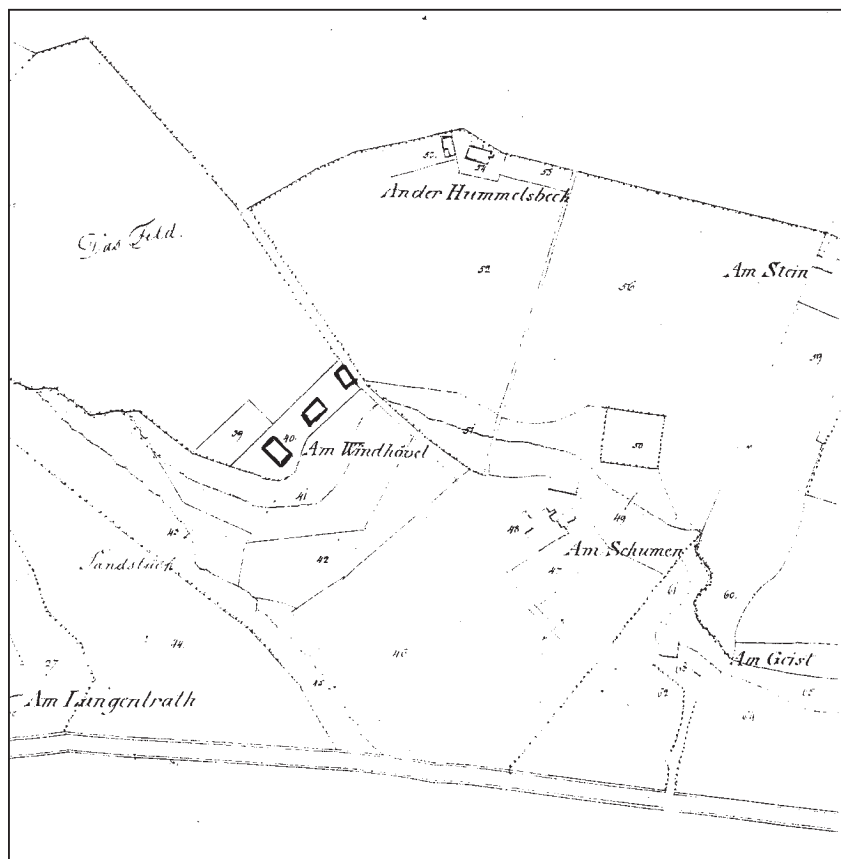
Die Befunde aus der archäologischen Prospektion

Um den Pflanzenwuchs im NSG Kokeschbach/Hummelsbachau nicht zu schädigen und um auf dem sehr dicht mit Eichen, Hainbuchen, Birken, Holunderbüschen, Brombeerhecken und Brennesselfluren bewachsenen Siedlungsareal überhaupt eine flächendeckende Kartierung vornehmen zu können, wurde in Absprache mit der Unteren Denkmalbehörde Ratingen der 02. März 1996, also die Zeit vor der Vegetations-Wachstumsperiode des Frühjahres, ausgewählt.

Die Bestandsaufnahme der Arbeitsgruppe erfolgte dahingehend, die Fläche der Wüstung allgemein zu beschreiben, eventuelle Fundamentreste von Gebäuden und andere auffällige Geländemerkmale zu vermessen und in einen Gesamtplan einzuzichnen. Außerdem wurden die Oberfläche der Wüstung und der Bachverlauf nach Siedlungskeramik als Datierungshilfe abgesehen.

Eine direkte Grabung nach historischen Überresten verbietet das Denkmalschutzgesetz NRW¹⁴, außerdem sollte die empfindliche Pflanzendecke sowie die überwinterte Tierwelt in keiner Weise geschädigt werden. Vom Norden gesehen steigt aus der mit Gräsern bestandenen Brachfläche der Kokeschbach-Niederung ein dicht mit Buschwerk und Bäumen bestandener länglicher Hügel auf. Er bildet ein sich nach Südosten hin leicht verjüngendes Rechteck mit den Kantentängen Nord = 70m, Ost = 37m, Süd = 68m und West = 24m. Dieses Plateau fällt nach Norden zum Bach hin leicht ab, die Oberfläche annähernd eben.

Die Südkante ist zu einer ehemaligen Abgrabung hin, die wohl bis an die Parzellengrenze reichte, steil in einem Winkel von ca. 45° etwa 2,20 m tief abgeböscht. Hier bilden zwei durchgewachsene, zueinanderversetzte Hainbuchenhecken die Begrenzung der Parzelle, vielleicht auch einer ehemaligen Zufahrt, da sie auf zwei in



Die Urkatasterkarte von 1802 gibt erstmals die Parzellengröße und die Lager der Gebäude wieder

13 mündlicher Hinweis

14 DschG NRW § 13



Ausgewachsene Hainbuchenhecke am Südrand des Plateaus



Ziegelsetzung mit Halbbogen aus der letzten Siedlungsphase



Schwach erkennbarer, fast quadratischer Grundriß eines Gebäudes

5,50 m Abstand zueinander gepflanzte Eichen nahe des vor 1964 aufgegebenen Weges zulaufen. Dessen Straßendamm ist an der Westseite im Gelände noch erkennbar.

Die östlichen und westlichen Hügellanten sind durch Erosion verschliffen, machen aber an einigen Stellen noch den Eindruck einer künstlichen Abböschung. Nach Norden ist der Übergang zur Bachaue zwar fließender, aber auch nicht als ausgesprochen natürlich zu bezeichnen. Eine denkbare zusätzliche Sicherung durch einen Graben ist nicht erkennbar, die feuchte Bachniederung bot wohl genügend Schutz. An der Westkante steht ebenfalls eine durchgewachsene Hainbuchenhecke, die, wie die vorgenannten, von einem Mäuerchen oder einer einfachen Ziegelsetzung begleitet wurde. Dies zeigt ein loses Band von Feldbrandziegeln an.

Die Suche nach Besiedlungsspuren wurde allgemein durch den dichten Bewuchs, vor allem durch Brombeerhecken, stark erschwert. Besonders der Westteil des Plateaus ist dadurch „befundleer“.

Auffallend und gut erkennbar waren einige Baureste, die nach Art der Ziegel und der relativ „frischen“ Vermörtelung in die letzte Besiedlungsphase von Windhöfel fallen. Die Funktion von zwei teilweise mit kleinen Halbbögen versehenen bemoosten Steinsetzungen mit rechteckigem Grundriß war nicht mehr nachvollziehbar. Sie ragten zudem nur höchstens 0,50 m aus dem Boden.

Bei einem ziegelummauerten runden Betonfertigteile, gefüllt mit zerbrochenen Dachpfannen, Humus und Laub, könnte es sich eventuell um die Abdeckung eines älteren verfüllten Brunnens handeln¹⁵.

Erst nach intensiver Nachsuche, und dann auch nur durch die genauen Angaben der Urkatasterkarte von 1802, wurde ein wüster, extrem von Brombeeren über-

¹⁵ Stelle 1, 2 und 4 des Fundberichtes für das Rhein. Amt für Bodendenkmalpflege

wucherter Steinhaufen von 13 m Länge und 10 m Breite entdeckt und als das sogenannte „Fuhrhaus“, also das mittlere der drei verzeichneten Häuser, identifiziert.¹⁶ Ziegel, Grauwacke und Kalkstein, Schieferplatten und große runde Kiesel zeigten seine ehemals massive Bauweise an. An der Südostecke ließen mehrere bis 1 Meter lange zerbrochene Treppenstufen aus Kalkstein den ehemaligen Eingang erkennen. In exponierter Lage an der äußersten Nordost-Ecke des Plateaus, nahe einer mächtigen Eiche, fand sich ein rechteckiges Ziegelfundament mit 7,20 m und 8,00 m Kantenlänge. Auffallend war innerhalb des nordwestlichen Gebäudeteils ein gesondertes, bis zu 0,50 m starkes Bruchstein/Ziegelmauerwerk von 3,40 x 3,80 m Seitenlänge. Der Innenraum war leicht eingetieft, wohl durch einen verstürzten Keller. Dieses Gebäudeteil machte der Ausführung und Mauerstärke nach den ältesten Eindruck aller Fundamentreste des Plateaus. Auf der Urkatasterkarte ist es das östliche der verzeichneten Gebäude.¹⁷ Weitere Hinweise über Funktion oder Alter der vorhandenen Mauerreste ergaben sich leider nicht.

Die Keramikfunde

Die Überdeckung von Moos, Laub und Humus auf dem Siedlungsplateau verhinderte die Auffindung von datierender Keramik, wenn man von einigen neuzeitlichen Porzellan- und Glasfragmenten absieht.

Einzig Möglichkeit dazu bot nur der Kokeschbach, der die Nordostecke der Wüstung unmittelbar umfließt und der sich tief in den sandigen Untergrund eingräbt.

Der Bachverlauf wurde mehrfach abgegangen und besonders Uferabbrüche und Schwemmgut in Bachwindungen beobachtet.

Fast im gesamten Verlauf lagen Fragmente von Fehlbränden sogenannter Breitscheider Irdenware des 13./14. Jahrhunderts¹⁸, die aber nur bedingt zur Datierung der Siedlung Windhöfel herangezogen werden können, da dieser Töpferabfall in vielen feuchten Senken und Bachläufen der Umgebung „entsorgt“ wurde.

Aussagekräftiger waren dann schon Keramikfragmente, die unmittelbar am Rand der Wüstung vom Bach freigeschwemmt worden waren: Einige wenige Bruchstücke von Krügen aus Siegburger Steinzeug des 14./15. Jahrhunderts sowie Fragmente von kobaltblau gefärbtem Westerwälder Steinzeug und grün bzw. gelb glasierter Irdenware des 17./18. Jahrhunderts. Ein relativ seltenes Fundstück war ein halbiertes Spinnwirtel aus hellbraun gebranntem Steinzeug mit vier umlaufenden Drehrillen. Reste Westerwälder Vorrats-töpfe und von porzellanenen Tellern, Töpfchen und Terrinen aus dem frühen 20. Jahrhundert ergänzten den geringen Ertrag der Nachsuche. Die Datierung der Keramik deckt sich jedoch mit den urkundlichen Hinweisen.

Zusammenfassung

Am Rande der Kokeschbach/Hummelsbachniederung westlich der Kreuzung A 3/B 227 liegt auf einem fast rechteckigen Plateau die Wüstung Windhöfel. Die erste urkundliche Erwähnung erfolgt im 1218-31 niedergeschriebenen Heberegister des Stiftes Gerresheim, das letzte Gebäude wurde 1943 aufgegeben. Hervorzuheben ist die Nennung eines „Godescalo de Winthovele“ als Zeuge in der Stadterhebungsurkunde Ratingens von 1276. Neben neuzeitlichen Fundamentresten sind Spuren zweier Gebäude, die bereits in der Flurkarte von 1802 eingetragen sind, im stark bewaldeten Gelände erkennbar. Aus dem Bach im Nordostbereich der Wüstung wurden Keramikfragmente des Hoch- und Spätmittelalters und der Neuzeit geborgen. Ob das Wüstungsplateau allseitig künstlich abgeöschert war oder die Ansiedlung auf einer in die Kokeschbachniederung hineinragenden natürlichen Landzunge lag, läßt sich durch die südliche Störung z. Z. nicht rekonstruieren. Der Beiname „höfel“ = Hügel deutet aber auf eine bereits im Mittelalter auffällige Erhebung in der feuchten Bachau hin. Alle Aufzeichnungen und Funde der vorgestellten Untersuchung wurden dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath sowie der Unteren Denkmalbehörde Ratingen zur weiteren Auswertung und zur Prüfung einer möglichen Unterschutzstellung der Wüstung als Bodendenkmal zur Verfügung gestellt.¹⁹

Durch Archiv- und Kartenstudium in Verbindung mit der Geländeprospektion konnte so ein Teil der Geschichte dieser in Vergessenheit geratenen Ansiedlung und seiner Bewohner erstmals erhellt werden.

Peter Schulenberg



Keramikfragmente des 14.-17. Jahrhunderts sowie ein halbiertes Spinnwirtel

16 Stelle 5 des Fundberichtes für das Rhein. Amt für Bodendenkmalpflege

17 Stelle 3 des Fundberichtes für das Rhein. Amt für Bodendenkmalpflege

18 Th. v. Lohuizen, S. 113

19 Registriert beim Rhein. Amt für Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath unter OV 96/117

Vor 120 Jahren: Vom Bauernjungen zum Akademiker

Der mühselige und schwierige Ausbildungsweg des Linneper evangelischen Pfarrers August Becker

Wenn heutzutage ein junger Mensch in unserem Lande einen akademischen Beruf ergreifen will, dann stehen ihm dafür alle Möglichkeiten offen, vorausgesetzt, er ist ausreichend begabt und lernwillig. Dabei spielt es keine Rolle, ob er aus dem entlegendsten Weiler der Republik stammt. Und wenn er von Haus aus mittellos ist, hilft ihm die öffentliche Hand mit Bafög weiter.

Das war beileibe nicht immer so. Im Gegenteil, noch im vorigen Jahrhundert war es den Kindern von armen Dorfbewohnern in der Regel nicht möglich, zu akademischen Graden aufzusteigen, selbst wenn sie sehr begabt waren. In jedem Fall aber gehörte schon ein gerütteltes Maß an Fleiß, Zähigkeit, Entbehrungsbereitschaft, Arbeitswillen und Findigkeit dazu.

*Wie es ein Bauernsohn aus dem Glantal in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschafft hat, und welche Hürden er zu überwinden hatte, das zeigen anschaulich die hinterlassenen Erinnerungen des evangelischen Pfarrers August Becker (*1860 – †1939). Er schreibt:*

Am 18. Oktober 1860 bin ich als zwölftes von 13 Kindern, von denen zwei vor meiner Geburt gestorben waren, in Medard am Glan, Oberamt Meisenheim, im Hessen Homburgischen, das im Jahre 1866 zunächst an Hessen-Darmstadt fiel, und dann beim Friedensschluß mit Preußen vereinigt wurde, geboren worden. Meine Eltern waren Peter Becker und Charlotte Schlemmer, die beide aus Medard stammten. Mein Vater trieb Landwirtschaft und daneben einen kleinen Fruchthandel. Mein

Großvater väterlicherseits, Georg Peter Becker, ein sehr ernster und tüchtiger Mann, war Landwirt und Lehrer, mein Großvater mütterlicherseits, Christian Schlemmer, besaß die Ölmühle in Medard, ein kleines Ackergut und einen kleinen Kalksteinbruch. Das Vermögen, das meine Eltern geerbt hatten, war nicht klein nach damaligen



Pfarrer August Becker

* 18. 10. 1860 † 26. 12. 1939

Ein hochgeschätzter Seelenhirte der evangelischen Kirchengemeinde Linnepe (1886 - 1932)

Verhältnissen, zumal da mein Vater das einzige Kind gewesen war. Aber es wurde in elf Teile geteilt, und darum führte mein Weg ins Pfarramt durch das langjährige Studium hindurch mich vor manche Schwierigkeiten, für die ich aber Gott danken gelernt habe.

Von meinem 6. bis 11. Lebensjahre besuchte ich die Volksschule in Medard, habe aber nicht beson-

ders freundliche Eindrücke aus den ersten Jahren in Erinnerung, und stellte später fest, daß in den Volksschulen die ich kennen lernte, die Lehrer ein milderer Regiment führten.

Wohl sind die Eindrücke noch in meiner lebhaften und auch in lieber Erinnerung, die der Krieg 1870/71 in mir hervorgerufen und hinterlassen hat. Weil damals noch keine Eisenbahn durch das Glantal führte, mußte ein ganzes Armeekorps – ich glaube, es war das vierte – zu Fuß und zu Pferd durch unser Dorf zur französischen Grenze ziehen, die etwa acht Stunden von meiner Heimat entfernt war; und es war für uns ein erhebender und beruhigender Anblick, wenn wir die kampfesfreudigen und siegesgewissen Truppen in den Kampf und in den Tod ziehen sahen, immer wieder versichernd: „Lieb’ Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Und wenn es noch Mußpreußen gegeben hatte, so sind sie in jener Zeit wirkliche Preußen geworden, die stolz waren auf das tapfere Heer und seine glänzende Führung. Für uns hatte der Krieg dadurch aber einen besonders ernsten Hintergrund bekommen, daß mein ältester Bruder, der in Göttingen im ersten Semester evangelische Theologie studierte, unter dem Eindruck eines Besuches, den der König in Göttingen machte, mit anderen Studenten als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war und nach der Ausbildung Mitte August 1870 nach Frankreich gezogen war, wo er noch an der Belagerung von Metz teilnahm und dann in der Loire-Armee bis zum Ende des Krieges mitkämpfte. Noch größer war die Begeisterung und Dankbarkeit, als die siegreichen Truppen in die Heimat zurückkehrten

und die Deutsche Kaiserkrone mitbrachten. Da war vor der Schule ein Ehrenbogen errichtet worden, und wir durften die Sieger willkommen heißen. Die Häuser aber öffneten sich noch viel freudiger zu gastlichem Quartier, als das beim Hinmarsch geschehen war. Wir hatten auch die Freude, daß unser ältester Bruder wieder zurückkehren durfte, unverwundet und gesund, und er hat mit größter Begeisterung von seinen Kriegserlebnissen erzählt, so daß es ihm zu gönnen war, daß er den Zusammenbruch des deutschen Volkes und die Rückkehr des Heeres 1918 nicht mehr erlebte, weil er im Herbst 1909 bereits heimgegangen war.

Wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, hätte ich wohl bereits mit meinem 10. Lebensjahr, im Herbst 1870, die Lateinschule in Meisenheim besucht. Aber wegen des Krieges mußte ich noch ein Jahr warten, und das war ganz gut; denn so wurde ich nicht nur in den Elementarfächern durch den ersten Lehrer mehr gefördert, als das in den unteren Klassen der Fall gewesen wäre, sondern ich wurde auch widerstandsfähiger gegen die Anstrengungen, die damit verbunden waren; denn Meisenheim liegt anderthalb Stunden von meinem Heimatdorf entfernt, und es gab damals keine andere Verbindung dazwischen als die Post, die für Schüler nicht in Frage kam; wenn ich daher rechtzeitig zur Schule kommen wollte, so mußte ich im Sommer um 5.30 Uhr und im Winter um 6.30 Uhr das Elternhaus verlassen und konnte erst um 5.30 Uhr nachmittags wieder zu Hause ankommen.

Die Lateinschule in Meisenheim war humanistisch eingestellt, aber sie wurde von vielen Schülern aus preußischen oder pfälzischen Ortschaften der Umgebung besucht, und mancher Lehrer und Akademiker ist daraus hervorgegangen, mancher freilich auch abgegangen, um in der Landwirtschaft mitzuarbeiten oder bei einem Geschäft in die Lehre zu treten. Aber alle haben arbeiten gelernt, und ich verdanke der Lateinschule in Meisenheim, daß die Grundlagen

der lateinischen, französischen, griechischen und auch der deutschen Grammatik gut gelegt worden sind. Ich habe auch später keinen besseren Geschichtsunterricht gehabt, als ich ihn bei Herrn Rektor und Pfarrer Merck hatte, der die Kleinstateerei mit ihrer Vetter- und Basenwirtschaft kennen gelernt hatte und uns die Liebe zum preußischen Staat einzuflößen verstand. Herr Rektor Merck war zugleich auch Pfarrer meiner Heimatgemeinde Medard, und da der pfarramtliche Unterricht für Kinder auch in Meisenheim abgehalten wurde, konnte ich neben dem Religionsunterricht der Lateinschule, den Herr Rektor Merck erteilte, Katechumenen- und Konfirmandenunterricht besuchen, den Herr Rektor Merck als Pfarrer von Medard erteilte, und die Eindrücke, die dieser Unterricht und diese ehrwürdige Persönlichkeit in mir hervorriefen, war mir bestimmend für die Entwicklung meines inneren Lebens. Am 21. März 1874 wurde ich in der altehrwürdigen Kirche in Medard konfirmiert und bekam den Denkspruch 1. Tim. 6,12: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen.“

Die Lateinschule in Meisenheim, an der nur drei Lehrer den Unterricht erteilten, reichte eigentlich nur bis zur Quarta. Aber Herr Rektor Merck errichtete noch eine besondere Abteilung, in der er den Stoff der Untertertia mit einigen Schülern durchnahm, denen er das Studium glaubte, empfehlen zu sollen. Im Herbst 1875 bekam ich ein gutes Zeugnis und ließ mich am Progymnasium Sobernheim a. d. Nahe mit einem Mitschüler für Obertertia prüfen. Wir bestanden beide die Prüfung, mußten uns aber auch sagen lassen, daß wir uns recht plagen müßten, wenn wir in der Klasse mitkommen wollten, und das war umso mehr erforderlich, als gerade damals der Beginn des Schuljahres vom Herbst auf Ostern verlegt wurde, und in einem halben Jahr das Pensum durchgenom-

men werden mußte, das sonst in einem ganzen Jahre bewältigt wurde. Ich glaubte, es meinen Eltern und mir selbst schuldig zu sein, daß ich meine ganze Kraft einsetzte, um den Anforderungen der Klasse zu entsprechen, und hatte das Glück, Ostern 1876 nach Untersekunda versetzt zu werden, und damit ein halbes Jahr zu gewinnen. Die Sekunda in Sobernheim war eine kleine Klasse. Unter- und Obersekunda wurden gemeinsam unterrichtet und bestanden zeitweise nur aus 9 Schülern zusammen. Wir konnten daher individuell behandelt werden und wurden auch gut gefördert. Besonders verstand es der Rektor der Anstalt, der von Haus aus Theologe und der freien Rede mächtig war, uns lebendig in die griechischen Klassiker einzuführen und namentlich Homers Odysse uns lieb zu machen, in deren Übersetzung wir eine große Übung bekamen. Sport kannten wir noch nicht. Wohl aber haben wir Wanderungen ins schöne Nahetal und in den naheliegenden Soonwald gemacht. Und wenn die Ferien kamen, haben wir unseren Koffer gepackt und in die Hand genommen und den Weg nach Medard zu Fuß gemacht; ich mußte fünf Stunden bis zu meiner Heimat gehen, ein Schulfreund noch eine Stunde weiter.

Wenn wir von der Obersekunda eines Progymnasiums in die Unterprima eines Gymnasiums versetzt werden wollten, mußten wir uns einer besonderen Abgangsprüfung unterziehen, und dieselbe war verhältnismäßig schwer, zumal da ein Schulrat aus Coblenz dazu erschienen war. Aber wir bestanden alle und konnten dankbar die Anstalt verlassen, Ostern 1878. Mein ältester Bruder war damals Pfarrverwalter in der Nähe von Birkenfeld, und seine Braut wohnte in Birkenfeld. Darum glaubten wir, auf seinen Vorschlag eingehen zu sollen, daß ich die Prima des Großherzoglich-Oldenburgischen Gymnasium in Birkenfeld besuchen möchte, und ich habe es nicht bereut; denn ich fand in dem Hause der Schwiegermutter meines Bruders angenehme Aufnahme und bei allen Leh-

ren der Anstalt vertrauensvolle Behandlung. Das Gymnasium in Birkenfeld war damals erst einige Jahre aufgebaut, und der Direktor F. Back, der sich um den Aufbau sehr verdient gemacht hatte, glaubte, die Lebensfähigkeit der Anstalt erweisen zu sollen und nahm auch Schüler auf, die in anderen Anstalten, bes. in Großstädten, Schwierigkeiten hatten oder studentischem Leben sich bereits glauben hingeben zu dürfen. Aber solche Schüler sahen sich gründlich enttäuscht; denn der Direktor, von Hause aus Theologe, hielt auf strengste Pflichterfüllung und ließ niemanden zur Abiturientenprüfung zu, dem er die wissenschaftliche und sittliche Reife nicht glaubte zuerkennen zu dürfen. So mußten manche Schüler die Anstalt ohne das Zeugnis der Reife verlassen, obwohl sie 2 1/2 oder 3 Jahre in der Prima gesessen hatten. Ich hatte das Glück, in einen Jahrgang hineinzukommen, der meist aus Primanern bestand, welche das Birkenfelder Gymnasium von unten auf besucht hatten und gut veranlagt waren. Wir sind dann auch zur Reifepfung zugelassen worden, nachdem wir die Prima 2 Jahre lang besucht hatten und haben allesamt bestanden. Wenn ich aber die Art des Birkenfelder Gymnasiums mit den Methoden vergleiche, die ich in Meisenheim und Sobernheim kennen gelernt hatte, so muß ich sagen, daß dort die Eigenart der Schüler mehr zur Geltung kommen durfte, während in Birkenfeld größerer Wert auf Genauigkeit gelegt wurde, und ich habe in Birkenfeld zuweilen die Sobernheimer Großzügigkeit vermißt. Aber dafür wurden wir im logischen Denken geübt, und die Genauigkeit, zu der wir bei der Übersetzung aus fremden Sprachen angehalten wurden, begleitete mich auf die Universität und auch in das praktische Amt, so daß ich bei der Auslegung der HL. Schrift immer den genauen Wortlaut einer Stelle festzustellen suchte und das bieten wollte, was das Wort sagte, also auslegte und nicht einlegte.

Als ich mich entschloß, Ostern 1880, Theologie zu studieren, hatte die evangelische theologische

Fakultät in Halle mit Männern wie Willibald Beyschlag und Martin Kähler einen guten Ruf, und ich habe dort mit meinem theologischen Studium begonnen. Die Lehrweise der Professoren unterschied sich allerdings erheblich von der Birkenfelder Methode. Aber ich habe doch Vorlesungen über Psalmen, über das Johannesevangelium und Kirchengeschichte II. Teil, sowie biblische Hermeneutik gehört und damit einen einigermaßen befriedigenden Anfang gemacht. Aber es wurde mir dann geraten, möglichst früh meiner Militär-Dienstplicht zu genügen, weil es in späteren Semestern schwerer würde, sich der strengen Zucht zu unterwerfen. Ich trat deshalb am 1. Oktober 1880 in Halle als Einjährig-Freiwilliger ein und freute mich, als ich für tauglich befunden wurde. Aber das Dienstjahr bedeutete doch eine Unterbrechung des Studiums und ließ für den Besuch der Vorlesungen kaum Zeit. In Halle lag nur das 3. Bataillon Magdeburgischen Füsiliers-Regiments Nr. 36. Darin leisteten etwa 80 Einjährig-Freiwillige ihre Dienstplicht ab. Darum konnte auf den Einzelnen wenig Rücksicht genommen werden, und weil das Bataillon täglich 45 Mann Wache stellen mußte, allein 22 Mann Zuchthauswache, wurden auch die Einjährigen nicht davon verschont, und es kam vor, daß manche Einjährige 30mal und öfters auf Wache ziehen mußten. Den Dienst habe ich gut aushalten können; denn die Wege, die ich hatte machen müssen, hatten mich wetterfest und widerstandsfähig gemacht. Aber unter der Unterhaltung der Mannschaft, die ich auf Wachen und Übungsmärschen habe anhören müssen, habe ich manchmal doch gelitten. Aber ich habe die Denkungsweise der Volksschicht kennengelernt, die da vertreten war, und das ist für einen Theologen, der sich keinen Illusionen hingeben darf, sondern die Welt schauen muß, wie sie wirklich ist, von Wichtigkeit. Eines ungezogenen Wortes eines Füsiliers, das mir persönlich ergolten hätte, kann ich mich allerdings nicht erinnern. So war das Dienstjahr doch keine verlorene

Zeit; es brachte mir eine Bereicherung meiner Menschenkenntnis, gab mir auch eine größere Sicherheit im Auftreten und es lehrte mich, Schwierigkeiten unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß sie da seien, um überwunden zu werden. Ein schöner Abschluß des Dienstjahres war das Regiments-exerzieren, das bei Erfurt stattfand, und das sich daran anschließende Manöver, das uns weiter ins Thüringer Land bis zur Weimarer Grenze führte, und ich erinnere mich gern der wundervollen Gegend und der Quartierwirte, die uns überall freundlich aufnahmen und bewirteten. Aber wenn ich dem Dienstjahr auch manches verdanke und es auf meinem Bildungswege nicht missen möchte, so freute ich mich doch, als ich nach einem kurzen Besuch in meiner Heimat am 15. Oktober 1881 die Rheinische Universität Bonn besuchen und dort mein Studium wieder aufnehmen konnte. Ich war mittlerweile ins 4. Semester gekommen und mußte mir sagen, daß ich mit Rücksicht auf meine Geldverhältnisse gegebenenfalls nach dem 6. Semester die Universität verlassen müßte. Ich suchte daher nach Möglichkeit, das Versäumte nachzuholen, und hörte fleißig Vorlesungen über das Neue und Alte Testament, über Religionsphilosophie, Geschichte der Philosophie und neueste deutsche Geschichte, über Ethik und Katechetik, besuchte Seminare und machte auch einige Seminararbeiten. Ich trat auch in den evgl.-theologischen Verein ein, in dem ich strebsame, zum Teil schon gereifte junge Männer fand, die später einflußreiche Stellen in unserer Kirche bekleideten; und im 5. Semester hatte ich die Vergünstigung, freie Wohnung im Ev. Stift zu bekommen. Dort war ich auch mit begabten und lieben Menschen zusammen, mit denen ich zusammen arbeiten konnte und freundschaftlich verbunden wurde. Der Stiftungsinspektor hatte viel Verständnis für uns und gewährte uns viel Freiheit. Wir konnten daher auch manche schöne Wanderung ins Siebengebirge oder manche Fahrt auf dem Rhein machen, so daß das Som-

mersemester 1882 mir das liebste geworden ist. Aber bei der Fülle dessen, was uns geboten wurde, war es mir nicht möglich, alles innerlich zu verarbeiten, und bei der verschiedenen Beleuchtung, die manche Fragen erfuhren, bemächtigte sich mir eine gewisse Unsicherheit, die keinem ernstern Theologen erspart bleibt, der nur ungern eine Position verläßt, aber sich an das Wort gebunden weiß: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“

2. Corinther 13,8.

Am Ende des Sommersemesters 1882 bekam ich die erfreuliche Nachricht, daß mir in Utrecht das Stipendium Bernadinum bewilligt worden sei. Damit konnte ich ohne geldliche Sorgen meinem weiteren Studium entgegensehen und auch noch 2 Semester zusetzen; denn das Stipendium bestand nicht bloß darin, daß die Studiengebühren und Beiträge für Krankenkasse und Bibliothek für uns bezahlt wurden, sondern es wurde uns auch soviel ausbezahlt, daß wir davon Wohnung und Lebensunterhalt bestreiten und auch noch Bücher anschaffen konnten, und wenn wir Utrecht verlassen, bekommen wir auch noch ein Viaticum (ein Wegegeld), damit wir keine Schulden zu hinterlassen brauchten. Die Stiftung rührte von einem Pfälzer namens Bernhard her, der Theologie studiert hatte, aber in der Pfalz wegen des Überangebotes keine Pfarrstelle bekam, darum Kaufmann wurde, und durch Vermittlung einflußreicher holländischer Verwandter Direktor an der Koromandelküste wurde, dort ein großes Vermögen erwarb und der Universität in Utrecht, wo er später wohnte, eine Stiftung vermachte, durch welche reformierte Theologiestudierende aus der Unterpfalz und Ungarn unterstützt werden sollten. Wie groß aber das Vermögen sein mußte, geht daraus hervor, daß 17 Theologiestudenten aus der früheren Pfalz und 3 aus Ungarn der genannten Wohltat teilhaftig werden können, und das Kapital soll zu einem ganz niedrigen Zinsfuß bei einer englischen Bank angelegt sein. Napoleon wollte zur Zeit sei-

ne Hand darauf legen, da hat aber die theologische Fakultät in Utrecht es bei der englischen Bank in Sicherheit gebracht und sich verpflichtet müssen, das Kapital für immer zu dem niedrigen Zinsfuß dort zu lassen. Da meine Heimat früher zur Unterpfalz gehörte, und meine Heimatgemeinde ursprünglich reformiert war, bevor sie der Union beitrug, glaubte ich, mich um dieses Stipendium bewerben zu sollen, und meine 2. Bewerbung hatte den gewünschten Erfolg.

Als wir Ende 1882 nach Holland fuhren, waren wir wohlgenut; denn das Leben lag sorgenfrei vor uns wie seit langem nicht mehr, und es war uns interessant, auch etwas vom Ausland kennen zu lernen. Wir hatten uns auch soviel Holländisch angeeignet, daß wir uns notdürftig unterhalten und auch die holländischen Vorlesungen verstehen konnten. Wir durften auch feststellen, daß Deutschland damals geachtet war und man uns im allgemeinen freundlich begegnete. Aber die Vorlesungen bewegten sich doch nicht auf der geistigen Höhe, auf die uns die deutschen Professoren geführt hatten, und es kam uns zuweilen vor, als ob wir von der Universität in die Prima eines Gymnasiums zurück versetzt worden wären. Auch das Auftreten der holländischen Studenten kam uns etwas unreif vor, und ich darf feststellen, daß besser als der sächsische, den ich in Halle kennen gelernt hatte, besser als der holländische, pfälzische und ungarische, den ich in Holland kennen lernte, mir der rheinische Theologiestudent gefiel, den ich in Bonn kennen gelernt hatte und auch in Utrecht kennen lernte. Weil uns die holländischen Vorlesungen nicht das boten, was wir glaubten, notwendig zu haben, haben wir nur wenige besucht und viel Zeit gehabt zu häuslichem Studium, und die reichhaltige Universitätsbibliothek, die uns zur Verfügung stand, bot uns Bücher genug, in welche wir uns vertiefen konnten. Dazu kam, daß wir uns im kleinen Freundeskreis über das unterhielten, was wir erarbeitet hatten. Diesem gegenseitigen Austausch verdan-

ke ich viel, zumal, da ich auch das Glück hatte, mit hochbegabten jungen Männern verkehren zu können. Das holländische Studienjahr schloß bereits Anfang Juni, die Ferien dauerten also bis Ende September. Wer aber das Stipendium noch ein zweites Jahr bekommen wollte, mußte sich einer Prüfung unterziehen und zwar in den Fächern, in denen er vorgab, gearbeitet zu haben. Die Professoren fragten dabei holländisch und wir antworteten deutsch. Ich bestand die Prüfung und durfte im September 1883 wieder nach Utrecht zurückkehren. Die langen Ferien verbrachte ich anfangs in meinem Elternhause; dann war ich aber mehrere Monate bei meinem ältesten Bruder im Pfarrhause in Wolfersweiler bei Birkenfeld; denn dort waren kurz vorher die beiden prächtigen Kinder an Scharlach und Diphtheritis gestorben, und meine Schwägerin lud mich ein, bei ihnen die Ferien zu verbringen, damit sie nicht so allein sein müsse. Inzwischen war durch den Herrn Kultusminister genehmigt worden, daß mir die in Holland verbrachte Studienzeit angerechnet würde, und ich bin daraufhin zur ersten theologischen Prüfung zugelassen worden. Als ich daher im Herbst 1883 wieder nach Utrecht fuhr, war es meine Hauptaufgabe, im nächsten Vierteljahr die schriftlichen Prüfungsarbeiten anzufertigen und mich auf die mündliche Prüfung vorzubereiten.

Nachwort:

Nach bestandem 1. Theologischen Examen mußte der junge Theologe zunächst das nötige Geld verdienen, um seinen Lebensunterhalt während der Vorbereitungszeit auf die zweite theologische Prüfung zu bestreiten.

Als 1885 auch diese Hürde genommen war, bewarb er sich um die vakante Pfarrstelle in der evangelischen Gemeinde Linnep.

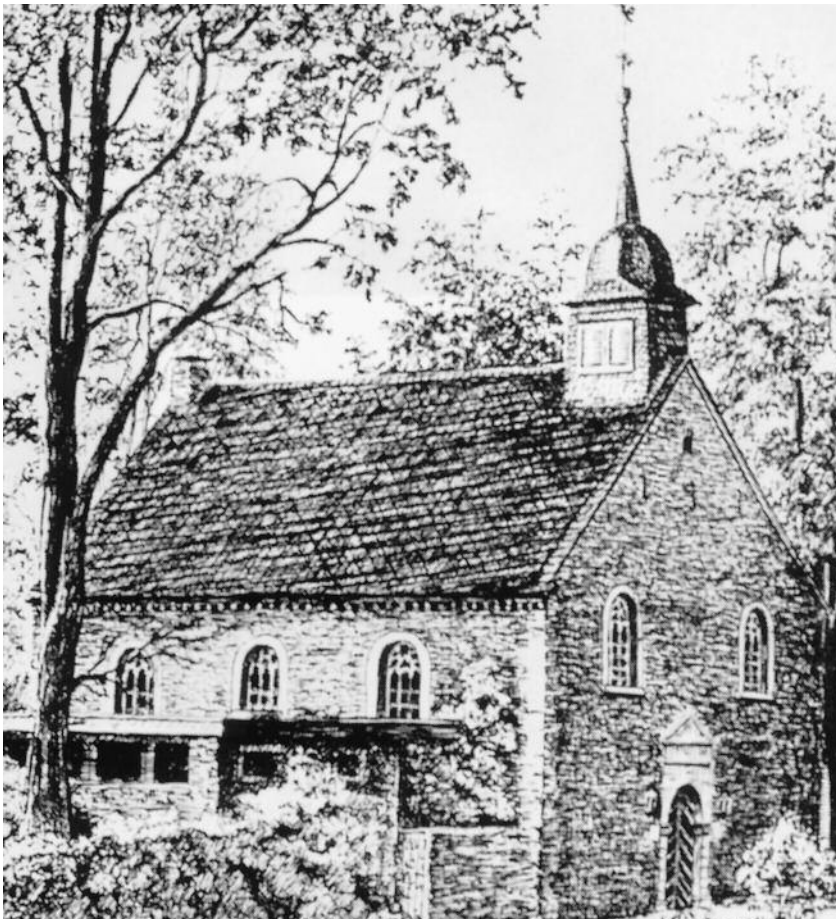
Er diente der Gemeinde 46 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1932.

Das Glöcklein von Linnep

Ein Linneper Heimatgedicht von Fritz Großkemm

Wo sie hinter ihren Rossen
Karge Heidekrume brachen,
Wo sie abendlichtumflossen
Scheu ihr Vaterunser sprachen,
Wo die Lebensbäume mahnen,
Stiller Toten ernste Wächter,
Schlafen meiner Bauernahnen
Heimgegangene Geschlechter.
Hier erst hab' ich heimgefunden,
Hier an dieser Weihestätte,
Und ich fühl' mich erdverbunden
An der Väter letztem Bette.

Eines Glöckleins Silberklingen
Weht durch klare Wintertage,
Aus der Kindheit hör ich's singen,
Kindermärchen – Kindersage.
Wenn mein Tagwerk ist zu Ende,
Wünsch ich mir als letzten Segen,
Daß mich harte Bauernhände
Weich in Bauernerde legen.
Und es müßt, wenn sie mich dorten
Mit der Heimaterde einen,
Zu des Priesters letzten Worten
Linneps Glöcklein Amen weinen.



Waldkirche Linnep



Fritz Großkemm entstammte einer alten Breitscheider Bauernfamilie. Er liegt begraben auf dem Linneper Waldfriedhof.

Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Ende des zweiten Lernausflugs

Mit der Erwähnung der Hauptlandwehr und der von ihr abzweigenden Landwehr nach Ratingen schloß Peter Vogel die Schilderung des ersten Teils seines zweiten Lernausflugs durch Hösel in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ vorläufig ab. Bevor er nun den weiteren Verlauf des zweiten Lernausflugs beschreibt, schiebt er eine geschichtliche Abhandlung über die Entstehung und Bedeutung der Landwehren in unserer Heimat ein. Seine historische Sicht der Kämpfe zwischen Römern und Germanen sowie Franken und Sachsen entspricht dabei dem Geschichtsverständnis der damaligen Zeit und nicht immer den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Vogels Abhandlung beginnt mit dem Titel:

Die Fluchtburg auf dem Velberter Höhenrücken in Hösel und Kämpfe in dem 1. Zeitabschnitt vom Jahre 1 - 400 und in dem 2. Zeitabschnitt vom Jahre 400 - 800.

Wandern wir über die alte Heer- und Handelsstraße, die das Rheinland mit Westfalen verbindet und die von Köln aus über Düsseldorf und Ratingen durch Hösel über den ersten Höhenrücken, von der Eisenbahnstation Hösel aus gesehen, führt (Kohlstraße - Kettwiger Straße oder Hohestraße¹⁾ sind noch Teile davon), an der Wirtschaft Thüs am Kamp²⁾ vorbei auf Kettwig zu, so kommen wir da, wo die Kettwiger Straße³⁾ in einem großen Bogen nach rechts ins Ruhrtal hinabführt, an einem Gehöfte mit Namen Hagen vorbei⁴⁾. In der Nähe dieses Hofes stoßen wir rechts von der Straße auf hohe Wälle mit tiefen Schluchten, die, wie man sofort erkennt, nicht durch Naturkräfte, sondern durch Menschenhand aufgeworfen sind. Was wir da vor uns sehen, ist noch ein gut erhaltener Rest einer sogenannten Landwehr. Die Landwehren waren Festungswerke, die die Franken in den Kämpfen mit den Sachsen zwischen 400 und 800 n. Chr. errichtet haben. In den



Kinder der Evangelischen Schule Hösel mit ihren Lehrern Vogel (links) und Schröer (rechts) im Jahre 1921. Im Hintergrund sieht man die alte Feuerwache, die sich links neben der Schule befand

ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wohnten jenseits der Ruhr bis zur Lippe die Brukterer, in dem unteren Ruhrtal die Chattuari-er und in unserer Heimat auf den bergischen Höhen zwischen Ruhr und Sieg die kriegerischen und gefürchteten Sugambri. Diese und andere Stämme hatten sich zum Schutz gegen die Römer vereinigt und führten gemeinsam den Namen Franken. Sie wollten dadurch das nochmalige Vordringen der Römer über den Rhein in deutsches Land hinein, wie es um Christi Geburt der Fall gewesen war, verhindern. Unter Varus waren die Römer sogar vorgedrungen bis zur Weser. Hier hatten sie ein befestigtes Lager aufgeschlagen und zwangen den freien Germanen römische Gesetze auf. Unter Hermann, dem Cherusker, vereinigten sich verschiedene Stämme, lockten Varus unter Angabe falscher Aufstandsnachrichten an der Ems aus dem befestigten Lager und bildeten die Nachhut der römischen Legionen, angeblich um ihnen helfen zu wollen. Im Teutoburger Walde überfiel die Nachhut die römischen Legionen und vernichtete sie in einer dreitägigen Schlacht am 9., 10. und 11. September im Jahr 9 nach Christi Geburt. (Hermannsdenkmal bei Detmold)⁵⁾. In

- 1) Hugo-Henkel-Straße
- 2) Der Gasthausbetrieb wurde 1960 eingestellt. Heute Privathaus Hugo-Henkel-Straße 120, siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 42.
- 3) Höseler Weg, liegt auf Essen-Kettwiger Gebiet.
- 4) Das Gehöft „Hagen“ liegt am Höseler Weg, gegenüber dem kath. Friedhof von Kettwig vor der Brücke.
- 5) Nach den neuesten Erkenntnissen fand die sogenannte Varus-Schlacht im Jahre 9 n. Chr. weder im Teutoburger Wald noch in der Nähe der Weser statt, sondern bei dem Dorf Kalkriese nördlich von Osnabrück. Der Cheruskerfürst Arminius (der deutschtümelnde Name Hermann ist eine Erfindung) hatte die römischen Legionen in einen Engpaß zwischen einem steil aufragenden Kalkfelsen und einem Moor gelockt, so daß die Römer ihre übliche Kampftaktik nicht voll entfalten konnten. Arminius kannte die römische Kampfweise so genau, weil er als junger Mann im römischen Heer zum Offizier ausgebildet worden war. Er kannte auch den römischen Feldherrn Varus persönlich und hatte des öfteren mit ihm getafelt. Sicherlich wollte Arminius durch seinen Überfall nicht Germanien von den Römern befreien oder gar Deutschland retten, sondern mit Hilfe seiner Kenntnisse eine möglichst große Beute machen. (Siehe dazu das Buch „Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land, Archäologische Forschungen zur Varusschlacht“, herausgegeben von Wolfgang Schlüter im Auftrag des Landschaftsverbandes Osnabrück e. V., Rasch Verlag Bramsche, 1993)



Der Kothen „An der Middell“ um 1925.
Vor dem Haus das Ehepaar Theus

Einfall von den Sachsen benutzt werden konnte, daher auch die besonders starken Befestigungswerke in der Nähe. Ein zweites Tal beginnt ebenfalls am Velberter Höhenrücken etwas weiter westlich im Huppenloch (Huppelloch)¹³⁾ und endet an der Eisenbahnbrücke im Vogelsangbachtal.¹⁴⁾ Auf der Höhe liegt der Wohnsitz des allen Höselern gut bekannten Anstreichers August Theus, auch Pinsels Theus genannt, „an der Middell“,¹⁵⁾ auch Mittldell nach der alten richtigen Schreibweise. Aus diesem Hause stammt die Familie Middell, die den Namen der Wohnung in der Zeit, in der sie dort wohnte, annahm. Ihr letzter Vertreter in Hösel, Wilhelm Middell, Anstreichermeister und Bauunternehmer, starb im 1. Weltkriege, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Die Wohnung „An der Middell“ liegt, wie die anfängliche Schreibweise nach den Linnepir Kirchenbüchern schon andeutet, mitten zwischen zwei Dellen oder Tälern, dem Huppelloch und dem anschließendem Quertal und dem gegenüber auf der anderen Seite des Velberter Höhenrückens beginnenden Dickelsbachtal. Der Dickelsbach bekommt sein Wasser aus zwei Sammelbecken. Das eine liegt im Hofe, der eben angegebenen Wohnung an der Burg und das andere im Baumhofe von dem unterhalb der Burg liegenden Gute Fernholz¹⁶⁾. Nach ganz kurzem Laufe vereinigen sich die Ausflüsse aus den Sammelbecken und ergießen sich als Dickelsbach durch die eben bezeichnete Delle

oder Schlucht. Der Dickelsbach ist ein direkter Nebenbach des Rheins, der bei Duisburg in denselben mündet. Die dritte Schlucht, die die Sachsen zu ihren Einfällen ins Bergische Land benutzen konnten, bildet der Sinkesbrucher Bach, der bei Isselstein, das im Gebiete der Villa Henkel liegt, entspringt. Er hat mitgeholfen den eigenartig gesunkenen Bruch oder Sinkesbruch zu bilden, wie vorher schon einmal erwähnt, durchbricht dann in einer tiefen Schlucht, durch die der hohle Weg führt, der jetzt aber für den Wanderer geschlossen bleibt, den Velberter Höhenrücken und wird am unteren Ausgang des Tunnels von der Eisenbahn Hösel - Kettwig überquert¹⁷⁾. In dieses 3. Quertal führt noch ein anderes Nebental hinein, das am Fuße des Hauses am Tannenbaum, nämlich im Loch¹⁸⁾, beginnt. Zwischen den beiden Tälern führt der steil ansteigende Weg auf die Höhe des Velberter Landrückens. Zwischen dem Huppelloch und dem Sinkesbrucher Tal erhebt sich der Kronenberg¹⁹⁾, der einen prächtigen Ausblick nach Kettwig, Heiligenhaus, Velbert und in den sogenannten Kettwiger Busch bietet. Er hat gewiß innerhalb der Fluchtburg auch als hohe Warte gedient.

Versetzen wir uns nun einmal auf die neu angelegte Anfahrtsstraße von Kettwig vor der Brücke zum Schloße Flick²⁰⁾, dann sieht man, wie die drei Schluchten vorteilhaft zum Einfall in das Bergische Land benutzt werden konnten. Nun bestanden zwischen dem Franken-

ring bei Essen-Werden und demselben auf dem Velberter Landrücken in Hösel noch Verbindungsburgen, z.B. die Wildenburg auf den Kettwiger Höhen, die Talburg, jetzt ein beliebter Ausflugsort im Vogelsangbachtal, die Berthenburg u.a.. Diese Betrachtungen zeigen uns, auf welchem geschichtlichen Boden unsere Heimatgemeinde liegt und welche schwere Kämpfe unsere tapferen Vorfahren hier ausgefochten haben, zuerst gegen die Römer vom Jahre 1 - 400, denn, „als die Römer frech geworden, zogen sie in Deutschlands Norden“, und als 9 n.Chr. die römischen Legionen im Teutoburger Wald unter Varus vernichtet wurden, zitterte Rom, und der Kaiser Augustus lief mit dem Kopfe gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder“, und danach die noch gefährlicheren Kämpfe mit den Sachsen, wodurch die Franken, unsere Vorfahren, gezwungen wurden, die eben kurz beschriebenen, gewaltigen und weit verzweigten Erdbefestigungen anzulegen. Diesen fortwährenden Kämpfen zwischen Franken und Sachsen machte Kaiser Karl der Große, der 768 - 814 über das Frankenreich herrschte und die deutschen Stämme zu einem mächtigen Reiche vereinigte, ein Ende. Bei dieser Vereinigung widersetzten sich die Sachsen 32 Jahre lang von 772 - 804, ehe sie sich mit ihrem tapferen Anführer Widukind oder Wittekind dem Kaiser Karl unterwarfen.

13) Das Huppelloch befindet sich in Hösel am Ende des Stieglitzweges in einer tiefen Senke. Das Gebäude trägt die Hausnummer 42.

14) Gemeint ist hier der Viadukt der 1960 stillgelegten Eisenbahnstrecke von Kettwig über Heiligenhaus nach Velbert.

15) Der frühere Kothen Middell lag am Stieglitzweg Nr. 36/38 und wurde 1985 abgerissen.

16) Der Fernholzhof liegt an der Heiligenhauser Straße Nr. 23.

17) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 88, Anmerkung 21 und 22 und Seite 90, Anmerkung 41.

18) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 89, Anmerkung 33.

19) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 88, Anmerkung 24.

20) Heute Charlottenhofstraße. Sie wurde von dem Industriellen Flick 1929 als Zufahrt zu seinem Schloß Charlottenhof gebaut. Von hier hat man einen herrlichen Blick auf die südlichen Ruhrhöhen und ins Ruhrtal.



Der sogenannte „Alte Pannschoppen“, der Wetzelsbuschkothen, im Jahre 1928



Die Villa der Familie vom Hagen um 1960. Vor dem Haus das Hausmeisterehepaar Beckmann, das im Souterrain wohnte

Wir setzen unseren 2. Lernausflug fort und sehen mal zu, was alles zum Pannschoppen gehört. Auf dem Höseler Hausweg gehen wir bis zu seinem Anfang an der Sinkesbruchstraße, dann auf dieser Straße links bis zur Pannschoppenstraße. Hier schieben wir einen Weitergang auf der Sinkesbruchstraße ein, um die wenigen Häuser an ihr kennenzulernen. Zuerst kommen wir von hier aus links an den alten Pannschoppen²¹⁾, der von Wilhelm Stichmann sen. bewohnt wird, er trägt die Hausnummer 61. Wo beginnt diese Straße? Nr. 63 trägt ein schönes Landhaus aus neuer Zeit, das mit einem schönen Ziergarten umgeben ist. Dazu gehört auch noch der dahinter liegende Buchenwald. Dieses Landhaus wird jetzt von der Familie vom Hagen bewohnt²²⁾. Dann



Der „Bergerbaum“ im Jahre 1938. Im Garten Anneliese Huth, geb. Hornscheidt

folgt Nr. 65, der alte Bergerbaum²³⁾, der lange von der Familie Laupenmühlen bewohnt wurde. Jetzt füllt die zahlreiche Familie Hornscheidt und Husemann das Haus. Weiter kommen wir auf der linken Seite an einen stattlichen Neubau, der dem Schreinermeister Paul Rückels gehört²⁴⁾. Auf dem 1. Stockwerk wohnt das Ehepaar Waldecker, die Frau eine geborene Martha Strommenger. In Düsseldorf sind beide ausgebombt. Im 5. und letzten Hause, das den Namen Sonnenschein führt²⁵⁾, wohnt die Familie Wilhelm Hochstein; Wilhelm Hochstein fährt mit einem Pferdewagen das Mettmanner Brot aus der Bäckerei Kircher in Hösel herum.

21) Der sogenannte „Alte Pannschoppen“ war in Wirklichkeit der „Wetzelsbuschkoth“, der auf Juschrieners Plan von 1834 verzeichnet ist. Das alte Fachwerkhaus gehörte damals der Familie vom Hagen und wurde im Zuge der Neubebauung um 1970 abgerissen.

22) Das frühere Landhaus von Albert vom Hagen ist 1904 erbaut und um 1970 abgerissen worden. Es wurde an der Stelle errichtet, wo der Stollbuschkoth gestanden hat, der dem Neubau weichen mußte. Heute befindet sich hier die Stichstraße Wachtelweg. Die Familie vom Hagen verfügte über einen großen Landbesitz, der sich zwischen den heutigen Straßen Sinkesbruch und Finkenweg, Am Pannschoppen und Stieglitzweg befand. Nach dem Tod des Albert vom Hagen 1968 verkauften die Erben den gesamten Besitz an eine Baugesellschaft, die hier Ein- und Mehrfamilienhäuser, teilweise im Bungalowstil, errichten ließ. Das Gelände auf der rechten Seite der Straße Sinkesbruch, auf dem heute der städtische Friedhof ist, war damals auch im Besitz der Familie vom Hagen.

23) Der frühere Kothen Bergerbaum stand an der Einmündung des heutigen Stieglitzweges in die Straße Sinkesbruch und gehörte auch zum Besitz der Familie vom Hagen. Um 1970 wurde das Anwesen für die neue Wohnbebauung abgerissen.

24) Das Haus der Familie Rückels war der zweite Neubau an der Straße Sinkesbruch, der noch kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fertiggestellt wurde. Das Baugrundstück wurde von der Familie Hochstein erworben. Heute Sinkesbruch Nr. 67.

25) Der Landbesitz, der zu dem alten Kothen Sonnenschein gehörte, wurde von den heutigen Straßen Stieglitzweg – Finkenweg und Sinkesbruch begrenzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg verkaufte die Familie Hochstein nach und nach fast den gesamten Grundbesitz für Bauzwecke. Auch der frühere Koth mit allen Nebengebäuden wurde 1966 abgerissen. Hier haben die Geschwister Hochstein zwei schöne Eigenheime errichtet, Sinkesbruch Nr. 71 und 73.



Der Kothen „Sonnenschein“ um 1930



Die Gastwirtschaft „Am Pannschoppen“ um 1930



Das Haus „An der Strüek“ im Jahre 1911.
Im Vordergrund die Familie Hornscheidt, die Großeltern des Bearbeiters.
Rechts zwei Gesellen aus der Schlosserei

Wir gehen zurück nach dem Weg zum Pannschoppen²⁶⁾. An diesem Weg liegt der frühere Pannschoppen, der jetzt von dem Besitzer Johann Gormann zum Gastlokal umgewandelt wurde. Sein Vater gleichen Namens betrieb noch eine schwunghafte Töpferei. Den Ton grub er aus den naheliegenden Tongruben. Die Blumentöpfe fuhr der Fuhrunternehmer Wilms vom Gansenshaus zu den Kunden Gormanns, zu den Gärtnern in den umliegenden Städten²⁷⁾. Dann gabelt sich der Weg. An dem Wege rechts abwärts liegt die Middell Nr. 18²⁸⁾. Sie ist Eigentum des Anstreichers August Theus (Pinsels-August). Weiter abwärts im Huppelloch Nr. 20²⁹⁾ wohnt die Familie Fernholz. Der Sohn aus erster Ehe Emil Rothhof ist gefallen. Das letzte Haus an dem kurzen Weg heißt „An der Blume“ Nr. 22³⁰⁾. Familie Fendel bewohnt es. Die Frau ist eine geborene Riegels.

An dem 2. Weg, der vom Hauptweg nach Kettwig hin abführt³¹⁾, liegt zu Anfang rechts und links die Geflügelzucht Nr. 24³²⁾. Weiter abwärts folgt Nr. 26 „die Villa zur Rose“³³⁾ und Nr. 28 die Gärtnerei von Abrath.³⁴⁾ Wir wandern zurück und benutzen einen schmalen Fußweg³⁵⁾, der unterhalb der Middell am Huppelloch vorbeiführt in das Gebiet vom Rennbaum. Das erste Haus, das wir von rückwärts

26) Bis 1980 führte der jüngste Sohn Otto Gormann die elterliche Gaststätte weiter. Nach fünf Jahren Verpachtung wurde das Anwesen verkauft. Das Haus wurde umgebaut und beherbergt heute wieder einen Restaurationsbetrieb.

27) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 87, Anmerkung 11.

28) Siehe Anmerkung 14.

29) Siehe Anmerkung 12.

30) Heute Stieglitzweg 52.

31) Heute Vogelsangweg.

32) Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte hier die Familie Guretzki-Kornitz eine Geflügelfarm, die heute nicht mehr besteht. Alle Ställe sind schon vor vielen Jahren abgerissen worden, und die Natur hat das Gelände zurückgewonnen. Das Wohnhaus steht noch am Finkenweg Nr. 24.

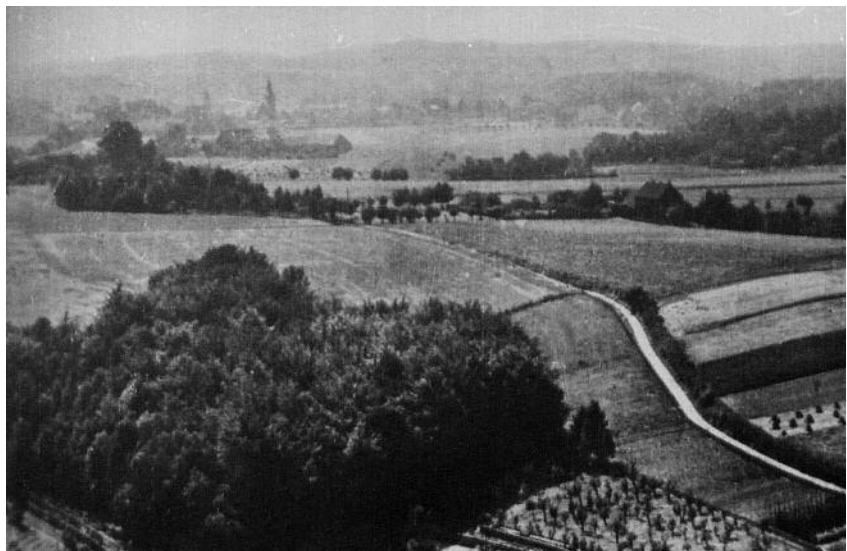
33) Die frühere „Villa zur Rose“ steht am Vogelsangweg Nr. 26.

34) Die Gärtnerei der Familie Abrath wurde bis 1945 betrieben. Danach wurde das Gewächshaus abgerissen und das Wohnhaus umgebaut. Heute Vogelsangweg Nr. 42.

35) Der damalige Fußweg ist nicht mehr begehbar.

kommend, erreichen, heißt am Nußbaum oder Rennbaum Nr. 35³⁶⁾. Der Eigentümer ist der frühere Milchhändler Schellscheid. In Nr. 35 wohnt auch die Familie Fiedler. Die Frau ist eine geborene Ida Thüs. Auf der Höhe gelangen wir endlich an das Häuschen, was den Namen „an der Strük“ trägt Nr. 31³⁷⁾. Es wird von der Familie Paßlack und der Frau Seitz bewohnt. Woher hat es den Namen „an der Strük“? Wir schreiten weiter über die Höhe, jetzt im Juli noch durch wogende Kornfelder. Auf der freien Höhe machen wir Halt. Eine herrliche Fernsicht bietet sich dem Auge dar. Zeige das Quertal bis zum Huppelloch, Kettwig, den Kettwiger Busch, das Vogelsangbachtal, Heiligenhaus, Velbert u.a.! Dann kommen wir zur Dörnenburg, Rennbaum Nr. 12³⁸⁾. Die Familien Wilhelm Dellmann und Kürten wohnen hier. Die Frau Dellmann ist eine geborene Ida Fudikar und ihre Tochter ist die Frau des Kürten. Woher stammt der Name Dörnenburg³⁹⁾? Nun kommen wir zum eigentlichen Rennbaum, wovon der Weg und das ganze Gebiet am Rennbaum seinen Namen trägt. Warum trägt das Haus die Nummer 2⁴⁰⁾? Wo würde Nr. 1 stehen? Wie erklärst du den Namen Rennbaum⁴¹⁾? Wer wohnt hier? Die Familie Karl Rettmann und Familie Daux.

Wir stehen auf dem letzten Weg bei der Umwanderung des nördlichen Teiles von Hösel, das ist die Heiligenhauser Straße bis zur Einmündung der Eggerscheidter



Die Luftaufnahme von 1938 zeigt den Verlauf des Brockhorstweges durch damals noch unbebautes Gelände. Rechts erkennt man das Gebäude des heutigen Hotel garni „Nußbaum“, in der Baumgruppe im Hintergrund befindet sich der Fernholzhof, und in der Ferne erkennt man den Turm der evangelischen Kirche

Straße oder bis zum Transformator⁴²⁾. Das erste Haus trägt den Namen „an der Burg“ Nr. 47⁴³⁾. Das Haus „an der Burg“ umfaßt in seiner Gesamtfläche nur 9 ha und seine Nutzfläche beträgt nur 8 ha. Der verstorbene Fabrikant Kocks aus Mülheim-Broich, der dort eine Kabelfabrik besaß, hat dieses kleine Gut vor einigen Jahren von dem letzten Besitzer Gustav Nottberg käuflich erworben und in dem Baumhofe ein schönes Sommerhaus erbaut. Als Pächter bearbeitet Oswald Eigen dieses kleine Gut. Nebenher betreibt er noch einen Kohlenhandel⁴⁴⁾. Das kleine Gut gehört zu den ersten Wohnstätten der evangelischen Gemeinde Linnepe. Das erste

36) Der alte Kothen „Nußbaum“ wurde 1963 zu einem Hotel Garni umgebaut. Lange Jahre wurde das Haus von der Familie des früheren Bürgermeisters von Hösel, Hermann Schellscheidt, geführt. Heute verpachtet. Es liegt am Pirolweg Nr.1.

37) Das Haus an der „Strük“ war von 1911 bis 1927 im Besitz meines Großvaters Wilhelm Hornscheidt. Im Anbau des Hauses hatte mein Opa eine kleine Schlosserei eingerichtet, wo er mit zwei Gesellen Schlösser für die Heiligenhauser Schloßindustrie zusammenbaute. 1927 verkaufte er das 2.500 qm große Gelände an die Familie Seitz. Nach dem Tode der Frau Seitz erbt die Familie Paßlack das schöne Anwesen und verkaufte es wieder. Der neue Besitzer ließ die Strük abreißen und errichtete hier einen Neubau. Heute Amselweg Nr. 2.

38) Heute Rennbaum Nr. 12.

39) Dörnenburg bedeutet: Ein von Hecken und Dornbüschen umgebenes, befestigtes Gehöft an der Landwehr.

40) Bei jedem Straßenbeginn in Blickrichtung stehen auf der rechten Seite die Häuser mit den geraden und links die mit ungeraden Hausnummern.

41) Rennbaum bedeutet: Befestigter Durchlaß durch die Landwehr, der mit Rennbäumen und Schlagbäumen gesichert war.

42) Da, wo sich heute der Kreisverkehr und das neue Einkaufszentrum befinden, stand bis 1989 die Spiegelglasfabrik Wagener. Auf dem früheren Fabrikgelände, direkt an der Einmündung in die Bahnhofstraße, stand damals dieser Transformator.

43) Die Bezeichnung „Burg“ deutet auf eine burgähnliche Befestigungsanlage hin, die hier einmal an der Landwehr gestanden haben soll.

44) Der frühere Bauernhof wird heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Auf einem Teil des Geländes, das an der Straße Sinkesbruch liegt, werden in Kürze 13 Wohnhäuser errichtet.



Der Kothen „Am Rennbaum“ im Jahre 1958.
Aufnahme: Rudi Vogel



Der Fernholzhof im Jahre 1980.
Aufnahme: Theo Volmert

Ehepaar, dessen Copulation aber nicht in Linnep eingetragen ist, und das an der Burg wohnte, war Lur und Fey an der Burg. Ihr erstes Kind wurde am 15.10.1693 in Linnep getauft und erhielt den Namen Jan, und ihr letztes von 10 Kindern, Johannes, am 8.11.1719. Von 1720 an haben wohl nur Pächter, die oft ihren Wohnsitz wechselten, an der Burg gewohnt; denn nach dieser Zeit treten nur Personen in den kirchlichen Registern auf, die den Namen von der Burg führen, nicht mehr an der Burg. Dazu gehören z.B. auch die Vorfahren der beiden Familien Burg in Ratingen. Als sie noch in Kettwig vor der Brücke wohnten, nannten sie sich „von der Burg“; danach legten sie „von der“ ab und führen nun den Namen „Burg“.

Zu den vielen Pächtern, die nur kurze Zeit an der Burg wohnten, gehört auch das oft genannte Ehepaar Peter Kückels und Helena Margaretha Niepenberg. Sie wohnten zuerst am Großsteinkoth⁴⁵⁾, zogen dann 1829 zur Burg, wo ihnen 1831 der erste Sohn geboren wurde. Aber schon 1833 finden wir sie an der Schinnenburg⁴⁶⁾. Wer das kleine Gut an der Burg wieder käuflich erwarb, war der Vater von Gustav Nottberg, Peter Wilhelm Nottberg. Er wurde am 11. Dezember 1832 in Flandersbach, Bürgermeisterei Wülfrath, geboren. Seine Eltern waren Johann Nottberg und Wilhelmine Störling. Johann Nottberg starb am 18.3.1886 in Ickten bei Kettwig, aber Wilhelmine Störling am 14.2.1873 an der Burg. Als Johann Wilhelm Nottberg die Ehe mit Ka-

rolina Schriever aus Homberg einging, muß er schon an der Burg gewohnt haben; denn in der Heiratsurkunde heiße es: Peter Wilhelm Nottberg, evangelisch, 46 Jahre alt, Ackerer an der Burg in Hösel, Sohn von Johann Nottberg und Wilhelmina Störling und Carolina Schriever, evangelisch, 35 Jahre alt, aus Homberg, Tochter von Johann Schriever und Wilhelmina Rehfuß aus Homberg wurden am 28.4.1879 nach Homberg zur Copulation dimittiert. Ihr einziger Sohn Johann Gustav Nottberg, geboren 3. 3.1880 an der Burg, heiratete 1921, starb aber schon nach zehnjähriger Ehe 1931.

Weiter abwärts liegt etwas von der Landstraße entfernt das Gut Fernholz⁴⁷⁾. Seine Gesamtfläche beträgt 22 ha, die Nutzfläche dagegen nur 19 ha. Über die Besitzer und ihre Vorfahren haben wir schon in Verbindung mit Altenhof das Nötige gehört. Über die Bedeutung des Namens soll hier noch etwas gesagt werden. Mußte vielleicht zur Beschaffung des Winterbedarfs an Brennholz eine Fernfahrt angestellt werden? Nein, denn der Wald, der das Holz liefert, liegt kurz bei dem Hofe. Das Wort Fernholz hat einen tieferen Sinn. Dieser ist zu suchen im altgermanischen Worte fara. Es hat die Bedeutung des fränkischen Wortes Honschaft. Das Volk hat für das verlorengegangene Wort Anlehnungen an ihm bekannte Dinge gesucht, ohne etwas Rechtes finden zu können. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einem alten Gerichtsnamen zu tun, der in

dem Fernholz steckt. Die Namen der vielen mit „Burg“ endenden Höfe in seiner Nähe, die als Zeugen für die dort verlaufende fränkische Grenzwehr oder Landwehr anzusprechen sind, können diese Auffassung nur unterstützen.

Zuletzt an die Wohnstätten Nr. 3 und 1⁴⁸⁾, womit die Heiligenhauser Straße beginnt. In Nr. 3 wohnt der Gemüsezüchter und Händler Buff und das Ehepaar Ricke.

Nr. 1 bewohnt Karl Albedyl, Fabrikarbeiter in der Metallwarenfabrik der Gebrüder Nofen, jetzt Tasch⁴⁹⁾, mit seiner Frau. Ihr einziger Sohn, Karl, ist Fabrikarbeiter bei Mannesmann, kämpft aber jetzt an der Front. Der 2. Bewohner und frühere Besitzer dieser Wohnstätte ist der Anstreichermeister Karl Otterbeck. Er ist verheiratet mit Helena Margaretha Hoff aus Camperbruch, Amt Lintfort. Ihr einziger Sohn Ernst, geboren am 24. 8. 1920 in Hösel, erlitt den Heldentod am 6. 6. 1944 in Cherbourg – Frankreich. Damit stirbt die Otterbeckslinie in Hösel aus.

An der Kreuzung Bahnhofstraße / Heiligenhauser Straße / Eggerscheidter Straße, an der Stelle also, an der sich heute der neue Kreisverkehr befindet (Ortsmittelpunkt), beendet Lehrer Vogel seinen zweiten Lernausflug. In der nächsten Ausgabe der „Quecke“ wird dann mit der Schilderung des dritten Lernausflugs begonnen.

Anmerkungen von Helmut Kuwertz

45) Der alte Großsteinkoth befindet sich an der heutigen Straße Im Angertal Nr. 1.

46) Siehe Anmerkung 9.

47) Der Fernholzhof wurde bis zum Jahr 1962 landwirtschaftlich genutzt. Die dazu gehörenden Äcker sind heute verpachtet und werden noch bearbeitet. Auf einem Teil des Geländes neben der Straße Am Altenhof sollen noch Wohngebäude entstehen. Oberhalb der Tennisanlage an der Straße Am Adels hat die Stadt Ratingen ein Grundstück für die Friedhofserweiterung von der Familie Fänger angekauft.

48) Die Häuser an der Heiligenhauser Straße Nr. 1 und 3 waren zuletzt im Besitz der Spiegelglasfabrik Wagener und wurden im Zuge der Neubebauung 1989 abgerissen. Siehe auch Anmerkung 41.

49) Die Metallwarenfabrik der Gebr. Nofen stand in Hösel an der Kieselei und wurde 1970 abgerissen. Siehe auch Quecke Nr. 64, Seite 43, Anmerkung 13.

Deckers Spitz und unser gemeinsames Geheimnis

En Hüsel, am Stenfeld, hüt de Bellscheider Weg, wuhnden en nem kleene Fachwerkhüske die Deckers. Dat wor en old Ehepaar ohne Kenger. Et levte bei denne enn oll Schwester vom Decker, für us Kenger wor dat et Frollein Berta. Dat Hus stung wat vam Weech aff, füre am Weech wor en Schür.

De Deckers hadden ne jrote Jade. Se verkoopte darut Blome on Gemüs. Un dann hadde se sowat wie hüt ne Kiosk. Se verkoopte Zigarre, Zigarette, Schokolad un Klömkes ut demm Hus. An demm Jade wor de Zung van demm Genesungsheem. Die Lütt, die do en Kur maate, koopten bei Deckers ihre Krom.

Deckers hadde Hönner, Hippe un ne Spitz. De Spitz wor ne fiese Möpp. Wenn mir Kenger morgens in de Scholl jinge, liep de Spitz henger us her un kniep us van henge en de Been. Ech had met eenem Schlag damet nix mie to donn. Un dat kom su: Jede Sondag moßt ech für minne Vatter bei Deckers Zigarette, 6 Eckstein, hole. Eenmol jov mech de Frau Decker e Brötche, dat wor met Hippemelk gebacke un met Hippebotter bestrieke. Ech maut äwer keen Hippemelk. Ech käude an dem Brötche römm un jing dann wech. De Spitz liep met. Henger de Schür jov ech em dat Hippebrötche. Demm Spitz

had dat jot jeschmeckt, he leckte sech de Schnut. So jing dat weekelang, Sondag för Sondag. De Spitz liep net mer henger mech her, on ech wod net mie van emm jekniepe. Nee, he kom op mech tu un wedelte met demm Stetzke.

Dat fiel och de Frau Decker op. Se saite för mech: „Edi, du moßt jot för Diere sinn, use Spitz mach dech jut liede“!

Und das war das Geheimnis zwischen Deckers Spitz und mir: „E Hippemelkbrötche met Hippebotter“.

Edi Tinschus



Natürlich sind Sie immer für Ihre Familie da. Und möchten vor allem den Kleinen den bestmöglichen Schutz bieten. Da ist das Wichtigste eine Krankenversicherung, auf die Sie sich in jedem Fall verlassen können. Deshalb sind Sie in der AOK bestens aufgehoben. Die ist immer in Ihrer Nähe, garantiert Ihnen persönliche Betreuung und bietet der ganzen Familie einen Service, den Sie sonst erst einmal finden müssen.

**Unvorhergesehenes ereignet sich
in den besten Familien. Die AOK
läßt Sie nicht im Regen stehen.**

**AOK Rheinland
Die Gesundheitskasse**
Regionaldirektion Kreis Mettmann
Die sind immer für mich da.

AOK
Die Gesundheitskasse

Höseler Gaststätten und Lokale vor und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg

Das Dorf Hösel besaß im Gegensatz zu den Nachbarorten auffällig viele Gaststätten und Wirtschaften. Die meisten hatten einen Bier- oder Kaffeegarten, viele einen Tanzsaal und einige eine Kegelbahn. Der Grund für dieses Überangebot war wohl darin zu suchen, daß Hösel eine schöne Umgebung hatte und mit der Eisenbahn leicht von Düsseldorf oder Essen zu erreichen war. An schönen Sommertagen strömten vor dem Krieg die Menschen aus den Großstädten des Ruhrgebietes und aus Düsseldorf in großen Scharen nach Hösel. Hier wanderte man durch die Wälder und setzte sich zwischendurch gerne in einen Biergarten oder in ein Lokal. Und davon gab es in Hösel jede Menge.

Kam man mit dem Zug am Bahnhof Hösel an, ging es gleich los: Schon im **Bahnhof** befand sich die erste Gaststätte, gegenüber waren das **Lokal Rademacher („Waldeslust“)** mit einem kleinen Biergarten und einige Schritte nach links, Richtung Bahnhofstraße auf der Ecke, die **Gaststätte „Zum Jägerhof“** mit Garten und Tanzsaal. Sie wurde zuletzt von dem Autobusunternehmer Daniel Reucher bewirtschaftet.

Die Bahnhofsgaststätte steht schon seit langem leer, und die beiden anderen Lokale sind abgerissen. Folgte man der Bahnhofstraße in Richtung Ortsmitte, befand sich auf der rechten Seite das **Café von Theo (Döres) Scholten**. Hier ist auch heute noch ein Café. Nach der Währungsreform, in den 50er Jahren, entstand wenige Schritte weiter der **„Georgenhof“**, ein Gartenlokal. An dieser Stelle war früher ein privater Kindergarten und davor das Gut Eickelscheid, es gehörte dem Landwirt und Fuhrmann Kohnen. Auch der „Georgenhof“ existiert nicht mehr. Nur einige Meter die Bahnhofstraße aufwärts befand sich der **„Höseler Hof“**. Auch dieses Haus ist nicht mehr vorhanden. Noch keine 200 Meter weiter war dann die **„Dickelsmühle“**, jetzt ein Wohnhaus. Auf der Höhe der Bahnhofstraße als nächstes das **Lokal von der Bey** mit einem kleinen Tanzsaal. Dieses Lokal besteht noch. An der Ecke Bahnhofstraße-Heiligenhauser Straße das **Lokal „Zum Stern“**. Hier war alles vorhanden, Biergarten, Tanzsaal und Kegelbahn. In diesem Saal fand am Kirmesmontag immer der Blotschenball statt. Heute sind hier eine Apotheke und einige andere Geschäfte untergebracht.

Nach rechts an der Eggerscheidter Straße befand sich dann **die „Boltenburg“**. Hier hatte man einen Biergarten, einen großen Tanzsaal und einen Schießstand. Die „Boltenburg“ wird als kleines Restaurant noch heute bewirtschaftet. Nach ca. 300 Metern, wieder auf der rechten Seite **der „Anker“**, ebenfalls mit einem Biergarten. Hier wird jetzt das alte renovierte Gebäude als Wohnhaus genutzt. Früher war hier Schluß mit den Lokalen, das nächste war dann der **„Kessel“** in Eggerscheidt. Das **Café Droste** ist erst viel später gebaut worden. Gehen wir aber ruhig auf der Eggerscheidter Straße weiter und biegen kurz vor der Autobahn nach links in die Ernst-Stinshoff-Straße ein. Das nächste Lokal war hier **die „Eule“**, eigentlich gehörte sie zu Eggerscheidt, aber Fremde zählten sie immer zu Hösel. Die „Eule“ hatte ebenfalls einen Garten und besaß sogar lange Zeit eine eigene Autobahnabfahrt. Heute ist dort ein Privatclub untergebracht. Weiter ins Angertal war dann rechts das **Lokal „Zum Steinkothen“**, benannt nach dem in der Nähe liegenden kleinen Bahnhof an der Kalkbahn, hier verkehrten noch bis nach dem Krieg einige Personenzüge pro Tag. Der Bahnhof wurde abgerissen. Das Lokal „Zum Steinkothen“ hatte einen riesigen Garten, man saß hier unter Obstbäumen. Heute wird das Gebäude als Wohnhaus genutzt. Ganz hinten im Angertal, kurz vor der Autobahnbrücke ist dann **die „Müschenu“**. Früher bewirtschaftet von der Familie Schlieper. Hier war eigentlich nur im Sommer ein Restaurant. Die Müschenu wird noch heute bewirtschaftet, allerdings in einem vollkommen anderen Stil als früher. Um wieder zur Ortsmitte zu gelangen, folgen wir ab Steinkothen dem Weg durch das Sondersbachtal und gelangen nach kurzer Zeit zur Häusergruppe „in den Höfen“, einer Ansammlung von großen Bauernhöfen. Gehen wir einige Schritte geradeaus, so kommen wir an ein Bauernhaus, vor dem eine große Kastanie steht.



So sah es im Frühling im Garten der Gaststätte „Zum Steinkothen“ aus

Hier eröffneten kurz nach der Währungsreform Pitt Rockenhäuser und Frau das Lokal „**Zur Kastanie**“. Auch dieses Lokal gibt es nicht mehr. Über den Weg zum Peddenkamp kommen wir wieder in die Ortsmitte. Wir begeben uns in die Straße Am Graben, an deren unterem Ende befand sich früher die **Gaststätte „Waldeck“**, man hatte einen Biergarten, einen Tanzsaal und eine Kegelbahn. Bewirtschaftet wurde das Lokal von einer Familie Schmuck. Auch dieses Lokal ist verschwunden. Folgen wir dem früheren Bahndamm der Kleinbahn, der Promenade, bis zur Kohlstraße und biegen dort nach links ab. Nach ca. 100 Metern erreichen wir dann auf der linken Seite die Straße Schlipperhaus. Dieser Straße folgend war im Tal an der Dickel ein ganz bekanntes Ausflugslokal, das **„Schlipperhaus“**. Dies war eines der schönsten Gartenlokale in Hösel. Der Garten war terrassenförmig an einem von der Dickel gespeisten Teich angebracht. Im Winter durften wir Kinder auf dem zugefrorenen Teich Schlittschuh laufen. Über die Kohlstraße kehren wir zur Bahnhofstraße zurück und gehen nach rechts bis zur Einmündung der Straße Am Adels, wir folgen dieser Straße bis zur Ecke Sinkesbruch und biegen in Richtung Friedhof nach rechts ab. Nach einigen Schritten erreichen wir dann auf der linken Seite die **Gaststätte „Zum Pannschoppen“**. Hier hatte man früher in dem von Teichen umgebenen Lokal einen Saal, eine Kegelbahn und einen Schießstand. Ein Restaurant befindet sich noch heute dort. Zurück zum Sinkesbruch und dann den Berg hinunter befand sich früher das **Lokal „Zum Hohlen Weg“**.



In diesem Haus war früher die Gaststätte „Zum Hohlen Weg“

Es wurde von der Familie Eickholt bewirtschaftet, später kam es in den Besitz der Familie Fengler. Auch hier hatte man einen Saal und eine Kegelbahn. In dem Saal wohnten nach dem Krieg noch lange Zeit Flüchtlinge aus Ostdeutschland. Auch dieses Gebäude dient nach Umbau und Renovierung als Wohnhaus. Wir folgen der Straße Sinkesbruch in Richtung Wald und biegen nach rechts ab. Hinter dem Wald war auf der rechten Seite das **Lokal „Thüs am Kamp“**. Zu diesem Lokal gehörte ebenfalls ein großer Biergarten. Das Restaurant ist umgebaut und heute ein Wohnhaus. Am verstecktesten lag das **Lokal der Familie Öljeklaus**. Es befand sich am Ende des Weges Am Tannenbaum, einem Seitenweg vom Sinkesbruch, kurz vor der Grenze nach Kettwig.

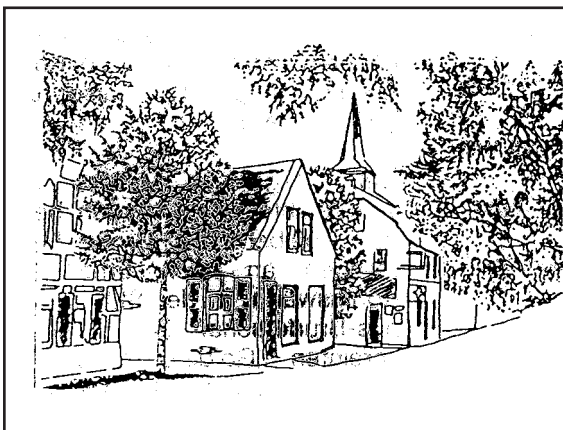
Die große Zahl der Lokale sei in folgendem Beispiel dargelegt. Hätte man am Bahnhof angefangen, in jedem Lokal, das an der Bahnhofstraße lag, ein Glas Bier zu trinken, wären das am „Stern“

neun Glas Bier gewesen, da hätten einige Leute Probleme gehabt.

Es befanden sich also zur damaligen Zeit 21 Lokale in Hösel. Wenn man die **Wirtschaft „Zur Stöck“** direkt an der Ortsgrenze Hösel-Heiligenhaus noch mitrechnet, sind es sogar 22 Lokale. Von den Bewohnern Hösels konnten diese Lokale nicht alle leben. Damals hatte Hösel knapp 1000 Einwohner. Nach der Währungsreform setzte dann in Hösel das große Kneipensterben ein. Es wurde dadurch ausgelöst, daß immer mehr Leute ein Auto besaßen und so bequem andere Ausflugsziele erreichen konnten, hinzu kam, daß Autofahrer nur wenig oder kein Bier trinken. Den Rest löste der ungeheure Bauboom in Hösel aus. Viele der Lokale lagen in neuerschlossenen Baugebieten, und bei den schon früh in Hösel gebotenen hohen Grundstückspreisen konnten viele nicht widerstehen. Heute sind in Hösel noch acht oder neun Lokale.

So ändern sich die Zeiten.

Edi Tinschus



Füsgen

Kosmetik · Parfümerie

Paßbilder und Fotokopien

Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5,

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/93395



Freizeit ist keine Erfindung der Jahrhundertwende

Eine kurze Antwort auf Joachim Schulz-Hönerlages Artikel

„Ein Prosit der Gemütlichkeit ...“ in der Quecke Nr. 66 vom November 1996

Anfang der Neunziger Jahre sprach Bundeskanzler Helmut Kohl vom „Freizeitpark Deutschland“ und spielte auf die vermeintliche deutsche Freizeitgesellschaft an. Nur ein radikaler Wandel, eine Besinnung auf die „guten deutschen Tugenden“ Fleiß und Pünktlichkeit könnten den Wirtschaftsstandort Deutschland noch retten. Es war der Beginn eines in der bundesdeutschen Geschichte beispiellosen Kürzungsprozesses sozialer Errungenschaften.

In diesen Zusammenhang paßt der Bericht Joachim Schulz-Hönerlages über die „Ratinger Gaststätten und Ausflugslokale um 1900“. Er schreibt, daß es heute (1996) „über 140 Lokale, angefangen bei der einfachen Imbißbude bis zum Feinschmeckerlokal, vom italienischen bis zum chinesischen Restaurant, von der Kneipe an der Ecke bis zum Ausflugslokal und Café“ gäbe. Weiter schreibt er: „Von solch einem reichhaltigen Angebot konnten die Menschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Ratingen nur träumen. In der damaligen Stadt (gemeint ist allein der Stadtkern) gab es um 1860 gerade einmal 26 Betriebe, ...; vierzig Jahre später, 1903, waren es 50 Betriebe.“

Also 26 Gaststätten bei rund 5.600 Einwohnern im Jahre 1860 in Ratingen-Mitte und Tiefenbroich (für Ratingen alleine gibt es keine Zahlen) und 50 Gaststätten im Jahre 1903 bei etwa 10.000 Einwohnern. Im Jahre 1860 mußten sich also – natürlich nur im Durchschnitt – 215 Einwohner eine Gaststätte teilen. 1903 waren es weit weniger. Nur rund 200 Ratinger mußten sich eine Gaststätte teilen. 1996 kamen dann demgegenüber aber mehr als 640 Ratinger auf eine Gaststätte.

So weit zu der dramatischen Zunahme der Ratinger Gaststätten, bei der es sich, relativ gesehen, wohl eher um eine drastische Abnahme handelt. Erst recht sind die Schlüsse, die Joachim Schulz-

Hönerlage aus der vermeintlichen Zunahme der Gaststätten in Ratingen zieht, sehr aus der Perspektive des „Freizeitparkes Deutschland“ gesehen. Er schreibt: „Jedoch brachte die Industrialisierung und die damit verbundene Verstädterung ein ganz neues Phänomen hervor, das mit dem Begriff ‘Freizeit’ gut zu beschreiben ist. Freizeit war die Zeit, in der nicht in der Fabrik ... gearbeitet wurde.“

Bei einer Sechs-Tage-Woche und einem zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitstag hielt sich dieses „neue Phänomen“, die Freizeit, allerdings in engen Grenzen. Vor allem dann, wenn wir im Gegensatz dazu das Arbeitsverhalten der Menschen in der vorindustriellen Zeit (vor 1800) und während der frühen Industrialisierung (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) betrachten.

Max Weber war es, der den Erfolg der protestantisch geprägten Staaten Nordwesteuropas während der Industrialisierung gegenüber den katholischen Ländern Südeuropas dem neuen Arbeitsethos des Protestantismus zuschreibt. Anders ausgedrückt: Wenn England, Nordfrankreich und Deutschland deshalb eine Vorreiterrolle während der Industrialisierung einnahmen, weil die Menschen ihre Einstellung zur Arbeit durch die Reformation verändert hatten, dann müssen sie davor ein anderes, ein eher ungewohnteres Verhältnis zur Arbeit besessen haben.

Das Arbeitsleben der Menschen war viele Jahrtausende lang vom Lauf der Jahreszeiten geprägt. Voller Arbeit waren für die ackerbautreibenden Menschen vor allem der Frühling und der Herbst, also die Zeit der Saat und der Ernte. Nicht umsonst ist der Mai in bäuerlichen Gesellschaften einer der beliebtesten Monate für eine Heirat. Die arbeitsintensive Saat ist beendet. Es bleibt Zeit für große Feiern. Im Winter gibt es in der Landwirtschaft ebenfalls relativ

wenig Arbeit. Außerdem sind die Arbeitstage kurz, da nur bei Tageslicht gearbeitet werden konnte. Auch bleibt jetzt viel Zeit für geselliges Beisammensein.

Und noch etwas kommt hinzu: Die allermeisten Bauern produzierten nur für den Eigenbedarf, nicht für den Verkauf. War der Eigenbedarf gedeckt, konnten sie sich den schönen Seiten des Lebens zuwenden. Sie lebten, so könnte man sagen, von der Hand in den Mund. Was sich allerdings bei der kleinsten Dürre oder einem Hagel-schlag zur falschen Zeit bitter rächen konnte.

Ein – zeitlich – geregelter Arbeitstag wurde auch erst mit der Erfindung der Uhr im Spätmittelalter möglich. Bis dahin begann der Arbeitstag mit Sonnenaufgang und endete mit Sonnenuntergang. Die Länge eines Arbeitstages schwankte im Laufe eines Jahres mithin erheblich. Die Uhr als Meßinstrument für die Länge des Arbeitstages setzt sich aber tatsächlich erst mit der Industrialisierung durch. Noch deutlicher wird diese Einstellung bei den Tagelöhnern, die nur dann arbeiten gingen, wenn sie Geld für ihren Lebensunterhalt benötigten. Eine geregelte Arbeitszeit, so wie wir sie heute kennen, war unseren Vorfahren im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit einfach fremd.

Die Einstellung aber, daß zuerst die Arbeit kommt und dann das Vergnügen, änderte sich auch nach der Reformation in den deutschen Staaten nur äußerst behutsam. Ein deutliches Zeichen dafür sind die zahlreichen Feiertage und die vielen Beschwerden der Pfarrer über die öffentlichen Tanzveranstaltungen an Sonn- und Feiertagen selbst noch im 19. Jahrhundert. Sie hielten nämlich einen großen Teil der Menschen vom Kirchenbesuch ab. Natürlich wurde an einem Heiligentag aber auch nicht gearbeitet, sondern getanzt und gefeiert. Kein Wunder also, daß für die entstehende Industrie

die zahlreichen Fest- und Feiertage ein Ärgernis waren. Nicht nur, daß die Maschinen an diesen Tagen stillstanden, vielmehr erschienen die Arbeiter nach so mancher Tanzveranstaltung, die sich bis in die Nacht hineinzog, dann am nächsten Tag auch nicht in der Fabrik.

Im 18. und 19. Jahrhundert war diese Art „ausufernder Freizeit“ in den Augen der Obrigkeit, vertreten durch Landesherrn und Kirche, einfach nicht mehr tragbar. Sollte ein Land nicht den Anschluß an die aufstrebenden „Industrienationen“ verlieren, mußte die Arbeit

produktiver werden, mußte die Freizeit beschnitten werden. Damals begannen die Landesfürsten, Heiligtage auf den darauffolgenden Sonntag zu verlegen. Max Friedrich, der vorletzte Kurfürst von Köln, brachte es 1770 auf immerhin achtzehn Heiligtage und damit auf achtzehn freie Tage, die er kurzerhand abschaffte.

Vergleichen wir den arbeitsfreien Sonntag im ausgehenden 19. Jahrhundert und die zwei oder drei „freien“ Stunden, die bei einem vierzehnstündigen Arbeitstag übrigbleiben – schließlich mußten die Menschen noch schlafen – mit

der Einstellung unserer Vorfahren in der Frühen Neuzeit zur Arbeit, dann muß das „neue Phänomen Freizeit“, das Joachim Schulz-Hönerlage im Ratingen der Jahrhundertwende zu erkennen glaubt, ein recht kümmerliches Dasein geführt haben.

Es zeigt sich also wieder einmal, daß Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung immer von der Zeit, in der sie entstehen, geprägt sind. Eine objektive Geschichtsschreibung kann es nicht geben.

Dr. Andreas Preuß

Die erste und älteste Bäckerei im ganzen Kreis




Bäckerei Steingen
seit 1833



Tradition verpflichtet

Lintorf · Speestraße 24 u. Ulenbroich 5 · Tel. 02102-31290

Hösel und seine Künstler oder: Ein Schatz auf dem Dachboden

Der bedeutendste Höseler Künstler neben dem Dichter Wolf von Niebelschütz ist wohl der Maler **Gregor von Bochmann**, der, aus einem baltischen Adelsgeschlecht stammend, 1850 in Estland geboren, ab 1868 die Düsseldorfer Akademie besuchte und dort 1893 Professor wurde. Er malte vor allen Dingen Landschaften aus seiner Heimat, die heute sehr gesucht und teuer sind, aber auch Bilder aus Holland, Belgien und der Düsseldorfer Umgebung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß darunter auch Ansichten aus Hösel sind, da er sich dort 1908 Am Fernholz ein Haus baute und dort 1930 starb.

Gregor von Bochmann war schon zu Lebzeiten ein bekannter Maler, der in allen großen Museen vertreten war und besonders in den USA seine Sammler hatte.

Das Künstler-Lexikon Thieme-Becker bescheinigt ihm „einen gegen den Geist der Zeit stehenden, altmeisterlichen, sehr feinen Malstil, den er sehr gekonnt beherrschte“.

Der Professor, wie er in Hösel genannt wurde, war eine sehr geachtete und bekannte Persönlichkeit. Sein gleichnamiger Sohn, 1878 in Düsseldorf geboren und



Professor von Bochmanns Haus in Hösel, Fernholz Nr. 5.
Hier wohnte der Künstler bis zu seinem Tode im Jahre 1930.
Über der Tür befand sich das Wappen der aus Estland stammenden Familie.
Das Haus wurde in den 90er Jahren abgerissen

1914 gefallen, trat als Bildhauer und Plastiker hervor und hat in Düsseldorf einige Brunnen und Plastiken geschaffen. Er war ein vielversprechender Künstler, der schon 1904 in Wien eine Goldmedaille für sein Werk erhielt. Außerdem stammt auch der Entwurf für das Grabmal der Familie von Bochmann von ihm, das im strengen Historismus-Stil, efeuumrankt

und fast zugewachsen, heute auf dem Linneper Friedhof, dem alten evangelischen Friedhof der Gemeinde Hösel, steht und eine vergessene Erinnerung an den großen Maler und seinen Sohn ist.

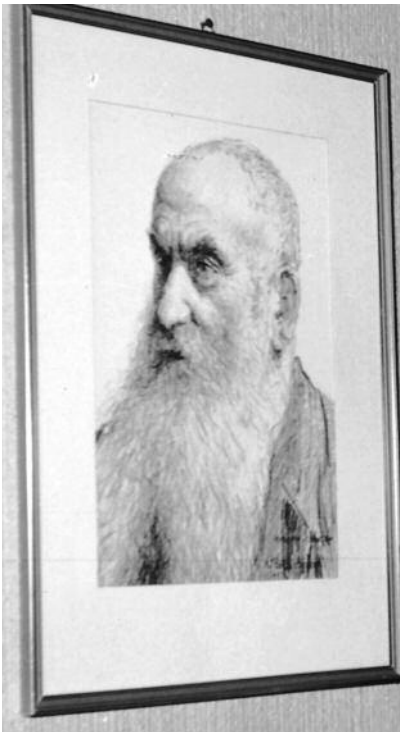
Professor von Bochmanns Haus und sein Park mit den Resten der niederbergischen Landwehrwälle wurde in den neunziger Jahren abgerissen, aufgelöst und neu bebaut.



Gregor von Bochmann, „Pferdefuhrwerk mit Bauernvolk“, Öl auf Leinwand, signiert und datiert 1873. Das Bild hängt im Speisezimmer des Schlosses Landsberg und wurde vom Industriellen August Thyssen erworben. Es ist vermutlich das einzige Bild von Bochmanns, das sich in Ratingen befindet

Als weiterer Vertreter der Düsseldorfer Malerschule hat **Helmut Liesegang**, 1858 in Duisburg geboren und 1945 in Dresden gestorben, einige Jahre in Hösel auf der Preußenstraße gewohnt. Er ist vor allen Dingen als Niederrhein-Maler und Radierer bekannt geworden. Wie weit sein Schaffen Hösel berührt, ist mir nicht bekannt, aber es ist zu vermuten.

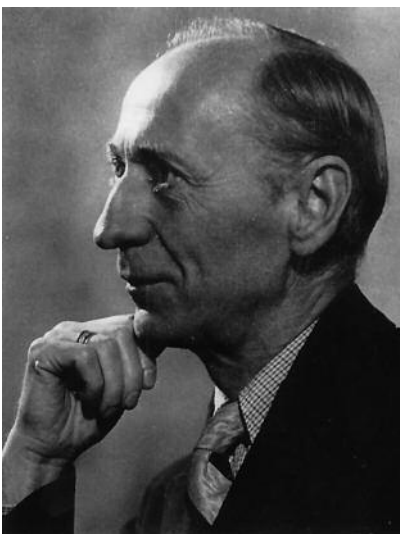
Ein Vertreter der Düsseldorfer Maler, die Hösel und das Angertal besuchten, war **Hubert Ritzenhofen** (1879–1961), der eine Reihe von Bildern aus dem Angertal zeichnete, die auch auf seiner Centenarium-Ausstellung 1979 im Stadtgeschichtlichen Museum in



Hubert Ritzenhofen, „Hermann Schlieper, Wirt des Lokales Mutschenau“, Bleistiftzeichnung, um 1955. Das Bild befindet sich in Privatbesitz

Düsseldorf ausgestellt waren. So ist mir eine Zeichnung des Mutschenau-Wirtes Hermann Schlieper bekannt, bei dem er oft einkehrte.

Der Höselener Maler schlechthin aber ist **Ernst Miesler**, der, 1878 in Lippstadt geboren, ab 1911 in Hösel wohnte und auch in Essen an den Bühnen als Bühnenbildner tätig war. Er hat fast alle alten Häuser und Kotten in Hösel und Umgebung in der für ihn eigentümlichen Pastelltechnik gemalt und es



Ernst Miesler (1878 - 1948)

gibt in Hösel eine Reihe von Bürgerhäusern, die über mehrere Bilder von ihm als Pastell-Zeichnung oder als Ölgemälde verfügen. Dabei ist mir vor einigen Jahren eine kleine Geschichte passiert:

In einem Höselener Wohnhaus sprach ich mit dem Senior über die Kollektion von fünf bis sechs Miesler-Bildern an seinen Wänden, die er mir eingehend zeigte. Plötzlich sagte er, daß auf dem Speicher noch ein weiteres Bild wäre, und er versprach, seinen Sohn zu bitten, das Bild herunterzuholen. Nach ein paar Wochen, als ich anrief und mich nach dem Bild erkundigte, wurde ein Termin für eine Bildbesichtigung vereinbart. Mit großem Erstaunen fand ich eins der schönsten Miesler-Bilder, das ich kenne, eine Landschaft der Unterlip mit dem Blick über die Niederbergischen Höhen und das dörfliche Heiligenhaus in einem ca. 1,0 m x 0,8 m großen Format

Genf/Schweiz zubrachte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland besuchte er um 1910 die Kunstakademie in Düsseldorf und dort die Klassen von Professor Hacker und Professor Eugen Dücker (1841 bis 1916). Die Dücker-Schule ist eine bestimmte Seh- und Malweise in der Landschaftsmalerei der neuen Düsseldorfer Malerschule, die so bekannte Maler wie Max Clarenbach, sein Nachfolger im Amt, Helmut Liesegang, Eugen Kampf und Olof Jernberg hervorgebracht hat. Miesler stellte seine Bilder auf allen großen Ausstellungen, u. a. in Düsseldorf und München, aus. Er entwickelte dabei seinen eigenen Stil, der, geprägt durch die Dücker-Schule, Detailgenauigkeit und Poesie der Stille, ein wertvolles Zeugnis für Niederberg ist. Miesler reiste gerne und viel, wovon seine Bilder berichten. Er besuchte Worpswede, die Nord- und



Ernst Miesler, „Angertal in Hösel“, Öl auf Leinwand, 1920

vor. Leider wollte der Eigentümer es mir nicht verkaufen, und ich hoffe, daß es nicht wieder auf dem Speicher gelandet ist. Miesler hat wie kein anderer die Landschaft um Hösel erfaßt, und er ist für mich ein Meister des Grüns, das er, als der in unserem Gebiet vorherrschenden Farbe, subtil auf manchen Bildern bis in 20 verschiedenen Nuancen dargestellt hat.

Ernst Miesler kam erst auf Umwegen zur Kunst. Auf Wunsch seiner Familie mußte er erst den Broterwerbsberuf des Bankkaufmanns erlernen, den er auch ausführte und dabei einige Jahre in

Ostsee, das Ötztal, die Eifel und vor allen Dingen unsere nähere Heimat. Der Maler fertigte seine Bilder auf grünem Büttenkarton in Pastellzeichnungen vor Ort an. Die Entwürfe wurden im Atelier in Öl umgesetzt oder als eigenständige Pastellgemälde vollendet. Er war ein fleißiger Maler, der ein großes Werk hinterließ.

Durchaus in der Lage von seinem Beruf zu leben, arbeitete er für beste Namen. In Düsseldorf war er Mitglied im Künstlerverein Malkasten, und seine Ausstellungen wickelte er über die Künstlervereinigung von 1904 ab. 1948 starb er



Auszug aus dem Katalog zur Großen Kunstausstellung in Düsseldorf vom 15. Mai bis zum 3. Oktober 1920

in seinem 1915 gebauten Haus auf der Badenstraße in Hösel. Ernst Miesler hat sich als Künstler durchgesetzt. Er wird regelmäßig in Galerien für das 19. Jahrhundert angeboten und auf Versteigerungen mit Erfolg verkauft. Für die biographischen Angaben und Sichtungen des Nachlasses bin ich seiner Tochter, Frau Lieselotte Tauber, geb. Miesler, außerordentlich dankbar.

Alwine Tauber, geb. Oberscheidt, wurde am 16. 4. 1895 in Hösel geboren. Sie stammte aus einer gutbürgerlichen Familie. Ihr Vater war

Gastwirt und Posthalter in der Station Hösel (später Hotel Jägerhof, Bahnhofstraße). Sie selbst wohnte nach ihrer Eheschließung mit dem Postsekretär Kurt Tauber auf der Badenstraße. Auf ihrer Meldekarte gibt sie als Beruf Kunstmalerin an. Wer sich für Ausbildung und Berufsaussichten von Künstlerinnen dieser Generation interessiert, sei auf den Katalog zur Ausstellung „Garten der Frauen“ im v. d. Heydt-Museum Wuppertal verwiesen. Sie malte Stilleben und auch Ansichten aus Hösel. Ein Öl-bild von seinem Elternhaus „Auf



Alwine Tauber, „Die Kieselei in Hösel“, Öl auf Leinwand, um 1930

der Schlippen“ hat sie 1935 für meinen Vater gemalt. Ein weiteres mir bekanntes Gemälde hängt in der Senioren-Tagesstätte der Geschwister-Gerhard-Stiftung. Manchmal trifft man auch noch auf weitere Bilder in Hösel. Sie malte einen gut ausgebildeten, an der Moderne impressionistisch orientierten Stil. 1940 war sie noch für ein Jahr Gastwirtin in ihrem Elternhaus Jägerhof und wohnte dann in einem Anbau des umfangreichen Gebäudes. Später lebte sie auf der Kohlstraße, wo sie früh verwitwet und kinderlos 1964 starb. Sie hat es nicht verdient, als Künstlerin gänzlich vergessen zu sein.

Der Zeichner **H. Wanting**, von dem ich eine sehr einfühlsame Zeichnung des Dick-Hauses (Hösel, Am Dickhaus) besitze und von dem ich noch zwei Bilder in gleicher Qualität gesehen habe, hat in den zwanziger Jahren in Hösel gezeichnet. Sonst ist mir von ihm nichts bekannt.

Ein vielen Höselern noch bekannter Maler ist sicherlich **Karl Gustav „Strunzi“ Krause**, der Italien-Liebhaber, der 1982 seinen 90. Geburtstag feierte und dabei versprach, 100 Jahre alt zu werden. Zu seinem Atelier-Fest war noch halb Hösel erschienen. Krause ist als Hösel Original mit seinen Federn am Hut, Rucksack und bei schlechter Witterung in Gummistiefeln, sicherlich vielen Leuten begegnet. Charakteristisch war für ihn wegen seiner Hörprobleme die Hand hinter dem Ohr: „Ich war im 1. Weltkrieg Artillerist, deshalb sind meine Ohren kaputt“. Bei Nichtverstehen schmetterte er einem das italienische „Cosa?“ entgegen. Wie er mir sagte, hat er seine künstlerische Heimat mehr in Italien gehabt und nicht viele Bilder aus Hösel geschaffen. Trotzdem hängt z. B. eines in der Nebenstelle der Stadtverwaltung in Hösel. Er wohnte zuerst mit seiner Familie auf der Bahnhofstraße und dann in dem kleinen Haus der Familie Rotthaus tief im Tal „Im Loch“ Am Tannenbaum, das er auch gemalt hat. (Siehe „Quecke“ Nr. 52, 1982). 1987 starb er im Altenheim Ratingen 95-jährig, und Hösel hatte einen lebenswürdigen und originellen Menschen weniger.



Karl Gustav Krause, „Das Haus im Loch, Am Tannenbaum in Hösel“, Öl auf Leinwand, 1950

In neuerer Zeit wohnte in Hösel auf der Badenstraße der Maler **Otmar Tkacz**, geb. 1924, ein Folkwangschüler, ein souveräner Zeichner und Maler, der vor allen Dingen mit seinen topographischen Zeichnungen und Bildern, u. a. auch von Hösel, in mehreren Ausstellungen, z. B. auch auf der großen Münchner Kunstausstellung vertreten war und als zurückgezogener Mensch nicht vielen Leuten bekannt, aber ein wirklich beachtenswerter Künstler ist.

Das gleiche gilt für den Künstler **Fritz R. Mathieu**, geb. 1915, der in Hösel Am Adels wohnt und vor einigen Jahren eine Ausstellung im Haus Oberschlesien hatte, und von dem die Sparkasse in Hösel ein Bild in ihrem Kassenraum hängen hat.

Ewald Mataré, 1887 – 1965, ist der Schöpfer des Ehrenmals vor der evangelischen Kirche, das, beeinflusst vom Bauhaus-Stil, in den zwanziger Jahren von dem großen Bildhauer und Kunstprofessor geschaffen wurde. Nachdem es leicht verkommen war (gesprungene Opferschale, abbröckelnde Steine und viel Unkraut) ist es zu meiner Freude in seinem Wert erkannt worden und wird angemessen erhalten (Siehe auch „Quecke“ Nr. 62, 1992).

Von wem die bleiverglasten Fenster sind, die die Schöpfungsgeschichte darstellen und ehemals in den Fenstern der evangelischen Kirche, die jetzt unter Denkmalschutz steht, eingebaut waren, habe ich nicht herausfinden können. Sie sind seinerzeit auf Veranlassung des Pfarrers Schuhmacher, eines strengen Calvinisten und wohl auch „Bilderstürmers“, entfernt worden und stehen wohl in irgendeiner Ecke herum, bis sie einmal bessere Tage erleben werden.

Der Dichter **Wolf v. Niebelschütz**, auf den Theo Volmert in seinem Hösel-Buch¹⁾ näher eingeht, und dessen „Blauer Kammerherr“ von einer nicht in unsere Zeit passenden Spracheleganz und Gefühlfülle bestimmt ist, ist jedem Ästheten nur zu empfehlen. Die Stadt Ratingen hat auf Veranlassung des Kulturkreises Hösel 1990 den Promenadenweg zwischen Kohlstraße und Bismarckstraße in Wolf-von-Niebelschütz-Promenade umbenannt und damit eine überfällige Ehrung ausgesprochen. Zum 30. Todestag gab es auch noch eine Ausstellung im Oberschlesischen Landesmuseum.

Der Schriftsteller **Werner Oellers** wird ebenfalls in dem erwähnten Buch vorgestellt.

Noch als Schriftsteller in Hösel lebte **Erhard Krieger**, geb. 1902 in Berlin, aufgewachsen in Graudenz

an der Weichsel/Westpreußen, Schwiegersohn des legendären Schulmeisters Peter Vogel, der mit geschichtlichen und religionsphilosophischen Arbeiten hervorgetreten und vielen Höselern in seinen Volkshochschul-Vorträgen begegnet ist. Er ist mir als umfassend gebildet und sehr belesener Mensch bekannt geworden, und ich erinnere mich mit Vergnügen an seine Vorträge. 1991 starb er in Ratingen (Siehe „Quecke“ Nr. 57, 1987).

Ein Pionier der modernen Baukunst, **Emil Fahrenkamp** (1885–1958), der in Breitscheid auf Gut Langenhagen auf der Kölner Straße wohnte, ist auch mit einigen Häusern in Hösel vertreten, aber ich glaube, es war mehr der Name des Düsseldorfer Akademie-Professors, der die Bauherren bewog, ihn als Architekt zu nehmen, als seine Baukunst in diesen mir bekannten Fällen.

Über Architekten, die in Hösel gebaut haben, zu reden, würde zu weit führen, aber es sind einige bemerkenswerte Häuser gebaut worden, unter denen mir unverwechselbar die Häuser des Architekten **Engelbert Greiff** aus Hösel aufgefallen sind.

Maler hat es natürlich in Niedberg immer gegeben. So wird **Walter Cleff** im Katalog der großen Düsseldorfer Kunstausstellung 1927 mit Wohnort Hösel angegeben.

Am Eickelscheidt 3 wohnte **Max Hallensleben**.

Wie dieser Bericht zeigt, lebte die Höseler Bevölkerung mit ihren Künstlern und akzeptierte sie. Was sich aus der heutigen Anschauung mit ihrem erweiterten Kunstbegriff und ihrer elitären Denkweise entwickelt, wird uns die Zeit zeigen.

Rolf Großerlinden

1) Theo Volmert, Hösel – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte. Herausgegeben vom Kulturkreis Hösel e. V. Ratingen, 1980.

Kulturkreis Hösel aktiv

Der Kulturkreis Hösel e.V., 1975 im Zuge der kommunalen Neugliederung gegründet, ist rege wie eh und je! Seine glanzvolle 20-Jahr-Feier zu Beginn des Jahres 1995 hat ihn nicht dazu verleitet, es sich auf erworbenem Lorbeer bequem zu machen. Auf der Mitgliederversammlung des Frühjahrs 1996 wurden die Akzente für eine weitere Verstärkung der Angebotsvielfalt gesetzt: Elisabeth Schulte als 1. Vorsitzende, Klaus Loogen als 2. Vorsitzender und Peter Schwieren als Schrift- und Kassenführer haben sich vorgenommen, neben der Pflege der vielbeachteten Musikveranstaltungen des Kulturkreises Hösel insbesondere die Vortragstätigkeit zu beleben und ein noch abwechslungsreicheres Programm an Studienfahrten und Kulturreisen anzubieten. Ein Blick auf die Veranstaltungen des Jahres 1997 zeigt, daß dieses Vorhaben auch in die Tat umgesetzt wird!

Schon zu den Selbstverständlichkeiten gehört das Angebot von jährlich fünf hochklassigen Konzerten, für deren Auswahl Elisabeth Schulte seit 1988 alleinverantwortlich zeichnet. 1997 begann die Reihe im Januar mit einem außergewöhnlichen Kammerkonzert, in dem der Kontrabaß als Soloinstrument vorgestellt wurde; der Japaner Michinori Bunya und seine Klavierpartnerin, die Kanadierin Catherine Vickers, ernteten für ihre Darbietung viel Beifall im vollbesetzten Saal des Oberschlesischen Landesmuseums in Hösel. Im Februar fand ein beeindruckendes Gesprächskonzert des Pianisten Jürgen Jakob dort ebenfalls viel Zuspruch; der Solist spielte fünf Beethoven-Sonaten und erläuterte sie vorher nach Entstehung, Form, Aufbau und Inhalt. Wie Jürgen Jakob war auch der Cellist Nikolai Schneider, der im April mit seiner Klavierbegleiterin Barbara Martini beim Kulturkreis gastierte, dessen Musikfreunden ein „alter Bekannter“: Die Pflege musikalischer Beziehungen ist ein vorrangiges Anliegen der 1. Vorsitzenden! Das perfekt abgestimmte Duo Schneider–Martini erfreute seine Zuhörer mit Sonaten von Beethoven, Crumb, Debussy und R. Strauß.



Der Vorstand des Kulturkreises Hösel: Elisabeth Schulte, eingerahmt von Klaus Loogen (links) und Peter Schwieren

Kammermusikalisch geht es auch im Herbst, nach dem Redaktionsschluß für diese Quecke-Ausgabe, weiter. Das Leipziger Streichquartett, das Anfang Januar in der Düsseldorfer Tonhalle gastierte, stellt sich Ende September mit einem klassischen, Werke von Mozart, Schubert und Beethoven umfassenden Programm bei den Musikfreunden in Hösel vor. Den Abschluß der Konzertsaison 1997 bildet ein „Romantischer Abend zum Brahmsjahr“ mit Werken von R. Fuchs, A. Dietrich, R. Schumann und J. Brahms. Barbara Witter (Klavier) und Felicia Terpitz (Geige), beides hervorragende Interpreten, konzertieren im Oktober mit diesem Programm im Oberschlesischen Landesmuseum.

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß die Durchführung der eigenen Konzertveranstaltungen für die Verantwortlichen des Kulturkreises Hösel eine finanzielle Herausforderung darstellt. Künstlerhonorare, Saalmiete und Werbeaufwand können aus den Abonnements- und sonstigen Eintrittsgeldern naturgemäß nicht voll abgedeckt werden. Sponsorenbeiträge und Spenden zur Deckung der Mehrkosten sind deshalb hochwillkommen. Das gilt auch, allerdings in engerem finanziellen Rahmen, für das Vortragsangebot, das vor dem Hintergrund des kulturellen Verständnisses

des Vereins gleichwohl unverzichtbar erscheint.

Das Vortragsprogramm des Winterhalbjahres 1996/97 zeichnete sich durch bemerkenswerte Themenvielfalt aus: Große Beachtung fand der Vortrag des Feuilletonisten Wolfram Goerts von der Rheinischen Post „Musikkritiker – zwischen Beifall und Verriß“; ein Dia-Vortrag von Marlies Waither und Will a Campo hatte „Das Muttermotiv im Wandel der Zeiten – von Stefan Lochner bis Konrad Klapheck –“ zum Gegenstand. Zwei Reise(bild)berichte galten einer „Exkursion in die Antarktis“ und „Kreta, der Wiege der europäischen Kultur“. Der Leiter des Grünflächen- und Umweltamtes der Stadt Ratingen, Manfred Fienne, belegte anhand von eindrucksvollen Dias, daß „Gärten und Parks in Ratingen“ Orte hoher Lebensqualität sind. Die Vortragsfolge schloß im April mit einem Abend, der dem Düsseldorfer Künstler Bert Gerresheim gewidmet war; der Kunsthistoriker Werner Römer zeichnete u. a. am Beispiel des Heinrich-Heine-Monuments am Schwanenmarkt, des viel diskutierten „Fragemals“, den Prozeß der schrittweisen Entwicklung des plastischen Bildwerks des Künstlers nach. Für die zweite Jahreshälfte sind ein Dia-Vortrag über das Reiseland Zypern, ein Diskussionsabend zum Thema

„Scientology“ und eine mit Dias unterlegte Plauderei über „Brisantes und Amüsantes aus dem deutschen Theater zwischen 1930 und 1950“ von Prof. Dr. Hortmann vorgelesen.

Das Thema „Bert Gerresheim“ wurde im Anschluß an den Diavortrag von Oberstudienrat a. D. Römer durch eine Exkursion zu vier Plastiken des Künstlers in Düsseldorf vertieft. Das Spee-Epitaph an der Ostseite von St. Suitbertus in Kaiserswerth, der „Nepomuk“ an der rechtsrheinischen Rampe der Oberkasseler Brücke und der fünf Meter hohe Christus-Korpus an der Rochus-Kirche (1982 für den 87. Deutschen Katholikentag geschaffen) belegen die religiöse Aussage als Schwerpunkt im künstlerischen Wirken von Gerresheim. Einen solchen Bezug kann auch das Stadterhebungsmonument in der Düsseldorfer Altstadt – neben dem Schloßturm – nicht verleugnen: Die dreiteilige Großplastik wird links von der Figur eines Mönches begrenzt, der die bergischen Bauern auffordert, zugunsten ihres Landesherren Graf Adolf V. von Berg in die Schlacht von Worringen einzugreifen, und endet rechts mit den Halbfiguren vierer Päpste, die eine besonders enge Beziehung zum Düsseldorfer Kanonikerstift hatten, sowie einer Mönchsfigur, die den Reliquienschrein des Hl. Apollinaris, Schutzpatron der Stadt Düsseldorf, trägt.

Vorrangig den bildenden Künsten war auch eine Tagesfahrt zum Xantener Dom und dem Otto-Pankok-Museum im Haus Esselt bei Hünxe gewidmet. Die Teilnehmer durften sich in Xanten zudem in der für Besucher selten zugänglichen Stiftsbibliothek umsehen, deren Bestand von 20 000 Werken u. a. zahlreiche Bände aus der Frühzeit des Buchdrucks, sog. Inkunabeln, aufweist; eindrucksvoll der Blick in mittelalterliche handgeschriebene Breviere oder in die berühmte Schedelsche Weltchronik von 1493! In Haus Esselt plauderte Eva Pankok über das Leben und Schaffen ihres Vaters Otto Pankok, des 1893 geborenen und 1966 verstorbenen Expressionisten, dessen wesentliches Ausdrucksmittel die großformatige Kohlezeichnung war. Die ausge-

stellten Exponate vermittelten den Exkursionsteilnehmern einen umfassenden Überblick über das Werk des Künstlers.

Ein weiterer thematischer Schwerpunkt war der Kohle gewidmet. Eine Besichtigung des Deutschen Bergbaumuseums in Bochum im März brachte den Teilnehmern eine Übersicht über die Geschichte des Steinkohlebergbaues und die technische Entwicklung der Fördermöglichkeiten; der nachmittägliche Besuch des Planetariums der Sternwarte Bochum rundete diese Studienfahrt ab. Im Juni konnten sich dann Kulturkreismitglieder bei der Rheinbraun AG ein eigenes Bild zur aktuellen Frage der Notwendigkeit der Fortführung des politisch so umstrittenen Braunkohletagebaues machen. Einem Einführungsvortrag im Informationszentrum Schloß Paffendorf folgte eine Fahrt zum Braunkohletagebau Hambach. Faszinierend der riesige Aufwand an Technik für den Kohleabbau, aber auch für eine sozialverträgliche Umsiedlung der betroffenen Bewohner und eine zügige Rekultivierung der ausgeräumten Gebiete!

Das Exkursionsprogramm rundeten u. a. eine Besichtigung des Funkhauses Düsseldorf des WDR und des Industriemuseums Cromford in Ratingen sowie ein Besuch der Ausstellung „Frühes Meissener Porzellan“ im Düsseldorfer Hetjens-Museum ab. Auf großes Interesse stießen auch eine Führung durch das Schauspielhaus Düsseldorf mit anschließendem Besuch der Abendvorstellung von Schiller's „Wilhelm Tell“

und eine Wanderung durch den Heltorfer Schloßpark in Wittlaer-Froschenteich unter sachkundiger Leitung des Forstverwalters der Gräflin von Spee'schen Revierförsterei zur Zeit der Rhododendronblüte.

Der Besuch des Heltorfer Schloßparks bot den Teilnehmern der voraufgegangenen elftägigen Cornwall-Studienreise besonders interessante Vergleichsmöglichkeiten. In drei großen privaten Parkanlagen am Helford-Fluß, auf der Roseland-Halbinsel und bei Zehla konnten sich die Cornwall-Fahrer von der wachstumsfördernden Wirkung des Golfstroms überzeugen; im magischen Landschaftsgarten Chyverton bei Zehla standen sie fast ehrfurchtsvoll vor einem 300 Jahre alten Rhododendron (Bild). Natürlich bot Cornwall auch sonst Sehenswertes: 430 km Meeresküste garantieren immer wieder herrliche Ausblicke auf felsige Buchten und hochgischende Wellen, u. a. in Land's End, Englands westlichstem Ausläufer; von Marazion aus konnte die 30-köpfige Gruppe bei Ebbe zur Insel St. Michael's Mount hinüberspazieren. In den Ruinen der Burg von Tintagel wurde der Geist des geheimnisumwitterten King Arthur lebendig. Ein Höhepunkt am Rande war der Besuch eines Austernzüchters in Port Navas: Beim Schlürfen frischer „Ware“ erfuhren die Teilnehmer alles Wissenswerte über die Aufzucht dieser borkigen Schalentiere! Ein dreitägiger London-Aufenthalt rundete die Studienreise ab! Das Parlament sah die Reisegruppe bei den Vor-



Die Cornwall-Fahrer im Landschaftsgarten Chyverton vor einem 300 Jahre alten Rhododendron

bereitungen für die neue „Saison“ nach der „Erdrutschwahl“ des Jahres 1997; der Führung durch den Obersten Gerichtshof ging ein Dinner im mittelalterlichen Speisesaal der Anwaltskammer voraus; der „Evensong“ in der Westminster Abbey war ein unvergeßliches Erlebnis! Auch die Eßkultur kam bei dieser bemerkenswerten Reise nicht zu kurz: Das Buffet im Gregorian Restaurant von Harrods blieb nicht nur ein Augenschmaus!

Eine fünftägige Busreise nach Sachsen-Anhalt im Juni führte deren Teilnehmer ebenfalls in außergewöhnliche Park- und Gartenanlagen, dem von Peter Joseph Lenné angelegten Schloßpark von Ballenstedt und dem Europa-Rosarium Sangershausen, dem weltweit größten Rosengarten mit ca. 6500 Rosensorten auf einer Fläche von 12,5 ha. In der alten Bischofsstadt Halberstadt standen die Besichtigung des Domes und der Lieb-

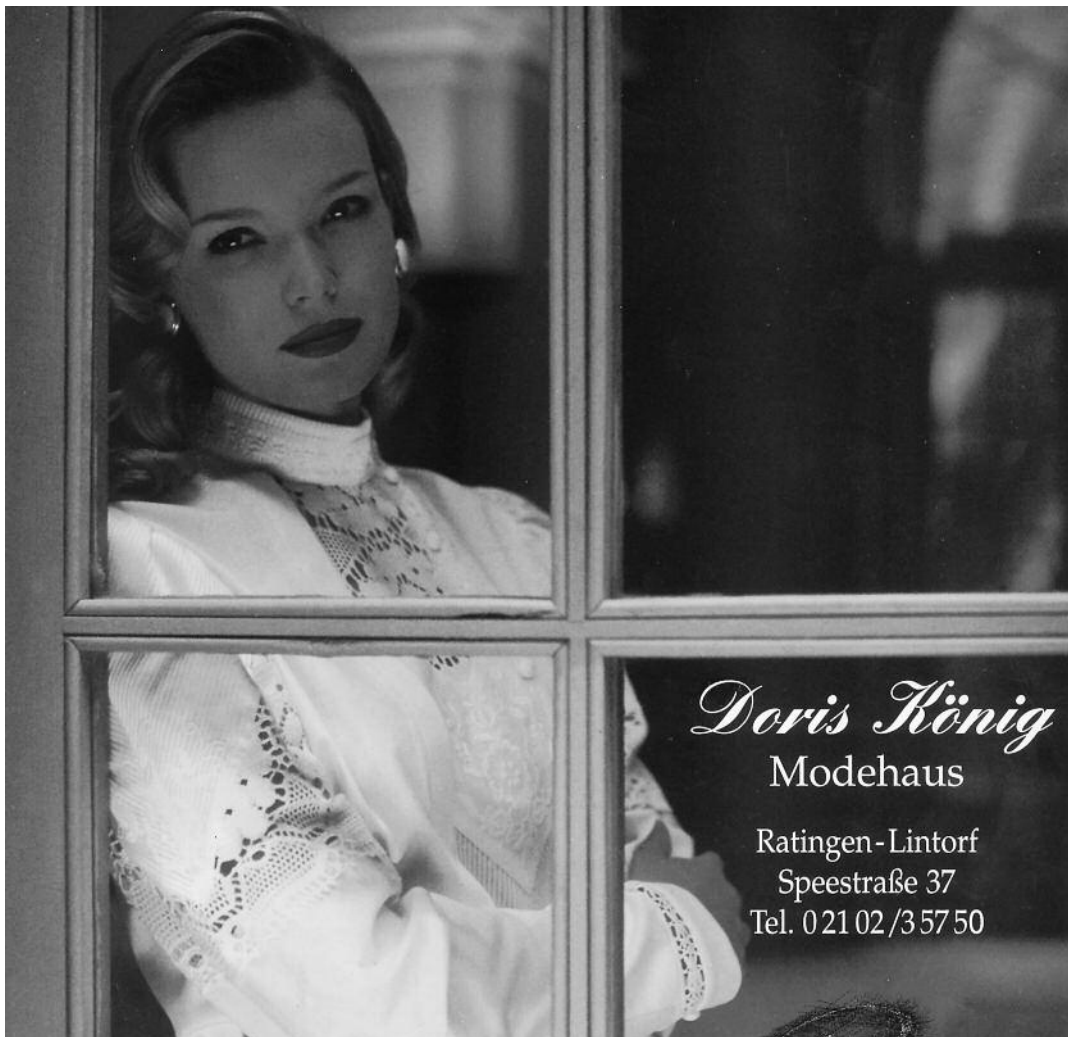
frauenkirche im Vordergrund, in Quedlinburg, der 1000jährigen Stadt der Sachsenkaiser, neben einem Stadtrundgang Führungen durch die Wipertikirche und die Stiftskirche St. Servatius. Ein Abstecher nach Bad Frankenhausen galt dem vielgerühmten, neuzeitlichen Panoramagemälde (120 m breit) von Prof. Tübke mit eindrucksvollen Episoden aus den Bauernkriegen und der Reformation.

Für die zweite Jahreshälfte stehen – nach Redaktionsschluß für diese Ausgabe der Quecke – noch eine Kultur- und Schlemmerreise in die Pfalz und eine Studienfahrt nach Berlin und Potsdam auf dem Programm. In Vorbereitung befindet sich eine zwölfwägige Studienreise „Ostern auf Kreta“ für das Frühjahr 1998!

Gemäß seinem Motto „Kultur will gepflegt sein“ legt der Kulturkreis Hösel stets Wert auf ein originelles und niveauvolles Angebot. Seine

Mitglieder schätzen diesen hohen Standard, der auch in der umsichtigen Organisation aller Veranstaltungen und der persönlichen Unterrichtung durch regelmäßige ausführliche Rundschreiben seinen Ausdruck findet. Die Geborgenheit in einer geselligen, vertrauten Gemeinschaft ist für viele Mitglieder ein zusätzlicher Grund, immer wieder am Fahrten- und Reiseprogramm des Kulturkreises teilzunehmen. Übrigens: Neue Mitglieder – auch von außerhalb der Grenzen Ratingens – sind jederzeit herzlich willkommen. Der Jahresbeitrag von 36,- DM für das erste und 18,- DM für jedes weitere Familienmitglied dürfte kein Hindernis für einen Beitritt sein! Musikfreunde können daneben ein Jahresabonnement für alle fünf Konzerte zum Preis von nur 100,- DM erwerben! Interessenten erhalten telefonische Auskunft unter 021 02/89 60 20, 6 02 68 und 3 67 74!

Hans-Dieter Lewer



Doris König
Modehaus
Ratingen-Lintorf
Speestraße 37
Tel. 021 02/3 57 50

Von der Reichsautobahn zur A3

Vor 60 Jahren wurde die Reichsautobahn
zwischen Köln und Oberhausen fertiggestellt

Der 15. Mai 1937 war für die Anwohner zwischen den Auf- und Abfahrten der Reichsautobahn Düsseldorf-Mitte (heute Düsseldorf-Mettmann) und Düsseldorf-Nord (-Breitscheider Kreuz-) ein ganz besonderer Tag. An diesem Tag wurde die Lücke der Reichsautobahntrasse von Köln nach Oberhausen geschlossen. Auch für mich persönlich war 1937 ein ganz besonderes Jahr. Ein neuer Lebensabschnitt begann sechs Wochen vor der Einweihung der Reichsautobahn. Ich wurde Anfang April in die Volksschule Hösel als Neuling aufgenommen. Während der Bauzeit von 1935–1937 haben mich meine beiden älteren Geschwister und meine größeren Vettern einige Male zu der „Riesenbaustelle Reichsautobahn“ zwischen Krummenweg und dem Angertal mitgenommen. Besonders interessant fanden wir die von einer zweiachsigen Dampflok gezogenen langen Kipplorenzüge. Sie wurden von mehr als 100 Arbeitern, die mit Hacken und Schaufeln ausgerüstet waren, mit Erde gefüllt. Der Erdaushub, der im Bereich der Feldbrücke nach Eggerscheid abgegraben wurde, ist für die Auffüllung des Dickelsbachtals in Hösel verwendet worden. Gut erinnern kann ich mich noch daran, als an einem Sonntagmorgen für die Überbrückung der Reichsautobahn im Bereich Krummenweg (Straße Am Sondert) Sprengungen durchgeführt wurden. Wir Kinder waren wohl etwas zu nah an die das Wachpersonal uns dann kurz vor der Sprengung entdeckte, wurden wir sehr barsch und energisch hinter die Abspernung gebracht. Nach erfolgter Sprengung ertönte ein Hornsignal. Danach konnten die vielen Zuschauer beobachten, wie ein großer Dampfbagger und viele Arbeiter die Steinbrocken in die Kipploren beförderten.

In der Tageszeitung „Düsseldorfer Nachrichten“ stand am 16. Mai 1937 nachfolgender Bericht über die Eröffnung der Reichsautobahn:

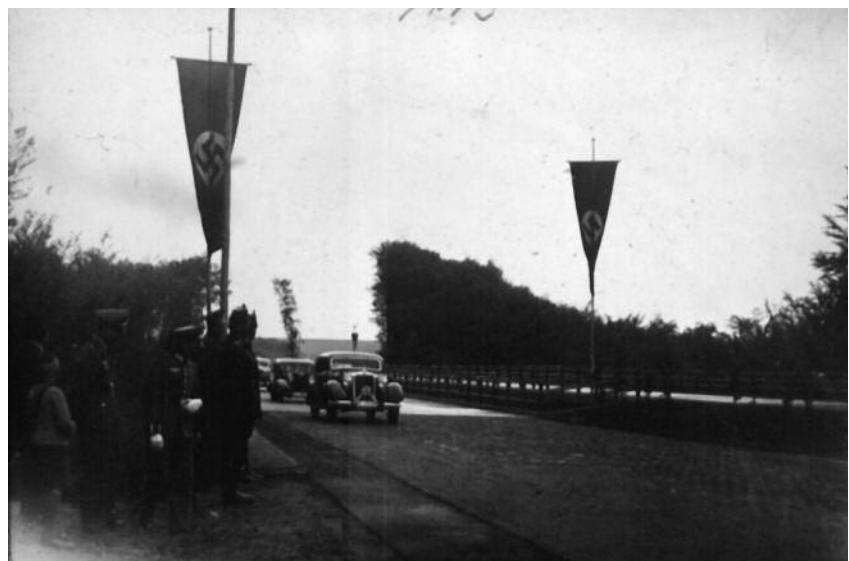
Die ersten Wagen rollten; Hochbetrieb auf der Reichsautobahn

Als die Reichsautobahn-Reststrecke zwischen Düsseldorf-Mitte (bei Hubbelrath) und Düsseldorf-Nord (bei Breitscheid) am Samstag 9.00 Uhr für den Verkehr freigegeben wurde, da setzte sofort in überraschend starkem Maße der Verkehr ein. Ganze Autokolonnen rollten unter anderem über die große Angertalbrücke bei Ratingen. Obwohl die Reichsautobahn an Brücken nicht arm ist, fand diese Steinbrücke, die mit ihren hohen Bogen das freundliche Angertal überspannt, doch allgemeine Beachtung. Wieder einmal ist eine Autobahnstrecke fertiggestellt, die durch eine schöne Landschaft führt, viel Abwechslung bietet und den Fahrer nicht ermüdet.

Das Wetter war zwar nicht so freundlich wie es bei der Eröffnung der übrigen Teilstrecken gewesen ist, so daß eigentlich kein Anlaß vorlag, möglichst als erster über die neue schöne Autobahn zu fahren. Die ungemein rege Benutzung der neuen Teilstrecke, die ja die ganze Reichsautobahnstrecke zwischen Köln und Oberhausen erst voll zur Ausnutzung kommen

läßt, ist wohl im wesentlichen auf den Pfingstausflugverkehr zurückzuführen. Aus diesem Grunde ist das letzte Teilstück der Reichsautobahn ja auch beschleunigt fertiggestellt worden. Wie richtig diese Erwartung war, ließ sich besonders daraus erkennen, daß der Verkehr vom Industriegebiet in der Richtung Düsseldorf und Köln erheblich stärker war, als der Verkehr in der Richtung zum Industriegebiet. Pfingstverkehr, der zum Oberrhein strebt! Nach den Pfingsttagen wird's umgekehrt sein. Dann aber, wenn der normale Tagesverkehr wieder einsetzt, wird sich zeigen, wie wichtig die ganze Strecke für den Verkehr ist.

Zahlreiche Zuschauer, unter denen besonders die Jugend stark vertreten war, waren herbeigeeilt und säumten die beiden Böschungen der Reichsautobahnstrecke, um das Ereignis der Inbetriebnahme mitzuerleben. Punkt 9.00 Uhr rollten aus Richtung Homburg die von der obersten und den örtlichen Bauleitungen besetzten Wagen über die Angertalbrücke, von den Zuschauern mit dem Deutschen Gruß freudig begrüßt. Eine lange Wagenreihe mit den Arbeitern schloß sich an, und Zug um Zug folgten dann lange Kolonnen von Kraftfahrzeugen aller Art. Als-



Einweihung des neuen Abschnittes der Reichsautobahn am 15. Mai 1937

bald setzte dann ein lebhafter Verkehr ein, der in den Vormittagsstunden beständig anhielt.

Ein gemütliches Beisammensein der Belegschaften beschloß den festlichen Teil des Tages.

Auch ich möchte hier noch eine kleine Begebenheit zur Reichsautobahneröffnung zum besten geben. An einem Sonntag im Juli 1937 kam mein Großvater Wilhelm Hornscheidt (Jahrgang 1878) mit seinem Dreiradlieferwagen der Marke „Framo“ zu uns an die Kieselerei in Hösel gefahren mit der Bemerkung: „Hütt wollen wir uns de Autobahn bekicken!“ Damit er auch Personen in seinem Eier-, Butter- und Käselieferwagen transportieren konnte, hatte er alle Regale entfernt. Dann wurden sechs Stühle aus der guten Stube in den Kasten gestellt, der keine Sichtfenster hatte. Wir saßen also während der Fahrt zur Reichsautobahn im Dunkeln. Nach 15 Minuten hielt er an, und die rückwärtige Tür wurde geöffnet. „Alles utstiegen, mer sind an de Autobahn.“ Ich war froh, daß die kurze Fahrt zu Ende war, denn es stank noch sehr nach allen möglichen Käsesorten. Nachdem meine Augen sich wieder an das helle Sonnenlicht gewöhnt hatten, konnte ich feststellen, daß mein Großvater sein Fahrzeug in der Auffahrt Düsseldorf-Nord (heute Breitscheider Kreuz) in Richtung Köln abgestellt hatte. Alle Fahrgäste, allen voran mein Opa, gingen nun direkt bis an die neue Autostraße. Es herrschte viel Verkehr, mein Vetter Herbert und ich bestaunten die Autos und Motorräder, die mit

hoher Geschwindigkeit direkt an uns vorbeisausten. Von der damals in der Auffahrt nach Oberhausen gelegenen Tankstelle ertönte auf einmal lautes Rufen. Ich sah, wie ein Tankwart wild mit den Armen ruderte und dauernd rief, wir sollten sofort von der Auffahrt verschwinden, weil dort absolutes Halteverbot sei. Als wir uns nicht von der Stelle bewegten und weiter dem Autobetrieb zuschauten, kam er über alle Fahrbahnen direkt auf uns zugelaufen. Mein Großvater, ein kleiner Mann mit einem großen Kämpferherz, stellte sich dem Tankwart entgegen: „Jünnt hant mich ja nix zu sagen, ich blief he so lang stonn, bis ich mich dat alles bekickt hann.“ Der Tankwart entgegnete: „Haben Sie nicht das Schild gesehen? Absolutes Halteverbot in Auf- und Abfahrten der Autobahn. Das hier ist eine Autobahn, da gelten neue Verkehrsvorschriften“, belehrte der Tankwart meinen Opa.

Mit dem Ausspruch: „Jünnt denkt üch immer wat Neues ut“, gab er ein Zeichen zum Rückzug. Als wir wieder am Dreirad ankamen, gab er bekannt: „Und nu wollen mer enns über de neue Reichsautobahn bis Homberg fahren, und du, Helmut, kanns bei mich im Führerhaus mitfahren!“ (Bei der Hinfahrt saß mein Vetter Herbert vorne). Ich war froh, dem Käsegestank entronnen zu sein und ganz stolz, vorne im Auto zu sitzen und mit 50 Sachen über die neue Straße zu brausen. Am nächsten Morgen erzählte ich in der Schule meinen Mitschülern von der Autofahrt. Ich glaube, die haben mich alle ein wenig beneidet, denn welcher Va-

ter oder Großvater hatte damals schon ein Auto!

In diesem Jahr sind es 64 Jahre her, daß der Grundstein zum Bau der Reichsautobahnen gelegt wurde. Aber in welchem Jahr kam der Gedanke auf, sogenannte „Nur-Autostraßen“ zu bauen? Heute existiert die weitverbreitete Meinung, die Autobahn sei eine Erfindung der Nationalsozialisten. Zwar waren sie es, die mit umfangreichem Aufwand den Bau der Autobahn auf breiter Front vorantrieben, trotzdem können sie nicht als ihr Erfinder angesehen werden. Die Geschichte der Autobahn beginnt mit der AVUS, der Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße in Berlin. 1909 konstituierte sich eine private Gesellschaft aus Sport- und Finanzkreisen mit dem Ziel, eine reine Automobilrennstrecke zu bauen. Sie sollte eine Straße ohne Kreuzungen mit zwei getrennten Fahrbahnen und überhöhten Kurven werden: Kriterien, die die AVUS zum Vorbild aller Planungen für „Nur-Autostraßen“ in späteren Jahren machte.

1912 begannen die Bauarbeiten in Berlin auf einem Gelände zwischen Charlottenburg und Wannsee. Der erste Weltkrieg unterbrach die Fertigstellung der 10 km langen Strecke. Erst 1921 konnte die AVUS öffentlich eingeweiht werden.

Seit Mitte der zwanziger Jahre häuften sich in ganz Europa die Planungen für „Nur-Autostraßen“, wie man sie damals nannte, aus folgenden Gründen: dem anwachsenden Autoverkehr waren die Straßen nicht angepaßt und befanden sich zudem in einem miserablen Zustand. Die Autos waren zu diesem Zeitpunkt weit fortschrittlicher als die Straßen selber: Kurven, Fahrbahnbreite und -belag waren noch auf die Erfordernisse von Pferdefuhrwerken abgestellt.

Das Problem glaubte man nur grundsätzlich, nicht stückweise lösen zu können. Die logische Folgerung war die Verkehrstrennung, und dies hieß insbesondere forcierter Bau von eigenen Kraftwagenstraßen. Als Vorbild zu dieser Zeit galten die Autostraßen des Italiens Puricelli, der 1922 mit staatlicher Unterstützung eine pri-



Die frühere Autobahnanschlußstelle Düsseldorf-Nord (heute: Breitscheider Kreuz). Links die erwähnte Tankstelle, rechts in der Auffahrt hatte Wilhelm Hornscheidt seinen Dreiradlieferwagen abgestellt

vate Autobahn-Gesellschaft gründete, um Mailand mit den oberitalienischen Seen zu verbinden. Diese Strecke wurde bereits 1924 fertiggestellt. Weitere Gesellschaften trieben den Bau der Autobahnen in Italien voran, so daß 1935 schon 478 km fertiggestellt waren, die sich aber von den Reichsautobahnen in Deutschland unterscheiden. Sie waren zwar nur dem Autoverkehr vorbehalten und kreuzungsfrei, hatten aber noch keine getrennten Richtungsfahrbahnen.

In Deutschland bildeten sich aufgrund des als notwendig erkannten Straßenbaus Mitte der zwanziger Jahre mehrere Gesellschaften, die sich mit diesen Problemen befaßten. 1921 wurde der Deutsche Straßenbau-Verband gegründet. Diese Beamtenorganisation stellte 1924 einen Plan für den Ausbau der Staats- und Provinzialstraßen zu Fernverkehrsstraßen mit einer Gesamtlänge von rund 30.000 km auf. Fast parallel legte 1925 die kurz vorher gegründete „Studien-gesellschaft für Automobilstraßenbau“ (STUFA), eine private Gesellschaft von Bauherren, Baufirmen und Wissenschaftlern, einen Plan für den Ausbau von über 15.000 km Landstraßen zu Fernverkehrsstraßen vor, der 1928 in überarbeiteter Form sogar 22.500 km umfaßte.

Doch scheiterten auch diese Pläne an den Finanzschwierigkeiten. Die 1928 von Banken, Wirtschaftsorganisationen, Industrie und anderen Interessenverbänden gegründete STUFISTRA („Studiengesellschaft für die Finanzierung des Deutschen Straßenbaus“) taxierte 1930 auf der Grundlage umfangreicher Verkehrserhebungen die langfristig dafür notwendigen Mittel auf 3,5 Milliarden Reichsmark.

Neben diesen das ganze Reich umfassenden Fernstraßenplänen gab es verschiedene Organisationen, die sich mit Entwürfen für nur dem Auto vorbehaltene Straßen befaßten, deren Vorplanungen seit 1925 später in die Netzgestaltung der Autobahnen des Dritten Reiches Aufnahme fanden. Außer der HA FRABA (Verein zur Vorbereitung der Autostraße „Hansestädte-Frankfurt-Basel“), auf die im folgenden noch ausführlicher eingegangen werden soll, gab es Initiativen für Autostraßen zwischen

Mannheim-Heidelberg, München-Leipzig-Berlin („MÜLEIBERL“), München-Starnberger See, Leipzig-Halle („LEHA“) sowie die Pläne der Rheinischen Provinzialverwaltung für die Strecken Aachen-Köln, Köln-Düsseldorf und Bonn-Köln. Doch außer der Umgehungsstraße Opladen (Strecke Köln-Düsseldorf, 1931–33) und der 20 km langen dreispurigen „Kraftwagenbahn Bonn-Köln“ (1929–32) konnte keine dieser Planungen verwirklicht werden, da die Finanzierung und Straßenunterhaltung zu einem unüberwindbaren Hindernis für die Durchführung wurde.

Den entscheidenden Impuls zur Weiterverfolgung der Autobahnpläne bis hin zur Ausarbeitung grundlegender Gestaltungsrichtlinien im Zusammenhang eines ganzen Netzplanes für das Deutsche Reich gab die schon erwähnte HA FRABA.



Titelblatt der Satzung des HA FRABA e. V., 1922

Die Gründung dieses Vereins ging auf eine Privatinitiative von Willy Hof (Generaldirektor der Deutschen Handels-Gesellschaft, Frankfurt) und dem städtischen Oberbaurat Hermann Uhlfelder (Frankfurt) zurück, die im Jahre 1925 nach Oberitalien fuhren, um die Autobahnen Puricellis zu besichtigen. Nachdem sich genug Interessenten aus Industrie, Städten, Politik, Verwaltung und verschiedenen Interessenverbänden gefunden hatten, wurde am 6. November 1926 die HA FRABA gegründet.

Im Sommer 1931 legte der Vorstand der HA FRABA neue technische Richtlinien vor, die die Grundlage für die Autobahnen nach 1933 werden sollten. Diese Version sah vier Spuren mit Richtungstrennung vor, wobei jede Fahrbahn 7 m breit war. Ferner waren auch Schutzeinrichtungen gegen Blendung durch den Gegenverkehr eingeplant. Bei größeren Brückenbauwerken sollte aus Kostengründen die Anzahl der Fahrbahnen von vier auf drei verringert werden.

Trotzdem wurden die Pläne der HA FRABA weitgehend belächelt oder als Utopie abgetan. Um die Durchführbarkeit des Gesamtplanes unter Beweis zu stellen, war man deshalb schon früh zu der Auffassung gelangt, den Bau der Teilstrecke Main-Neckar (Frankfurt-Heidelberg) bis zur Baureife voranzutreiben. Zwischen 1927 und 1932 wurden die Pläne einschließlich Kostenvoranschlägen so detailliert ausgearbeitet, daß 1933 dort schon kurz nach Verkündung der Absicht, das Netz der Reichsautobahn zu erstellen, durch Hitler der erste Spatenstich erfolgen konnte.

Im Sommer 1934 sickerten die ersten Pläne über den Verlauf der Reichsautobahntrasse im heutigen Stadtgebiet von Ratingen durch. Unter der Überschrift „Angertal und Reichsautobahn – Gegen eine Verunstaltung des Angertals und des nahen Erholungsgebietes“, schrieb die „Ratinger Zeitung“ vom 5.7.1934 unter anderem:

In den letzten Tagen ist in der Tagespresse allenthalben von Besorgnissen über die Gefährdung des Angertals durch den in Vorbereitung sich befindenden Bau der Reichsautobahn zu lesen. Man denkt dabei an die Strecke zwischen Erkrath und Duisburg, also die Verbindung Düsseldorfs mit dem Ruhrgebiet. Der genaue Verlauf der Strecke dürfte allerdings noch nicht festliegen. Beispielsweise ist beim Ratinger Stadtbaumeisteramt der Verlauf der Ratingen berührenden Strecke noch nicht bekannt. Immerhin ist anzunehmen, daß die Reichsautobahn aus Richtung Hubbelrath kommend östlich von Ratingen in Richtung Hösel verlaufend das Angertal



Die projektierte Autobahntrasse zwischen Erkrath und Duisburg im Jahre 1933

durchschneidet. Zwischen Eggerscheid und dem Ausflugslokal „Eule“ ist ein Autobahnhof geplant. Der weitere Verlauf scheint so zu sein: Westlich vom Gensungsheim Hösel und hart östlich von Kruppenweg, wo die Autobahn die Landstraße nach Essen schneiden dürfte. Als gefährdet sieht man nicht nur das Angertal an, sondern das gesamte große Erholungsgebiet.

Die Bestrebungen um die Erhaltung der Schönheit des Angertals scheinen denn auch nicht ohne Erfolg zu bleiben. So hat der Fachamtsleiter für Heimatschutz im Reichsbund Volkstum und Heimat (Landschaft Rheinland) mitgeteilt, daß seit einiger Zeit mit dem Vertreter des Generalinspektors des Straßenwesens darüber verhandelt wird und daß gewisse Zugeständnisse schon gemacht wurden. An dem Meinungs-austausch beteiligten sich auch die zuständigen Naturschutzkommissare. Generalinspektor Dr. Todt lasse sich übrigens von einem Mitarbeiter, Architekt Alwin Seifert (München), beraten, der eigens zur Verteidigung der landschaftlichen Erfordernisse, also als Verfechter des Heimatschutzes, berufen worden ist.

Daß der Landschaftsgestalter des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen, Gartenarchitekt Diplom-Ingenieur Alwin Seifert – München, bereits mit der Linienführung der Autobahn zwi-

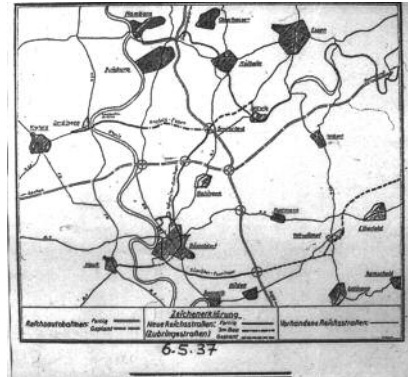
schen Düsseldorf und Duisburg, insbesondere mit der Berührung des Angerbachtals und des Ratingener Waldes, sich eingehend befaßt und die Linienführung örtlich in Augenschein genommen hat, möge zur Beruhigung dienen und eine Gewähr dafür sein, daß alles getan ist und in Zukunft getan werden wird, um auf die Interessen der erholungsuchenden Bevölkerung und auf die vorhandenen landschaftlichen Schönheiten weitestgehend Rücksicht zu nehmen.

Vier Monate später, im November 1934, berichtete die „Ratinger Zeitung“ über den neuesten Stand in Sachen Reichsautobahn:

Eine Wanderung in der Ratinger Umgebung läßt mehr und mehr erkennen, zu welcher Linienführung sich hier die maßgebenden Stellen der Reichsautostraßen entschlossen haben. Auf Grund der abgesteckten Linien läßt sich der Verlauf der Autostraßen mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Durch Ratinger Gebiet und die nächste Umgebung Ratingens werden zwei Autofernstraßen führen, und zwar eine Nord-Süd-Autofernstraße und eine West-Ost-Autofernstraße.

Die bisherigen Absteckungen lassen ziemlich gute Schlüsse auf den Verlauf beider Autostraßen zu. Die Nord-Süd-Linie verläuft von Hubbelrath kommend auf Eggerscheid zu und überquert jedenfalls östlich von Gräfenstein das Angertal, geht weiter in nordwestlicher Richtung und passiert oberhalb Kruppenweg die Landstraße Kruppenweg-Esel. Sie dürfte in nordwestlicher Richtung auf Mülheim zu weitergeführt werden. Bei der West-Ost-Linie wird, soweit die Linienführung zu erkennen ist, die Durchschneidung geschlossener Waldgebiete fast ganz vermieden. Sie führt am Südrande der Gräfling von Speeschen Wälder vorbei, passiert das Blaue Loch hart südlich und verläuft zwischen den Gräfling von Speeschen Wäldern und Ratingen. Die West-Ost-Autostraße dürfte hier im Zuge der bisherigen Landstraße Ratingen-Schwarzebruch verlaufen und wird an der Eisenbahnstrecke nach Essen die Anger überschneiden. Sie führt dann weiter zwischen Anger und Homberg, überschneidet südwestlich von Gräfenstein die Nord-Süd-Autostraße, über-

springt bei Hofermühle nochmals das Angertal und verläuft in nord-östlicher Richtung auf Heiligenhaus zu. Die bisherige Landstraße Ratingen-Schwarzebruch dürfte – soweit das nach den bis jetzt er-kenntlichen Plänen zu beurteilen ist – verlegt werden. Eine Änderung des Verlaufs dieser Straße ist schon vorgesehen.



Geplante Autobahnen im Gebiet von Ratingen. Man erkennt deutlich eine projektierte West-Ost-Autobahn, die etwa dem Verlauf der heutigen A 44 entsprach

Zum ersten Mal wird hier 1934 die Trassierung einer West-Ost-Autobahn bekannt, ähnlich der jetzigen A 44. Schon damals wie auch heute gab und gibt es Proteste gegen den Bau dieser neuen Verkehrsverbindung. Der amtierende Vorsitzende des Ratinger „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege“, Adam Josef Cüppers, verfaßte ein Protestschreiben, das in der Ratinger Zeitung am 23. 11. 1934 veröffentlicht wurde. Nachfolgend einige Auszüge:

Eine Düsseldorfer Zeitung brachte vor wenigen Tagen einen mit einer Skizze versehenen Aufsatz über die „Autobahnen im Angertal.“ Der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege in Ratingen steht auf dem Standpunkte, daß der Heimatschutz sicherlich der fortschreitenden Entwicklung Rechnung zu tragen hat. Den großen Forderungen des Führers und unserer Zeit – Arbeitsbeschaffung, Ankurbelung der (Auto-) Industrie, Verkehrsansprüche des dicht besiedelten Gebiets – stehen wir verständnisvoll gegenüber.

Wir hoffen jedoch, daß man die Schönheit der letzten noch unberührten niederbergischen Bachtäler, vor allem des Angertals, erhalten werde. Die jetzt bekannt ge-

gebene Skizze zerstört unsere Hoffnung. Wir fühlen uns verpflichtet, in letzter Stunde zu dem neuen Plane Stellung zu nehmen und hoffen, daß die Stellen, denen die Verantwortung für die Vorbereitung der Autobahnstraßen obliegt, unsere Bedenken gegen den anscheinend fertiggestellten Plan würdigen. Die Öffentlichkeit wird mit dem jetzt bekannt gegebenen Projekt geradezu überrascht. Es wird wohl darauf hingewiesen, daß sich der Wanderer an der Absteckung der Trasse ein Bild der kommenden Straße hätte machen können. Wer konnte ahnen, daß man in unserer Zeit, in der der Gedanke des Heimatschutzes und der Landschaftspflege sich durchzusetzen scheint, ernsthaft einen Plan erörtern werde, der die Vernichtung der niederbergischen Täler zur Folge haben muß!

Als nach dem 1. Weltkrieg im Neandertal Abholzungen vorgenommen wurden, wehrte sich sofort die ganze Öffentlichkeit energisch gegen die Zerstörung, und am 9. 8. 1921 sahen sich die zuständigen Ministerien veranlaßt, das Tal zum Naturschutzgebiet zu erklären.

Wir sind überzeugt, daß sich eine Lösung der brennenden Autobahnfrage finden wird, die der in die Steinwüsten der vielen Großstädte gebannten Bevölkerung die Naturschönheiten sowohl der niederbergischen Bachtäler als auch des Ratinger Waldgebietes erhält.

Das Angertal sollte 1924 auch Naturschutzgebiet werden. Leider setzte sich damals das „Besitzrecht“ durch. Soll das Tal heute, wo die Bodenverbundenheit Forderung des Tages ist, „realen Bedürfnissen“ zum Opfer fallen? Man hat eingesehen, daß reichsgesetzlich geregelter Schutz für das Landschaftsbild notwendig war. Heimatschutz ist eine Kulturfrage und Arbeit an der Zukunft. Man mag die Autofernstraßen technisch völlig einwandfrei bauen, man mag zur Beruhigung der Öffentlichkeit betonen, daß eine harmonische Angleichung der Technik an die Landschaft herbeigeführt werde – die niederbergischen geplanten Straßen werden Lebensnotwendiges vernichten.

Gartenarchitekt Seifert, München,

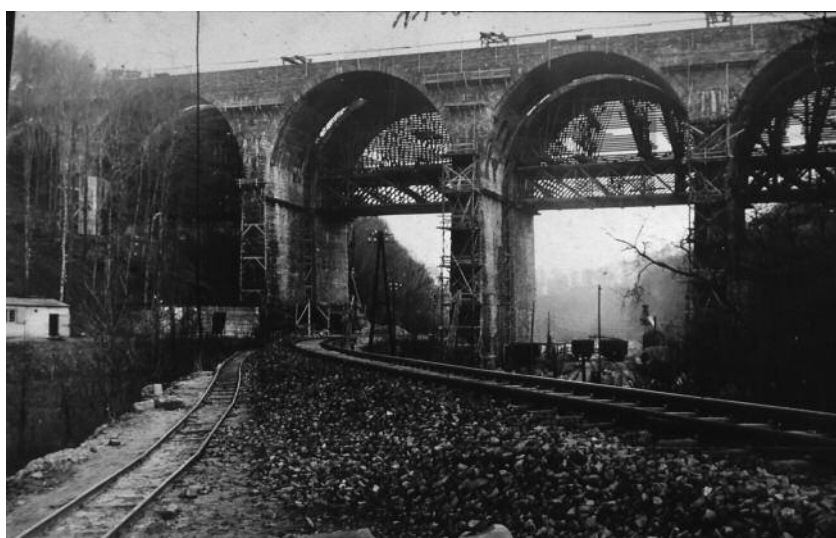
der Landschaftsberater des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen, betonte am 15. 11. 1934 in Düsseldorf: „Die Technik geht zu Ende – der Natur müssen wir uns wieder anpassen!“ Der momentane wirtschaftliche Erfolg sei nicht ausschlaggebend, sondern lediglich das Gesetz der Natur.

Wir haben die Pflicht, das, was noch zu retten ist, für uns und unsere Nachkommen zu erhalten. Vor zehn Jahren schon sagte Ernst Tiedge in einem Aufruf: „Die Erhaltung des Angertals in seiner ursprünglichen Schönheit muß als eine Herzensangelegenheit aller

und als Frage der Volkswohlfahrt betrachtet werden. Dem dringenden Verlangen aller Kreise und Städte werden sich die Behörden nicht verschließen können.

Adam Josef Cüppers schließt seinen Bericht mit den Worten: „Es handelt sich hier um besonders erhaltungswürdige Landschaften, die man gegen starke Eingriffe schützen muß.“

Tatsächlich sind die Pläne der West-Ost-Autobahn, die von Aachen nach Mitteldeutschland führen sollte, in dieser Trassierung auf Grund der Proteste und anderer Überlegungen nie verwirklicht



Bau der Angertalbrücke. Die Fahrbahn in Richtung Köln ist bereits fertiggestellt, die Fahrbahn in Richtung Oberhausen noch eingerüstet. Rechts, auf Schotter, der Bahndamm der Kalkbahn nach Wülfrath



Das gesamte Material für den Bau der Angertalbrücke wurde über die Kalkbahn herangeschafft. Bei der Gaststätte Müschenau wurde zu diesem Zweck eine Gleisharfe für viele Güterwaggons angelegt. (Heute befindet sich dort ein Campingplatz)

worden.

Am 22. 8. 1935 teilte die Ratinger Städtische Pressestelle mit:

Auch in unserem Gebiete begannen die Arbeiten an der Reichsautobahn. Vor einiger Zeit sah man Arbeiter mit blumengeschmücktem Spaten zum Krummenweg ziehen, um dort in der Nähe mit den Arbeiten für das große Werk des Führers, die Reichsautobahn, zu beginnen. Zur Zeit liegen nun im Bürgermeisteramt Ratingen-Land die Pläne der Linienführung zur Einsicht auf, die uns schon in etwa zeigen, welche umfangreichen Arbeiten auch in unserem Bezirk erforderlich sein werden. Sprengungen müssen vorgenommen werden, gewaltige Erdbewegungen sind erforderlich, Brücken und Durchlässe müssen gebaut werden usw. In dem Angertal sehen wir Steigungen von 1:30. Hervorhebenswert ist die geplante Angerbachtalbrücke, die leider nicht in Beton, sondern in Eisenkonstruktion ausgeführt werden soll. Hier wäre nun doch anzuregen, daß man die Eisenkonstruktion in dem idyllischen Bachtal durch eine sich der Landschaft weit mehr anpassende Betonbrücke ersetzen würde. Die Brücke weist von der Angertalsohle bis zur Brückenkrone eine Höhe von 40 Metern auf und ist 200 Meter lang. Sie besteht aus fünf Pfeilern, die von Gitterträgern überbrückt sind. Die Breite beträgt 26 Meter. An einer anderen Stelle, hinter Hochstein, sind Auffüllungen erforderlich, die an der tiefsten Stelle 28 Meter betragen. Ein weiterer Durchlaß ist am Dickelsbach vorgesehen. Eines vermißt man nur in dem Plan, nämlich die Anlage einer Zufahrtsstraße von Düsseldorf aus. Die Reichsautobahn wird an Bedeutung verlieren, wenn man nicht von einer Großstadt wie Düsseldorf aus eine Zufahrt schafft. Wie wir in Erfahrung bringen konnten, hat die Stadt Düsseldorf bereits einen Einspruch in diesem Sinne eingelegt, dem man hoffentlich seine Berechtigung nicht versagt. Über 100 Arbeiter sind bereits an den Baustellen beschäftigt, weitere 200 bis 300 werden wohl noch Beschäftigung finden. Es besteht also die gute Aussicht, daß der Bau der Autobahn

die Arbeitslosigkeit auch in unserem Bezirk wesentlich verringern und manchem Volksgenossen Brot und Arbeit geben wird.

Nachdem feststand, daß die neue Autostraße am westlichen Gemeindegebiet von Hösel vorbeigeführt werden sollte, war das Schicksal von drei Häusern, die für den Bau abgerissen werden mußten, besiegelt. Es waren die beiden Gebäude „Am Kämpchen“, die rechts und links an der alten Straße, die über Eggerscheidt nach Ratingen führte, gestanden haben. Erste urkundliche Erwähnungen des Hofes Kämpchen gehen schon auf das Jahr 1693 zurück. Hier befindet sich heute die Brücke über die A3 nach Eggerscheidt und Ratingen. Das dritte Anwesen war der kleine Kothen „Neuallscheidt“, der genau gegenüber der heutigen Autobahnraststätte Hösel gestanden hat. Als Entschädigung bekamen die vier Familien zwei neue Häuser an der Straße Allscheidt und an der Eggerscheidter Straße in Hösel übereignet.

Die Tageszeitung „Generalanzeiger der Stadt Wuppertal“ schrieb am 26. September 1936 unter dem Titel „Die Reichsautobahn wächst. – Ein wichtiger und schwieriger Abschnitt im Niederrhein fertiggestellt“:

Am 27. September wird, wie schon berichtet, der tausendste

Kilometer der Reichsautobahn dem Verkehr übergeben.

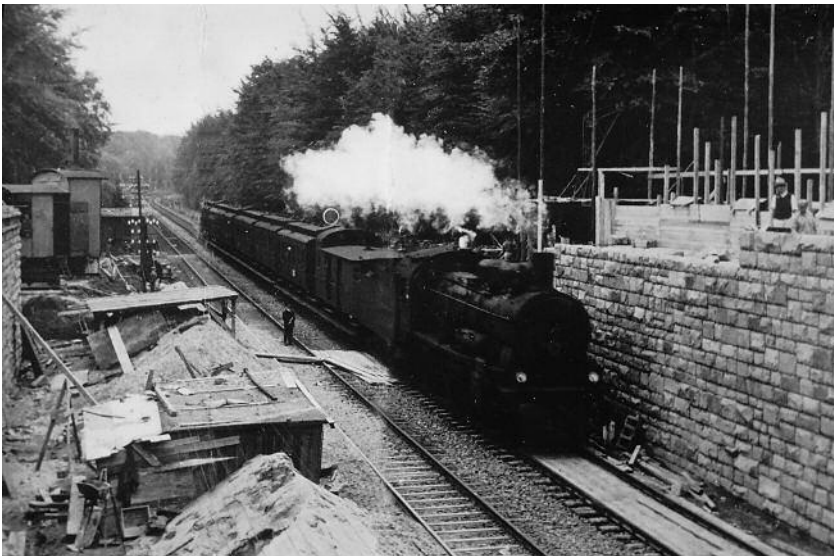
Diesen wichtigen Abschnitt in dem gigantischen Werk der Straßen Adolf Hitlers nimmt die Oberste Bauleitung der Reichsautobahnen in Köln zum Anlaß, Einzelheiten über den gegenwärtigen Stand der Bauarbeiten an den Autobahnen im Rheinland sowie über den Arbeitsfortschritt und die weiteren Vorhaben bekanntzugeben.

Auf der Strecke Köln-Düsseldorf-Industriegebiet wird am 27. September die bedeutsame Teilstrecke von acht Kilometern (von der Auffahrt Düsseldorf-Süd bis zur Auffahrt Düsseldorf-Mitte) dem Verkehr übergeben. Die Restarbeiten, wie Aufräumung und Säuberung der Decken, Anstrich der Geländer und Aufstellung der Verkehrszeichen gehen ihrem Ende entgegen. Die Strecke verläuft über Bruchhausen, Erkrath, Hubbelrath bis zur Auffahrt an der Provinzialstraße Düsseldorf-Mettmann. Die Freigabe dieser Strecke vermittelt eine bessere Verbindung zum östlichen und nördlichen Stadtteil Düsseldorfs sowie eine wesentlich günstigere Zufahrt zum Industriegebiet unter Umgehung Düsseldorfs.

Die Arbeitsleistung an dieser kurzen Teilstrecke ging weit über das kilometrische Durchschnittsmaß hinaus. Die tiefen Einschnitte und die gewaltigen Erddämme, die in



Beginn der Erdarbeiten im Bereich der heutigen Brücke, auf der die Kreisstraße von Hösel nach Eggerscheidt die Autobahn überquert. Die Aufnahme entstand im Herbst 1935. Links der Kothen „Am Kämpchen“, im Hintergrund das Haus „Neuallscheidt“



Bau der Autobahnbrücke über die Reichsbahnstrecke Essen - Düsseldorf.
Der Personenzug in Richtung Ratingen fährt auf dem „falschen“, linken Gleis, weil das rechte Gleis durch Baumaterial blockiert ist

diesem Gebiet am Auslauf des Bergischen Landes notwendig wurden, bedingten eine Erdbewegung, wie sie sich nur in seltenen Fällen bei dem Bau der Reichsautobahnen auf solch kurzer Strecke vorfindet. Neben den fünfzehn Über- und Unterführungen liegt in dieser Teilstrecke auch die gewaltige Brücke bei Erkrath, eines der größten Bauwerke der Reichsautobahn überhaupt. In einer Länge von 550 Meter überspannt sie mit ihren zwölf Öffnungen in einer Höhe von 22 Metern den westlichen Auslauf des Neandertales. An beiden Brückenenden sind Rast- und Parkplätze angelegt, die dem Fahrer neben der Besichtigung des interessanten Bauwerks auch Spaziergänge in das Neandertal ermöglichen.

Im weiteren Verlauf der Strecke über die Mettmanner Straße hinaus liegen zwei große Talbrücken – über das Schwarzbach- und über das Angerbachtal –, die beide bald fertiggestellt sind, so daß mit der Freigabe der weiteren Strecke bis ins Herz des Industriegebietes im kommenden Frühjahr gerechnet werden kann. Die Decken werden hier bereits Anfang Oktober begonnen. Gleichzeitig wird mit der Freigabe dieser Strecke auch der im Bau befindliche südliche Zubringer nach Düsseldorf, der bei Kilometer 24,5 (Düsseldorf-Süd) abzweigt, dem Verkehr übergeben werden.

Am 13. Mai 1937, zwei Tage vor der Eröffnung, wurde in vielen Tageszeitungen auf die bevorstehende Einweihung der Reichsautobahn hingewiesen. In der Beilage zum Generalanzeiger der Stadt Wuppertal „Bergisch Land“ war unter der Überschrift „Reichsautobahn Köln-Düsseldorf-Duisburg vollendet. – Die bisher fehlende Strecke zwischen Düsseldorf-Mitte und Breitscheid wird dem Verkehr übergeben“ zu lesen:

19.5.37

Das überbrückte Angertal

Die Angerbachtalbrücke, eine Leistung deutscher Technik und deutschen Fleißes

W.G. Ratingen, 18. Mai 1937.

Mit der am Pfingstamstag erfolgten Verkehrsübergabe der Reichsautobahnstrecke zwischen Erkrath und Breitscheid hat wiederum ein Meisterwerk deutscher Technik und deutschen Fleißes seine Krönung erfahren. In 16 Monaten eifrigen Schaffens, wobei besonders die Witterungsunbilden des Regenjahres 1936 sich stark hemmend auswirkten, wurde dieses gigantische Werk, dessen Glanzpunkte die imposanten Neubauten der Angerbachtal- und Schwarzbachtalbrücke darstellen, glücklich zu Ende geführt. In äußerst harmonischer Weise passen diese beiden Bauwerke sich dem idyllischen Landschaftsbild an.

Während die Schwarzbachtalbrücke nunmehr reiflos fertiggestellt ist, bedarf die Angerbachtalbrücke noch einer nachträglichen Ergänzung. Hierbei handelt es sich um die demnächstige Anbringung der in eiserne Ausführung geplanten Brüstungsgeländer. An Stelle dieser Eisengeländer ist zur Zeit die provisorische Geländerkonstruktion in Holz ausgeführt. Ferner sind im Zusammenhang mit den noch zu verrichtenden Aufräumungsarbeiten auch noch einige Gerüst-

aufbaureste von den hochaufragenden Brückenpfeilern zu beseitigen.

Die Romantik des lieblichen Angertales mit der in zahlreichen Windungen hindurchfließenden Anger wird dadurch noch wesentlich erhöht, indem dort in der gemächlich verlaufenden Angertalbahn und der überquerenden Reichsautobahn die verkörperte alte und neue Zeit sich begegnen. Landschaftliche Schönheit und wohlthuende Ruhe sowie Technik und hastender Verkehr aber brücken heute dem Angertal an dieser Kreuzungsstelle ihren vornehmlichen Stempel auf.

Das Angertal und die im Zuge der neu eröffneten Reichsautobahnstrecke in den Verkehr gestellte Angerbachtalbrücke, unweit der Raab-Ritterburg Gräfenstein, lockte als besonderer Anziehungspunkt Scharen auswärtiger Bewunderer an. Daher darf die außergewöhnlich starke Inanspruchnahme der herrlichen, neuen Fahrstrecke, die jetzt erst zur Auswertung kommt, nicht überraschen. Allein am Pfingstsonntag konnten ungefähre 15 000 Kraftfahrzeuge gezählt werden, die auf der neu eröffneten Reichsautobahnstrecke das Landschaftsbild der Ratingen-Höfeler Gegend durchführten.

Am 15. Mai, vormittags 9.00 Uhr, wird, wie schon kurz berichtet, das bisher fehlende zwölf Kilometer lange Zwischenstück der Reichsautobahn von „Düsseldorf-Mitte“ (an der Reichsstraße Düsseldorf-Mettmann) und der Auffahrt Düsseldorf-Nord (bei Breitscheid) dem Verkehr übergeben. Damit ist die Strecke Köln-Düsseldorf-Industriegebiet von Köln bis Oberhausen befahrbar. Da gleichzeitig die Zubringer nach Düsseldorf, die von den Auffahrten „Düsseldorf-Süd“ (bei Unterbach) und „Düsseldorf-Nord“ abgehenden 17 Meter breiten Reichsstraßen, fertiggestellt sein werden, ist der ungehinderte Verkehr zwischen Düsseldorf und dem Ruhrgebiet in beiden Richtungen sichergestellt.

Die Reichsautobahnstrecke Köln-Oberhausen ist rund 60 Kilometer lang.

Die Schwarzbachtalbrücke hat eine Länge von 255 Metern. Die für beide Fahrbahnen getrennt verlaufenden 2,30 Meter hohen eisernen Überbauten ruhen auf vier Betonpfeilern und zwei Widerlagern. Die Straße verläuft in einer Höhe von 25 Metern über der Talsohle. Die 200 Meter lange Angertalbrücke ist ein Gewölbebauwerk mit sieben Bogen und acht Pfeilern, die



Die Autobahn in Fahrtrichtung Krummenweg in den 50er Jahren.
Rechts befindet sich heute die Raststätte Hösel.
Noch ist wenig Verkehr auf der Autobahn, und die Fahrbahn ist nur notdürftig
ausgebessert. Leitplanken gibt es noch nicht

mit Grauwackebruchsteinen aus dem Bergischen Lande verkleidet sind. Die Bogen haben eine Spannweite von 24 Metern lichter Weite und führen die Straße in einer Höhe von 37,30 Metern über das Tal.

Einladende Parkplätze in der Nähe der beiden Brücken werden dem Autofahrer die Möglichkeit geben, die neuen, interessanten Bauwerke genauer zu besichtigen.

Gleichzeitig mit der Freigabe der Strecke Köln-Oberhausen werden

außer den bereits dem Verkehr übergebenen Auffahrten noch die neuen Anschlußstellen „Ratingen-Wülfrath“ und „Duisburg-Wedau“ freigegeben.

Durch die Ausfüllung der bisher noch zwischen den Strecken der Obersten Bauleitungen Köln-Essen verbliebenen Baulücke wird jetzt eine zusammenhängende Strecke von rund 60 Kilometern zwischen Köln und Oberhausen betriebsfertig. Die südlichen Anschlußstellen vermitteln den Verkehr zum Bergischen Land mit seinen Ausflugszielen. Mit der Freigabe der Durchgangsstrecke Köln-Oberhausen sind auch gleichzeitig drei Tankstellen in „Düsseldorf-Nord“, in „Düsseldorf-Süd“ und in Opladen fertiggestellt und dem Betrieb übergeben. Die Reichsautobahn-Tankanlage „Düsseldorf-Nord“ ist den Verkehrsbedürfnissen entsprechend in das Auffahrtsdreieck des östlichen Auffahrtsarmes eingegliedert.

Helmut Kuwertz

Literaturnachweis:

Thomas Kunze/Reiner Stommer
„Reichsautobahn - Pyramiden

Das Führerproblem, genetisch betrachtet

Als Gott am ersten Wochenende
die Welt besah, und siehe, sie war gut,
da rieb er sich vergnügt die Hände.
Ihn packte eine Art von Übermut.

Er blickte stolz auf seine Erde
und sah Tuberkeln, Standard Oil und Waffen.
Da kam aus Deutschland die Beschwerde:
„Du hast versäumt, uns Führer zu erschaffen!“

Gott war bestürzt. Man kann 's verstehen.
„Mein liebes deutsches Volk“, schrieb er zurück,
„es muß halt ohne Führer gehn.
Die Schöpfung ist vorbei. Grüß Gott. Viel Glück.“

Nun standen wir mit Ohne da,
der Weltgeschichte freundlichst überlassen.
Und: Alles, was seitdem geschah,
ist ohne diesen Hinweis nicht zu fassen.

Erich Kästner

Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit vor Gericht?

Die Nachkriegsprozesse des ehemaligen Leiters des Ratinger Gymnasiums 1953 - 1956

Wie in vielen anderen Städten war auch in Ratingen die Zeit des Nationalsozialismus trotz des Anscheines von wohlgesetzter Ordnung und Sicherheit eine Epoche starker Spannungen und Gegensätze, wie sie sich z. B. im politischen Widerstand von KPD und SPD, im Widerstreben der Kirchen, aber auf niedrigerer Ebene und in anderer Form auch in Auseinandersetzungen an der Städtischen Oberschule um den geistlichen Studienassessor Mücher dokumentierten. Mit der Übersiedlung der Gestapoleitstelle aus dem zerbombten Düsseldorf nach Ratingen im Sommer 1943 hielt der brutale politische Terror von Amts wegen seinen Einzug, wurden das alte Lehrerseminar und das Polizeigefängnis an der Wiesenstraße zu Schauplätzen von Verbrechen, die von der Öffentlichkeit nicht unbemerkt blieben. Um so mehr erstaunt es, daß nach einer flüchtigen politischen Sichtung und Säuberung unmittelbar nach Kriegsende ein jahrzehntelanges kollektives Desinteresse und Vergessen einsetzte, das auch die lokale historische Forschung einschloß. Erst zu Beginn der achtziger Jahre begann eine erste historische Aufarbeitung.

Eine für sich isoliert dastehende Ausnahme dieses Verhaltens bildeten Mitte der fünfziger Jahre Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Neubesetzung der Direktorstelle des Städtischen Gymnasiums. Der 1945 aus politischen Gründen entlassene Schulleiter, H. S., suchte nach der Pensionierung seines Nachfolgers, Dr. K., in einem mehrjährigen, in mehreren Instanzen gegen die Stadt Ratingen geführten Prozeß die Rückkehr in sein altes Amt zu erzwingen. Die öffentlichen Darlegungen eines ehemaligen Schülers auf einer Elternversammlung, S. habe Schüler und Lehrer jahrelang politisch terrorisiert und sei darum für eine Wiedereinsetzung

nicht geeignet, führte zu einem parallelen Beleidigungsprozeß vor dem Ratinger Amtsgericht, der mit dem Aufgebot von über 50 Zeugen in mehrtägigen Verhandlungen zu einer leidenschaftlich geführten Auseinandersetzung um die nationalsozialistische Vergangenheit und zu einer Spaltung der Ratinger Öffentlichkeit führte. Nach dem Ende dieser beiden Prozesse 1956 verschwand die problematische Vergangenheit für die folgenden 25 Jahre wieder in der Versenkung.

Aufgabe dieser Untersuchung, die sich vor allem auf umfangreiches Aktenmaterial des Stadtarchives und auf Zeitungsberichte stützt, soll es sein, der politischen Situation an der Ratinger Oberschule vor 1945 und den nach Kriegsende vorgenommenen Säuberungsmaßnahmen nachzugehen. Im Mittelpunkt soll danach die juristische Aufarbeitung dieser Tatbestände in den beiden Prozessen und die Rolle bzw. Reaktion der verschiedenen Formen der Öffentlichkeit auf dieses Aufrollen der Vergangenheit stehen.

Die nationalsozialistische Macht ergreifung im Januar 1933 traf das Städtische Realgymnasium inmitten einer Existenzkrise, die zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb des Kollegiums geführt hatte. Der 1929 vorgenommene Ausbau des Progymnasiums zu einer Vollanstalt führte in der Weltwirtschaftskrise zu finanziellen Belastungen, welche die Stadt am Ende kaum noch zu tragen vermochte. Es drohte der Abbau der Oberstufe und damit die Entlassung mehrerer Lehrer. In diese Auseinandersetzungen, die sich insbesondere auch gegen den Schulleiter, Studiendirektor Dr. Klostermann, richteten, wurden von jüngeren Kollegen die neuen nationalsozialistischen Amtsträger eingeschaltet, um durch diese Politisierung die eigene Position zu stärken. Am Ende standen

1934 der Abbau der Oberstufe, die vorzeitige Zurruehesetzung mehrerer älterer Lehrer und die Versetzung des bisherigen Schulleiters nach Eschweiler. Der Hauptträgersführer der Revolte, Studienrat Dr. L., blieb aber dank inzwischen eng geknüpfter Verbindungen zur Ortsgruppe der NSDAP und zur HJ in seinem Amt und übte fortan, später zum Standortführer der HJ befördert, an der Oberschule einen unheilvollen politischen Einfluß aus.

Im Austausch mit Dr. Klostermann wurde H. S., bis dahin Studienrat an der Oberrealschule in Eschweiler, zum kommissarischen Schulleiter in Ratingen berufen. Dem katholischen Milieu entstammend, war er mehrere Jahre am Lyzeum in Hattingen tätig gewesen, später als Lehrer in Eschweiler zum Fraktionsführer des Zentrums im Stadtrat aufgestiegen und hatte dort im März 1933 eine Koalition seiner Partei mit der NSDAP durchgesetzt.

Da der bisherige Leiter des Eschweiler Realgymnasiums aus politischen Gründen entlassen worden war, hatte man, so Mücher in einer Stellungnahme 1945, beabsichtigt, Studienrat S. zum Nachfolger zu berufen, was aber an überörtlichen Widerständen gescheitert war. Deshalb wurde H. S. nun zum 1. 1. 1934 im Austausch mit Dr. Klostermann nach Ratingen versetzt, im Unterschied zu seinem Vorgänger also jemand, der sich darauf verstand, Interessen auch auf politischem Parkett wahrzunehmen.

Seine Amtsführung verlief von Anfang an nicht ohne Spannungen. Soeben noch Zentrumsmitglied, mußte S. vor allem das Vertrauen der örtlichen NSDAP gewinnen. Bei seinem ersten größeren öffentlichen Auftritt in Ratingen im März 1934 anlässlich der Abiturientenverabschiedung forderte er in seiner Festansprache vor den El-



Fanfarenkorps der Ratinger Hitlerjugend am 1. Mai 1934

tern, den Vertretern der Stadt, der Partei und anderer öffentlicher Institutionen die Abiturienten mit Nachdruck auf, „aus ehrlicher nationalsozialistischer Überzeugung den Weg in die SA zu finden und sich freiwillig zum Arbeitsdienst zu melden“. Nationalsozialistische Weltanschauung in der Theorie genüge nicht. Notwendig und entscheidend sei die Tat, „die unseren Staat gebar und weiterführen muß“. Und bei seiner offiziellen Amtseinführung ein Jahr später hob der frisch ernannte Studiendirektor hervor, daß ihm die enge Zusammenarbeit mit der Leitung der Partei besonders am Herzen liege und er bei seiner bisherigen Tätigkeit in Ratingen bei keiner Dienststelle so viel Verständnis für die Belange der Schule und so bereitwillige Unterstützung gerade in schwierigen Fragen gefunden habe wie bei der Ortsgruppenleitung. Zugleich betonte S. „die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit von Schule und Hitlerjugend“. Er werde sich immer wieder dafür einsetzen, daß „alle Schüler seiner Schule durch die große nationalsozialistische Jugendbewegung hindurchgingen“, ein Versprechen, das S. alsbald wahr machte, da dank seiner unermüdlichen Aktivitäten – seine Gegner sprachen später von massivem Druck – schon zehn Monate später im Januar 1936, also noch vor der Erklärung der HJ zur offiziellen Staatsjugend, 93,7 Prozent der

Schüler des Progymnasiums ihr angehörten und in einem feierlichen Akt in Anwesenheit der Presse und der lokalen Prominenz die HJ-Fahne an der Schule gehißt werden konnte. Manche Eltern mochte es verbittern, daß parallel zu dieser angeblichen pädagogischen Großtat die konfessionellen Jugendgruppen, denen ihre Kinder in großer Zahl angehörten, überwacht und verboten und bald endgültig aufgelöst wurden.

So war es wenig erstaunlich, daß die Amtsführung von S. in weiten Teilen der katholisch gebundenen Bevölkerung Befremden auslöste und wiederholt in persönlichen Vorsprachen, aber auch auf Elternversammlungen kritisiert wurde. Insbesondere warf man S. vor, daß er Studienrat Dr. L. freie Hand lasse und dieser in seinem Deutsch- und Geschichtsunterricht Meinungsterror ausübe und konfessionell orientierte Schüler herabsetze und benachteilige. Im Zusammenhang mit diesen Konflikten, die von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrachen, bildete sich um den aus politischen Gründen strafversetzten geistlichen Studienassessor Mücher ein informeller Kreis von Schülern und Eltern, der, obwohl Mücher 1942 zwangsweise aus dem Schuldienst entlassen wurde, bis Kriegsende in seiner Opposition gegenüber der Schulleitung und nationalsozialistischen Lehrerschaft verharrte.

Ob Direktor S. selbst vom Zentrumsmann zum überzeugten Nationalsozialisten konvertiert war, wie Mücher auf Befragen der neuen Stadtregierung im Sommer 1945 behauptete, ist umstritten. Andere Gegner werfen ihm pure Anpassung und Opportunismus vor. Daß S. sein Amt auf der Basis gewissenhafter nationalsozialistischer Staatstreue führte, wird in einer Fülle erhaltener Akten und z. B. in einem von ihm 1936 abgefaßten Bericht über den Studienassessor G. an die Behörde in Koblenz deutlich: auf 18 Seiten warf er dort dem mißliebigen Kollegen vielfach politische Unzuverlässigkeit und Zersetzung der politischen Unterrichtsarbeit anderer Lehrer vor, Vorwürfe, deren Gefährlichkeit kaum zu überschätzen war. Der aus politischen Gründen zwangsversetzte ehemalige Ratinger Lehrer Dr. H. – als Luxemburger verweigerte er das offizielle Bekenntnis zum Deutschtum – urteilte auf eine Anfrage des Bürgermeisters im Sommer 1946: „Meiner Meinung nach war die Einstellung von Herrn Direktor S. zum Nationalsozialismus durchaus positiv. Sie entsprang ebenso einer großen Angst wie einem gewissen Opportunismus. Nichtnazistische Kollegen bezeichneten ihn als gefährlich“.

Weitere politische Vorwürfe gegen S. gingen dahin, er habe, wie es z. B. in pathetischen Ansprachen auf Trauerfeiern für als Flakhelfer gefallene Schüler mehrfach sichtbar geworden sei, nach außen hin bis zuletzt am Glauben vom Endsieg festgehalten. Später aber sei bekannt geworden, daß er schon etliche Monate vor der Kapitulation Vertretern der Stadt zugesagt habe, bei einer eventuellen Übergabe an die Alliierten als Dolmetscher zur Verfügung zu stehen, was auch geschehen sei. Dieser Vorwurf, „der Typ eines Konjunkturmenschen“ zu sein, der sich jeweils „der politischen Situation anzupassen“ versuche, wurde mit besonderem Nachdruck von Bürgermeister Dr. Gemmert vertreten, der mit den Vorgängen an der Schule vertraut war, da sein Sohn zum engsten Kreis um Mücher gehört hatte.

Der allgemeine Umbruch bei Kriegsende forderte eine politische Bilanz des Vergangenen. Im



Dr. Franz-Josef Gemmert
Bürgermeister von Ratingen
von Mai 1945 bis Mai 1948

Rahmen der Säuberungen, die von der Besatzungsmacht gefordert und in Ratingen vom neu eingesetzten kommissarischen Bürgermeister Dr. Gemmert, dem Leiter der inzwischen stillgelegten Spinnweberei Cromford, und einem städtischen Personalaus-schuß aus Vertretern aller Parteien betrieben wurde, verlor auch Direktor S. wie zuvor schon vier Leiter von Volksschulen und der Leiter der Berufsschule sein Amt. Insgesamt wurden in Ratingen in einem ersten Anlauf bis Mitte Juni 1945 allein etwa 40 städtische Bedienstete aus politischen Gründen entlassen.

Für H. S., der sich in den folgenden Monaten mit großer Erbitterung bei allen ihm zugänglichen Instanzen gegen seine Entlassung wehrte, war diese ein schweres Unrecht. In seiner Sicht handelte es sich dabei um eine persönliche Gehässigkeit des Bürgermeisters, da er als Schulleiter stets nur untadelig seine Pflicht getan habe, eine Auffassung, an der er auch zehn Jahre später noch unbeirrt festhielt. Das Argument des Bürgermeisters, S. sei aufgrund seiner Rolle im alten Regime für einen politischen Neuanfang untragbar geworden, lag außerhalb seiner Einsicht.

Als Leiter der einzigen Oberschule am Ort hatte S. in der geistigen Führung und Verführung der Kleinstadt unbestreitbar eine wichtige Rolle gespielt. Die Umstände seiner Entlassung und der weitere Gang seines persönlichen Schick-

sals boten S. offenbar viele Gründe, auf seiner Rechtsauffassung zu beharren, die die Geschehnisse der Vergangenheit weitestgehend auf die formale Ebene reduzierte. So nahm er z. B. Anstoß daran, daß 1945 und danach eine förmliche Amtsenthebung auf der Basis einer gerichtlichen Entscheidung fehlte – was angesichts des zeitweisen Zusammenbruchs aller staatlichen Instanzen vielfach der Fall war – und daß stattdessen der eigentlich nicht zuständige Bürgermeister eine vorläufige Beurlaubung verhängt hatte, die erst einige Tage später in wenig überzeugender Form vom Regierungspräsidenten bestätigt worden war. Dennoch hatte der Bürgermeister noch am Tage der Entlassung (19. Juni 1945) einen Nachfolger präsentiert, Studienrat Dr. K., der dann im Sommer 1946 offiziell als neuer Schulleiter bestätigt wurde.

Auch die weiteren Schritte entsprachen nicht beamtenrechtlichen Normen. Nach der Wiederaufnahme des Unterrichts wurde S. im Austausch mit Dr. K. an das Max-Planck-Gymnasium nach Düsseldorf abgeordnet und im folgenden Sommer auf Anordnung der Militärregierung – also wieder außerhalb der normalen Gerichtsbarkeit – in das Amt eines Studienrates zurückgestuft.

Sein Rechtsempfinden verletzt mußten auch mehr private Unzuträglichkeiten, wenn z. B. schon eine Woche nach der vorläufigen

Beurlaubung der soeben erst in Aussicht genommene Nachfolger in Ratingen erschien, um in Verbindung mit dem Bürgermeister S. aus seiner Dienstwohnung, dem Direktorhaus an der heutigen Poststraße, zu vertreiben, mit all den häßlichen Auftritten, wie sie Vorgänge dieser Art offenbar mit sich bringen. In der Tat empörte die Art dieses Vorgehens sogar das in den Konflikt eingeschaltete Regierungspräsidium, das Anfang Oktober mahnte, der unselige nationalsozialistische Geist mit seinen Folgen werde am besten dadurch überwunden, daß man die aus diesem Geiste entstandenen Praktiken ablöse und sie nicht mit umgekehrten Vorzeichen fortsetze. Auch gegenüber Direktor S. sei man Gerechtigkeit schuldig. „Über die Forderungen des Studienrates Dr. K. nach einer Wohnung von 11 Räumen und über die Art, wie er sie vertrat, schüttelt man hier den Kopf.“

Neuen seelischen Auftrieb dürfte S., der später an der Bahnstraße wohnte und dadurch weiterhin mit der Entwicklung in Ratingen eng verbunden blieb, durch das Ergebnis seines Entnazifizierungsverfahrens erhalten haben: er wurde voll entlastet und in Kategorie V eingereiht.

Die äußeren Daten für S., der wohl wegen seiner Zentrumsvergangenheit bei seinen neuen Parteinbindungen Zurückhaltung geübt hatte, waren bescheiden:



Das alte Ratinger Gymnasium an der heutigen Poststraße im Jahre 1908. Links daneben das sogenannte Direktorhaus, in dem heute die Johanniter-Unfallhilfe stationiert ist

- 1. 10. 1933: Mitglied des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB),
- 1. 3. 1934: Ortsbildungswart in der Nationalsozialistischen Gemeinschaft Kraft durch Freude (KDF),
- 1. 4. 1934: Förderndes Mitglied in der SS, (was sich auf die Zahlung einer bestimmten Unterstützung beschränkte),
- 1. 5. 1937: Mitglied der NSDAP.

Nach dem „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ in der amerikanischen Besatzungszone vom 5. 3. 1946, das ab April 1947 mit der Übernahme des Kategorisierungssystems auch in der britischen Zone der Entnazifizierung zugrundegelegt wurde, galt als entlastet, „wer trotz seiner formellen Mitgliedschaft ... sich nicht nur passiv verhalten, sondern nach dem Maß seiner Kräfte aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dafür Nachteile erlitten hat“.

Diese Kriterien trafen jedoch in keiner Weise als Beschreibung der Rolle, die S. gespielt hatte, zu. Wie es dazu kam, daß S. zu den angeblichen Widerständlern gerechnet wurde, bleibt unverständlich, zumal eine Entnazifizierungsakte im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf nicht auffindbar war. Vermutlich bietet hier seine Rolle bei der Übergabe der Stadt an die Amerikaner am 17. April 1945, bei der, wie oben erwähnt, S. als Dolmetscher fungierte, eine Erklärung. Für eine Zuordnung zum Begriff Widerstand bleibt dies aber ein sehr dürftiger Befund.

Mit der Entnazifizierung, die für S. einer moralischen Rehabilitierung gleichkam, wurde ein juristisches Faktum gesetzt, das in seinem beamtenrechtlichen Kontext die entscheidende Weichenstellung für die gesamte weitere Abwicklung bedeutete; denn mit diesem Freispruch erster Klasse, wie man vielleicht etwas salopp sagen darf, verlor der Fall S. seine politischen Implikationen und wurde zu einer rein verwaltungsrechtlichen Angelegenheit. Alle Vorwürfe, die in ir-

gendeiner Form die nationalsozialistische Vergangenheit betrafen, waren fortan juristisch ohne Belang.

Die allgemeine politische Entwicklung ging in die gleiche Richtung, die jüngste Vergangenheit zu begraben. Obwohl die Entnazifizierung in der gerade entstehenden Bundesrepublik noch einige Jahre weitergeführt wurde, war die deutsche Öffentlichkeit ihrer schon seit langem überdrüssig. So enthielt das im Mai 1949 verabschiedete neue Grundgesetz in seinem berühmten Artikel 131 den Auftrag an den Gesetzgeber, die Rechtsverhältnisse von „Personen ... , die am 8. Mai 1945 im öffentlichen Dienst standen, aus anderen als beamten- oder tarifrechtlichen Gründen ausgeschieden sind oder nicht ihrer früheren rechtlichen Stellung entsprechend verwendet werden, ... durch Bundesgesetz zu regeln“. Bis zu dessen Inkrafttreten, so der Artikel 131 weiter, seien auch entsprechende landesrechtliche Regelungen möglich.

Nach einer schon im März 1949 von der Landesregierung Nordrhein-Westfalens erlassenen Verordnung hatten Beamte, „die im Entnazifizierungsverfahren rechtskräftig in die Kategorie V eingestuft, aber nicht wieder in ihre alte Planstelle oder eine gleichwertige Planstelle eingestuft worden sind, Anspruch auf Wiedereinstellung in das ... bekleidete Amt“.

Aufgefordert von der Stadt Düsseldorf als dem Träger des Max-Planck-Gymnasiums und dem Provinzialschulkollegium, sah sich die Stadt Ratingen genötigt, vom 1. Juli 1950 an den Differenzbetrag zwischen der derzeitigen Stellung von S. als Studienrat und seiner früheren als Oberstudiendirektor als Ausgleich zu zahlen. Damit schien das vermeintliche Unrecht von 1945 schon zu einem wesentlichen Teil gesühnt zu sein.

Die bevorstehende Pensionierung seines Nachfolgers, Oberstudiendirektor Dr. K., zum 31. Mai 1953 brachte neue Bewegung in den Fall S. Zur Regelung der Nachfolge veranstaltete die Stadt, terminiert auf den 20. Januar 1953, eine öffentliche Stellenausschreibung, an der sich S. aber nicht beteiligte. Nach dem Abschluß überraschte S. die Stadtverwal-

lung Ende April mit der Bitte, ihm Gelegenheit zu geben, dem Rat oder dem Hauptausschuß seinen, wie er schrieb, „Rechtsstandpunkt“ zur Besetzung der Schulleiterstelle mitzuteilen und zu erläutern. In der Sitzung des Hauptausschusses vom 22. Mai 1953 legte er in einem andertalbstündigen Vortrag „das ihm nach dem Umbruch 1945 widerfahrene Unrecht dar unter Betonung seines unermüdlichen Einsatzes für das Städtische Gymnasium, der ihm hierbei begegneten Schwierigkeiten und seiner Bemühungen um den Ausbau zur Vollanstalt“. Zum Schluß ließ er anklingen, „daß er wohl einen Anspruch auf Wiedereinstellung habe, wenn er hierauf auch zur Zeit keinen Rechtsanspruch erheben könne“. Der Hauptausschuß beschloß noch in der gleichen Sitzung, daß S. schon wegen seines Alters von beinahe 62 Jahren für die Schulleiterstelle nicht mehr in Frage komme und beauftragte drei seiner Mitglieder, dieses S. alsbald in angemessener Form mitzuteilen.

Noch bevor dies geschehen war, beantragte S. am 15. Juni, vier Tage vor der Sitzung des Stadtrates zur Direktorwahl, unter Hervorhebung seines Rechtsanspruchs die Wiedereinstellung als Schulleiter und legte den Antrag zugleich dem Provinzialschulkollegium in Düsseldorf vor. Dennoch wählte der Rat, davon unberührt, wie vorgesehen mit 19 Stimmen bei 9 Enthaltungen den Bewerber Oberstudiendirektor F. R. aus Bückeberg, allerdings unter dem Vorbehalt, daß S. keinen entsprechenden Rechtsanspruch geltend machen könne. Auch F. R. war 1945 aus politischen Gründen abgesetzt worden und hatte, wie der Anwalt von S. bald hämisch anmerkte, im Gegensatz zu S., der in diesem Punkte ungeschoren geblieben war, anderthalb Jahre in Umerziehungslagern zugebracht.

R. konnte eine eindrucksvolle Karriere vorweisen: Volksschullehrer, Realschullehrer, dann erst das Abitur nachgeholt, Universitätsstudium in Deutsch, Englisch und evangelischer Religion, Assessorexamen mit der Note „sehr gut“, danach bald Schulleiter und am Ende 1945 Entlassung aus politischen Gründen. Daß der Stadtrat

offenbar nur zwischen zwei ehemaligen Parteigenossen wählen konnte, zeigt die Besonderheiten und Zwänge dieser Übergangszeit. Auf jeden Fall war R. weitaus jünger und durch örtliche Vorgänge nicht vorbelastet.

Um einen langen Prozeß mit ungewissem Ausgang zu vermeiden – die Schulbehörde hielt, wie es hieß, die Ansprüche von S. für „unanfechtbar“ – veranlaßte der Hauptausschuß in der Überzeugung, es gehe S. mehr um eine moralische Rehabilitierung als um die tatsächliche Wiedereinsetzung in das alte Amt, den schon im Mai beschlossenen Vermittlungsbesuch bei S. durch drei prominente Mitglieder. Nach einem ausführlichen Gespräch sagte S. zu, seine endgültige Entscheidung bis Ende Juli mitzuteilen. S. blieb sodann bei seinem Anspruch, der im August in einer Ratssitzung mit 18 gegen 6 Stimmen bei zwei Enthaltungen abgelehnt wurde. Als Begründung gab man an, daß S. es an einer rechtzeitigen Bewerbung auf die öffentliche Ausschreibung habe fehlen lassen, sein Rechtsanspruch sich aus den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen nicht ohne weiteres ergebe, und vor allem, daß sein fortgeschrittenes Alter im Falle einer Wiedereinsetzung schon bald einen neuen Schulleiterwechsel nötig mache. Damit war ein Prozeß nicht mehr zu umgehen, und beide Seiten waren sich darüber klar, daß dieser sehr lange, vielleicht bis zur Pensionierung des Kandidaten werde dauern können. Die Bestätigung des Gegenkandidaten R. wurde von der Schulbehörde verweigert, auch als der Rat dessen Wahl – nun ohne rechtlichen Vorbehalt – im Dezember 1953 bestätigte.

An dieser Stelle läßt sich festhalten, daß S. offenbar nicht von Anfang an eine Rückkehr in sein altes Amt anstrebte. Sein spätes Auftreten, als die Weichen für die Wahl von R. schon gestellt waren, sein unentschlossenes Agieren vor dem Hauptausschuß, das eher der Pflege alter Empfindlichkeiten als einer Bewerbung diene, legen diesen Schluß nahe, wie auch sein eher zögerliches Verhalten noch nach dem Besuch der Vertreter des Hauptausschusses. Angeblich hatte S. denn auch vor dem

Hauptausschuß die von Bürgermeister Kraft gestellte Frage, ob er einen Rechtsanspruch auf Wiedereinstellung erhebe, verneint, was aber im späteren Verfahren ohne rechtliche Bedeutung blieb, da dieser Vorgang im Sitzungsprotokoll nicht festgehalten worden war. Möglicherweise erwartete S. eine Art öffentliche Abbitte für das ihm 1945 angeblich ange-tane Unrecht und eine Belobigung für seine frühere Amtsführung, um dann unter Hinweis auf sein Alter von der Bewerbung abzusehen. Das regulierte Verfahren bei der Vergabe öffentlicher Ämter ließ dafür – ganz abgesehen von der fraglichen Bereitschaft der Ausschlußmitglieder – keinen Raum, und die unmittelbar danach beschlossene Ablehnung mußte obige Empfindlichkeiten aufs neue verletzen. Das weitere Vorgehen der Stadt, für die S. als Kandidat nicht mehr in Frage kam, trieb diesen dazu, aus offensichtlich verletzter Prestigesucht am Ende vor Gericht zu ziehen. Im Verlaufe des danach geführten Rechtsstreites wurde die Haltung von S. immer unnachgiebiger und verbitterter, zumal die Verschleppungstaktik der Gegenseite ihn mehr und mehr ins Unrecht setzen mußte, da er eine ordnungsgemäße Leitung der Schule verhinderte und selbst bei gewonnenem Prozeß das Amt nicht mehr würde antreten können.

Im Herbst 1953 verbreitete sich in der Elternschaft eine immer größere Besorgnis über die seit Anfang Juni bestehende Vakanz, vor allem, da sich abzeichnete, daß diese noch von langer Dauer sein werde; denn inzwischen war, wie oben angedeutet, bekannt gewor-

den, daß die Schulaufsicht die Bestätigung von R. nicht nur ablehnte, sondern den Rechtsanspruch von S. in einer Mitteilung an die Stadt für „unanfechtbar“ erklärt hatte.

Nach einem vergeblichen diskreten Versuch ihres Vorsitzenden, Direktor S. doch noch zu einem Verzicht zu veranlassen, versuchte die Schulpflegschaft im November den umgekehrten Weg, nämlich durch ein einstimmiges Votum, das auch zustande kam, die Wiedereinsetzung von S. zu erreichen.

In einer zweiten erweiterten Schulpflegschaftssitzung, zu der auch Lehrer, der Bürgermeister und Mitglieder des Rates eingeladen waren, sollte Anfang Dezember dieser Absicht zum Durchbruch verholfen werden, wobei der Pflegschaftsvorsitzende hervorhob, daß es nicht um die Frage des einen oder anderen Kandidaten, sondern um die Beendigung der Vakanz gehe.

Sodann erteilte Bürgermeister Kraft einem ehemaligen Schüler, B.Z., den er mit in die Versammlung gebracht hatte, das Wort, der laut Bericht der Rheinischen Post vom 5. Dezember ausführte: „Er sei der Auffassung, daß ein Mann wie S. niemals wieder verantwortlicher Leiter des Gymnasiums sein dürfe. Der Vorsitzende der Schulpflegschaft habe erklärt, daß der beste Mann als Erzieher für die Kinder in Frage komme. Dieser beste Mann sei S. nach seinen Erfahrungen und Kenntnissen nicht. Er müsse daran erinnern, daß der Terror an der Schule vor 1945 unerträglich gewesen sei. Die Entnazifizierung sei nicht in Ratingen, sondern in Düsseldorf

JEANSCRAFT  BY MARC O'POLO	JEANSCRAFT  BY MARC O'POLO
Individuelle Jeanswear JEANS + TRENDS <i>Gabriele Müller-Rohde</i> Lintorf · Speestraße 26 · Ecke Kohlendey · Telefon 39 94 53	

vorgenommen worden. Die Originale der belastenden Akten seien zwar einem Beamten der Schulbehörde übergeben worden, aber spurlos verschwunden, die Fotokopien, die noch vorhanden seien, blieben jedoch als Beweismaterial jederzeit griffbereit.

In der weiteren Diskussion dieses Abends machte der evangelische Pastor Jung darauf aufmerksam, daß die Elternschaft keineswegs einhellig wünsche, daß S. wieder sein Amt ausübe. Ihm seien zahlreiche Eltern bekannt, die schwerwiegende Gründe gegen den ehemaligen Schulleiter vorbrächten.

„Das entscheidende Wort zur Klärung sagte jedoch der Bürgermeister, als er die Verhandlungen mit S. darstellte: ... Der Rat lasse sich nicht dupieren und einen Mann triumphieren, dem nicht das Wohl der Schule und der Kinder am Herzen liege, sondern der sein angebliches Recht auf dem Buckel dieser Schule auspauken wolle, obwohl er in zwei Jahren das Pensionsalter erreiche. Wenn der Rechtsstreit anhängig werde, könne man mit einer Laufzeit von anderthalb bis zwei Jahren rechnen. Finanziell sei Oberstudienleiter S. gesichert, denn die Stadt zahle ihm den Ausgleich zwischen den Bezügen des Studienrats und seiner früheren Stelle ...“

In den folgenden Tagen erschienen in der Rheinischen Post noch weitere Beiträge, in denen Vorgänge an der Schule aus der Zeit vor 1945 angesprochen und Position gegen die Ansprüche und das Vorgehen von S. bezogen wurde, während die Rater Zeitung im Sinne der Schulpflegschaft dafür plädierte, die Rückkehr von S. lieber in Kauf zu nehmen als den langfristigen Verzicht auf einen verantwortlichen Leiter. Das Auftreten des ehemaligen Schülers wurde hier als bössartige Einmischung und als unnötiges Aufwühlen der Vergangenheit verurteilt, zumal es sich um eine geschlossene Veranstaltung gehandelt habe, bei der allerdings auch ein Vertreter der Rheinischen Post zugegen gewesen sei.

Um seine Kompromißlosigkeit darzutun, erneuerte der Rat am 22. Dezember 1953 mit 18 gegen

9 Stimmen bei zwei Enthaltungen – dieses Mal, wie oben erwähnt, ohne Vorbehalte auf eventuelle Rechte von S. – sein Votum für Direktor R. aus Bückeburg. Fortan lag die Entscheidung damit bei den Gerichten, zumal Direktor S. am 30. Dezember beim Amtsgericht Ratingen eine zivile Beleidigungsklage gegen den ehemaligen Schüler Z. einreichte.

Die Klageschrift ging über die in der Rheinischen Post wiedergegebenen Vorwürfe von Z. wesentlich hinaus und vergrößerte sie, offenbar um hierdurch um so griffigere Klagepunkte zu haben. Danach sollte Z. u. a. behauptet haben, S. könne als „charakterloser Mensch nicht mehr als Erzieher der Schüler geduldet“ werden, was von Z. und seinem Anwalt, Dr. Roesen, in dieser Formulierung bestritten wurde. Die Schwierigkeiten begannen also schon bei der Feststellung des inkriminierten Sachverhalts. Der Vorschlag des Anwaltes von Z., die private Niederschrift des Vertreters der Rheinischen Post zugrunde zu legen, wurde von S. abgelehnt.

Weitere Klagepunkte waren die z. T. in dieser Form nicht unbestrittenen Behauptungen:



Prälat Msgr. Karl-Josef Mücher (1900 - 1982), Religionslehrer am Rater Gymnasium seit 1934. Wegen seines mutigen Auftretens gegen den Nationalsozialismus wurde er Ende Oktober 1942 aus dem Schuldienst entlassen

- S. habe die Lehrer- und Schülerschaft terrorisiert,
- er habe Lehrer wegen geringfügiger Dinge denunziert (gemeint war vor allem der Fall des Studienassessors G.)
- er habe die Entfernung eines Lehrers aus dem Amt veranlaßt („Fall Mücher“)
- S. habe, nachdem er vorher den Nationalsozialismus glorifiziert habe, 1945 beim Einmarsch der Amerikaner sich diesen als Dolmetscher zur Verfügung gestellt
- er habe 1945 mitgewirkt, belastendes Material bei der Übergabe an das Schulkollegium verschwinden zu lassen.

Zwischen der Darstellung der beiden Parteien über die Rolle von Direktor S. während der nationalsozialistischen Zeit klafften z. T. Welten. So hatte S. nach seiner eigenen Auffassung sich vor allem bemüht, nach den Turbulenzen unter seinem Amtsvorgänger die Schule in Ordnung zu bringen und auf ein hohes Leistungsniveau zu führen. Zu Auseinandersetzungen sei es – in moderater Form – nur durch die Verböhrtheit einiger katholischer Schüler und Eltern gekommen, die durch das Verhalten von Mücher darin bestärkt und immer wieder aufgestachelt worden seien, eine Sicht, der sich naiverweise der verhandlungsführende Amtsrichter Sh. nicht ganz verschloß, wenn er – sich gleich dafür entschuldigend – von einem katholischen Schüler als „Schwarzem“ sprach. Vom nationalsozialistischen Fanatismus und Absolutheitsanspruch, von der massiven Pressung der Schüler zum Beitritt zur Hitlerjugend, dem Verbot der noch bestehenden sehr aktiven kirchlichen Jugendgruppen und vom Ehrgeiz des Schulleiters, möglichst bald die HJ-Fahne aufziehen zu dürfen, war in dieser Sicht kaum die Rede. Daß dieser kirchlich orientierte Widerstand die einzige Möglichkeit darstellte, sich dem staatlichen Totalitätsanspruch an der Schule zu widersetzen, da allein die Kirche noch eine intakte außerstaatliche Instanz darstellte, wurde nicht gesehen. (Nicht ohne Grund sprach Direktor S. in einem Bericht einmal von „religiös getarntem Widerstand“.) Auf diese Art und

Weise wurde das Ansehen des aus vielen mutigen kleinen Einzelschritten des Alltags bestehenden Widerstands im öffentlichen Ansehen von Anfang an herabgemindert. – S. und sein vor Gericht erschienener Anhang aus früheren Schülern und Lehrern mit einem hohen Anteil ehemaliger HJ-Führer und Parteigenossen konnten dagegen allenfalls darauf plädieren, nur Mitläufer gewesen zu sein, sie fühlten sich vermutlich in ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit z. T. sogar wohl. – Was sollte etwa das Zeugnis eines ehemaligen Religionslehrers, des Vorgängers von Mücher am Städtischen Gymnasium, bedeuten, religiöse Auseinandersetzungen an der Schule habe es nicht gegeben, wenn man intern erfuhr, daß er schon im Herbst 1933 Mitglied der SA geworden war?

Erschreckend war, wie S. bzw. sein Anwalt in der Verhandlung mit ehemaligen Kollegen und Schülern umgingen und welchen Gebrauch sie vom Amtswissen des ehemaligen Schulleiters machten.

So wurden von den Hauptbelastungszeugen Studienrat Mücher als Dauerquerulant und Unruhestifter, der noch mit keinem Direktor zurechtgekommen sei, und ein ehemaliger Schüler, der Arzt Dr. L., als Psychopath – dies die wörtliche Formulierung –, um den sich S. damals stets aufrichtig bemüht habe, persönlich herabgesetzt. Ein anderer ehemaliger Lehrer, Studienassessor G., den S. denunziert haben sollte, wurde, um sein moralisches Ansehen und damit seine Glaubwürdigkeit als Zeuge zu erschüttern, bewußt damit bloßgestellt, daß man seine schon 1938 erfolgte, in Ratingen aber noch unbekannt Verurteilung wegen homosexueller Kontakte zu einem HJ-Führer am letzten Verhandlungstag bewußt vor der Öffentlichkeit ausbreitete. Wie eingangs erwähnt, hatte Direktor S. ihn im Herbst 1936 mit einem 18seitigen Bericht an die Schulaufsicht schwerstens belastet und ihm u. a. politische Unzuverlässigkeit vorgeworfen. Dieser Bericht war G. noch 1942 von der Gestapo in Münster bei einem Verhör vorgelegt worden. Auch der Angeschuldigte Z. kam als Ausgeburt von Undankbarkeit, der eine besondere Gefälligkeit von S. – es

ging um zeitweise rückständiges Schulgeld – so übel vergolten habe, nicht ungeschoren davon.

Der Strafantrag von S. gegen Z. lautete auf öffentlichen Widerruf, abzudrucken in drei lokalen Zeitungen, auf eine Geldstrafe von 2.000 Mark, damals etwa zwei Monatsgehälter eines Oberstudienrates, und eine empfindliche Gefängnisstrafe.

Was mochte der beschuldigte Z. angesichts dieses Verhaltens von S. empfinden? Wie viele seiner Generation schaute Z. auf einen schweren Weg zurück. Nach Ablegung des Abiturs 1939 und kurz aufgenommenem Chemiestudium war er alsbald einberufen worden und beim Militär als Offizier mehrfach verwundet und mit dem EK I ausgezeichnet worden. Im Mai 1945 war er in Kurland in russische Kriegsgefangenschaft geraten, aus der er erst Ende 1949 entlassen worden war. Unter Preisgabe seines alten Berufszieles war er nun im elterlichen Geschäft tätig. Bis zur Schulentlassung zum Kreis um Mücher gehörig, mußte es ihn befremden, wie S. nun in allen Ehren wieder in seine alte Position einrückten wollte. Das Auftreten vor der Elternschaft entsprang nicht kleinlicher Gehässigkeit, noch war es, wie S. vermutete, von Mücher gesteuert, sondern der Ausdruck eines starken Verantwortungsbewußtseins. Freilich war Z., wie zu vermuten ist, angestachelt worden von Studienassessor G., der ihm das in der Schulpflegschaftssitzung vorgezeigte Dokument gegeben hatte. Von der oben angesprochenen Verurteilung von G. wegen Homosexualität und deren Hintergründen war Z. zu diesem Zeitpunkt nichts bekannt. So war Z. in diesem Beleidigungsverfahren in einem gewissen Sinne eher Opfer als willentlicher Akteur.

Zu den dreitägigen öffentlichen Verhandlungen vor dem Ratinger Amtsgericht boten beide Seiten eine stattliche Zahl von Zeugen auf, auch Direktor S., wobei sich die alten Fronten aus nationalsozialistischer Zeit weitgehend wiederholten. Ein halbwegs geschlossenes Bild der früheren Vorgänge kam nicht zustande, da es nicht um eine Gesamtbilanz, sondern um die Klärung einzelner Klage-

punkte ging. Daß alte Parteigenossen nun bezeugten, es habe an der Schule keinen politischen Terror gegeben, konnte wenig erstaunen, da diese Zeugen natürlich nicht davon betroffen gewesen waren. Demgegenüber wurden die vorliegenden Dokumente aus dieser Zeit, Schreiben an Behörden, Predigten Müchers, Anzeigen von Studienrat Dr. L. an die Gestapo über die bekannte Abiturrede des jetzigen Zeugen Dr. L. von 1942 und die von Bürgermeister Dr. Gemmert im Sommer 1945 veranlaßten Aussagen vieler Betroffener wenig gewürdigt. Für Amtsrichter Sh. jedenfalls war der Nachweis der von Z. erhobenen Vorwürfe – die schriftliche Urteilsbegründung liegt hier nicht vor – im wesentlichen nicht gelungen. Z. wurde zum öffentlichen Widerruf und zu einer Geldstrafe verurteilt, legte aber umgehend Berufung ein. Auch S. vollzog alsbald diesen Schritt, da er gegen Z. eine Gefängnisstrafe durchsetzen wollte.

Bevor es zur Revisionsverhandlung vor dem Landgericht in Düsseldorf kam, wandte sich der Anwalt von Z., Dr. Roesen, mit einer Denkschrift, ergänzt durch den Text des Urteils, die Urteilsbegründung und einige Dokumente (Bericht von Direktor S. von 1936), an den Justizminister Dr. Amelunxen, schilderte den Rechtsfall und wies darauf hin, daß es derzeit offensichtlich nicht möglich sei, in Wahrnehmung berechtigter öffentlicher Interessen – und dafür stehe der Fall Z. – sich unbefangen an einer demokratisch geführten Diskussion z. B. um die Besetzung eines öffentlichen Amtes zu beteiligen, ohne Gefahr zu laufen, deswegen vor Gericht gestellt und bestraft zu werden.

Als ersten Schritt aus diesem Dilemma bat Dr. Roesen den Minister zu überlegen, „ob Sie nicht Anlaß haben, die Staatsanwaltschaft anzuweisen, zugunsten meines Auftraggebers im Berufungsrechtszug mitzuwirken, wozu §377 Strafprozeßordnung die rechtliche Grundlage bietet“.

Der Appell blieb offenbar ohne Echo.

Ende Januar fand der Rechtsstreit, für den schon die Berufungsver-

handlung festgesetzt und neue Zeugen geladen worden waren, durch Vergleich ein plötzliches Ende. Der Text des Vergleichs lautete: „Der Privatbeklagte erklärt: Die Ausführungen in der Schulpflegschaftsversammlung des Städtischen Gymnasiums in Ratingen vom 4. 12. 1953 habe ich gemacht, weil ich mich als ehemaliger Schüler für berechtigt hielt, meine und anderer Bedenken gegen die Wiedereinstellung des Privatklägers, Oberstudiendirektor S., in Ratingen geltend zu machen. Ich betone, daß ich eine persönliche Kränkung des Privatklägers nicht beabsichtigt habe. Alle meine Ausführungen, die als persönliche Ehrenkränkung für den Privatkläger aufzufassen wären oder so aufgefaßt worden sind, nehme ich zurück und bedaure sie. Der Privatbeklagte übernimmt die Kosten des Verfahrens“.

Das Urteil der ersten Instanz war damit aufgehoben.

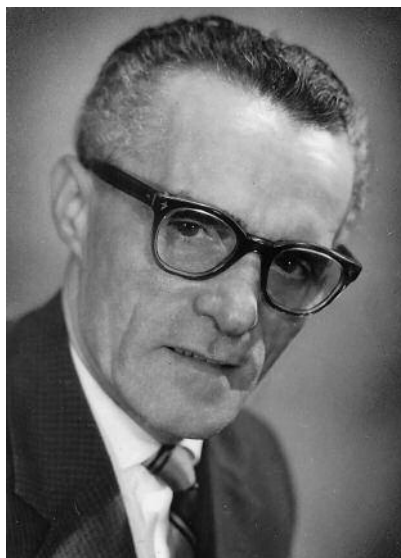
Insgesamt war das Ergebnis des Prozesses bzw. des Vergleichs für Direktor S. ein Erfolg, da sein Gegner Z. seine Vorwürfe, soweit diese von S. „als persönliche Ehrenkränkung“ empfunden wurden, zurücknahm. Doch wurden auch Z. durchaus ehrenwerte Motive zugestanden und die Frage nach dem Wahrheitsgehalt seiner Vorwürfe allenfalls indirekt angesprochen. Diese Art des Widerrufes dürfte Z. nicht schmerzlich sein. Mußte er auch die gesamten Gerichtskosten und die Kosten für beide Anwälte tragen, so fiel dafür die Geldstrafe aus der ersten Instanz weg.

Die Nachgiebigkeit von S. vermag nur auf den ersten Blick zu erstaunen. Sie erklärt sich vor allem daraus, daß Z. und sein Anwalt mit der Berufung im Gegensatz zu einer bloßen Revision erneut in die Beweisaufnahme eintreten wollten und S. – zumal der Vergleichsvorschlag vom Gericht kam – nach dem ersten Verfahren nicht sicher sein konnte, ob vom Landgericht der Wahrheitsbeweis für die Anschuldigungen von Z. nicht doch als erbracht anerkannt werden würde. Juristisch wurde S. die erstrebte Rückkehr in sein Amt nicht erschwert, was bei einer Niederlage in zweiter Instanz sicherlich der Fall gewesen wäre.

Ob S. mit dem Prozeß der gewünschte moralische Erfolg gelungen war, ist fraglich. Die Aussagen der Zeugen an den drei Verhandlungstagen waren vermutlich kaum dazu angetan, auch nicht die oben besprochene herabwürdigende Art, wie er und sein Anwalt mit gegnerischen Belastungszeugen, ehemaligen Kollegen und Schülern umgegangen waren.

Offenbar bröckelte der Anhang von S. in der Öffentlichkeit allmählich ab und dies wohl nicht nur, weil mit der Dauer der Prozesse die Aussicht auf eine schließliche Amtsübernahme durch S. mehr und mehr schwand. Konnte man bei den Abstimmungen im Rat 1953 noch ein knappes Drittel als Stimmen gegen Direktor R. und damit – möglicherweise – als Stimmen für S. verbuchen, so schrumpften letztere im Januar 1956 auf ein Zehntel. Durch seine Rolle als Kohlhaas hatte S. alles getan, die Öffentlichkeit gegen sich aufzubringen.

Die Auseinandersetzungen vollzogen sich vor einem interessanten politischen Hintergrund, denn Ende 1952 waren SPD und CDU nach einem Patt bei den Stadtratswahlen eine große Koalition eingegangen. Bürgermeister wurde Peter Kraft, prominenter Vertreter der SPD und Gewerkschaftssekretär, der sich schon 1932 als Führer des demokrati-



Peter Kraft (SPD)
Bürgermeister der Stadt Ratingen von
1952 bis 1954, von 1956 bis 1961 und
von 1963 bis 1969

treuen Reichsbanners im Kampf gegen den Nationalsozialismus hervorgerufen hatte. In der denkwürdigen Ratssitzung vom 2. April 1933 im Saal der heutigen Anne-Frank-Schule hatte er als Ratsmitglied den Mut aufgebracht, gegen die Machtübernahme durch die NSDAP in Ratingen aufzutreten, und war auf offener Szene von der SA in „Schutzhaft“ genommen worden. Weitere vorübergehende Verhaftungen waren gefolgt. So war es wahrscheinlich, daß Peter Kraft nun als Bürgermeister keinerlei Sympathie für den Kandidaten S. als Fossil aus dieser Vergangenheit und die Art, wie dieser seine Ansprüche vertrat, aufbrachte.

Verabredungsgemäß wurde Peter Kraft nach zwei Jahren von einem Vertreter der CDU als Bürgermeister abgelöst. Interessanterweise wurde bei der Neuwahl durch den Rat nicht der offizielle CDU-Kandidat, Karl P., sondern der CDU-Ratsherr Dr. Goebel vor allem mit den Stimmen der SPD zum Nachfolger berufen.

Dr. Goebel hatte als Vertreter des damaligen Ordnungsblocks in besagter Sitzung am 2. April 1933 am Machtwechsel vom Zentrum zur NSDAP mitgewirkt und danach noch mehrere Jahre als unbesoldeter städtischer Beigeordneter unter nationalsozialistischen Bürgermeistern fungiert. Als Syndikus der Industrie war er gewissermaßen der natürliche Widerpart zu Peter Kraft, dem Gewerkschaftssekretär. Dennoch gingen beide in der Ablehnung von S. als Schulleiter offenbar völlig konform.

Die Gründe dafür mochten z.T. unterschiedlich sein. Wenn Bürgermeister Kraft in der schon besprochenen Schulpflegschaftssitzung seiner Empörung darüber Ausdruck gab, daß Direktor S. „sein angebliches Recht auf dem Buckel dieser Schule auspacken wolle“, so traf er mit dieser Äußerung sicherlich auf die volle Zustimmung von Dr. Goebel. Schon von der späten Anmeldung seiner Kandidatur durch S. erst vier Tage vor der geplanten Wahl am 19. Juni 1953 fühlten sich Rat und betroffene Ausschüsse in ihrer vorherigen Arbeit, die mit der Stellenausschreibung im Dezember begonnen hatte, mißachtet.



Dr. Goebel (CDU),
Bürgermeister der Stadt Ratingen von
Dezember 1954 bis November 1956, bei
einem Empfang der Stadt Ratingen für
Spätheimkehrer aus sowjetischer Kriegs-
gefangenschaft im Jahre 1955

Auch empörte es die beteiligten Organe, wie sie in ihren Mitwirkungsrechten durch angebliche „unanfechtbare Ansprüche“ plötzlich zu Statisten degradiert wurden. All dies wurde auch von Dr. Goebel so empfunden. Ob er die Empörung von Bürgermeister Kraft über die geforderte Rückkehr eines ehemaligen Nationalsozialisten in seine alte Funktion teilte, ist weniger gewiß. Anscheinend hatte Direktor S. in einem gewissen Sinne persönliches Vertrauen zu Dr. Goebel gehabt, da er ihn als ersten bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße schon im März 1953 in unverbindlicher Form auf die Stellenbesetzung angesprochen hatte.

Die Masse der Bevölkerung war diesen Fragen gegenüber als nicht betroffen vermutlich gleichgültig. Dennoch dürfte die Mehrheit, wie es die Ratinger Zeitung wiederholt zum Ausdruck brachte, das Hervorholen der nationalsozialistischen Vergangenheit abgelehnt haben. Nach Jahrzehnten der politischen Hektik, von der Weltwirtschaftskrise bis zur Währungsreform, sehnte man sich nach Ruhe. Nicht zufällig begann in eben diesen Jahren die Epoche des Heimatfilmes, in dessen Mittelpunkt das Glück im kleinen stand.

Im Mai 1955 folgte im noch anhängigen Prozeß von S. gegen die

Stadt das Urteil des Landesverwaltungsgerichtes Düsseldorf. Zwar wurde der Hauptantrag von S., festzustellen, daß er noch immer Oberstudiendirektor des Ratinger Gymnasiums sei und diese Stelle auch 1945 nicht verloren habe, abgewiesen, der hilfsweise gestellte zweite Antrag, ihn wieder in sein altes Amt einzusetzen, aber für rechtens erklärt. In einem kurzen Gespräch zwischen den gegnerischen Anwälten nach der Urteilsverkündung äußerte der Anwalt von S. mit Blick auf die für seinen Mandanten nur noch kurze Zeit bis zur Pensionierung, daß es „dem Kläger nicht so sehr darum geht, wieder die Stelle des Oberstudiendirektors am Gymnasium in Ratingen zu bekleiden, sondern daß er die Durchsetzung seines vermeintlichen Rechtsanspruches als Prestigefrage ansieht“, eine Bestätigung dessen, was sich schon zwei Jahre zuvor andeutete. Die Stadt legte gegen das Urteil umgehend Berufung ein und suchte den Prozeß möglichst wieder zu verschleppen.

Am 15. November 1955 erging das Urteil des Verwaltungsgerichts in zweiter Instanz: das Oberverwaltungsgericht für das Land Nordrhein-Westfalen in Münster änderte das erste Urteil dahingehend ab, daß die Stadt Ratingen nunmehr nur noch „für verpflichtet erklärt worden ist, den Kläger in das Amt des Oberstudiendirektors zu übernehmen“, nicht aber ihn auch tatsächlich in dieser Stelle zu beschäftigen. Dennoch war die Stelle für den Nachfolger, Oberstudiendirektor R., weiter blockiert.

Bevor die Stadt in die dritte und letzte Instanz vor dem Bundesverwaltungsgericht ging, wie der Rat der Stadt am 13. 1. 1956 mit 26 zu zwei Stimmen bei einer Enthaltung beschlossen hatte, schaltete sich der Kultusminister ein, um einen Vergleich und damit die Neubesetzung der Schulleiterstelle zu erreichen. Kultusminister Schütz erklärte, noch bevor er seine eigentliche Vermittlung begann, sogleich zu lesen in den örtlichen Zeitungen, „daß eine Wiederbeschäftigung von Oberstudiendirektor S. in seinem früheren Amt am Ratinger Gymnasium nicht im schulischen Interesse liegt“. Anscheinend hatte S., der es noch

im Dezember gegenüber der Stadt mit einstweiligen Verfügungen versucht hatte, den Bogen endgültig überspannt.

Unter der Assistenz des Kultusministeriums kam am 31. Januar 1956 ein Vergleich zustande: S. wurde von der Stadt unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit ab dem 1. April 1956 in das Amt des Oberstudiendirektors übernommen, gleichzeitig jedoch beurlaubt und zum 30. Juni in den Ruhestand versetzt. Für die Zeit bis zum 31. März 1957, dem späteren Datum seiner Pensionierung, erhielt er weiter das volle Gehalt, danach das Ruhegehalt, das vermutlich weitgehend identisch war mit dem, was ihm, aufgestockt durch den seit 1950 gezahlten Differenzbetrag (s. o.) schon vor den Prozessen zugestanden hatte. Im wesentlichen handelte es sich bei den Bestimmungen des Vergleichs um Leerbuchungen, die sich lediglich auf dem Papier abspielten. Die Gesamtbilanz der Auseinandersetzungen mußte für Direktor S. ernüchternd sein.

Eine Art Ehrenerklärung des Kultusministeriums, auch dies ein Teil des Vergleichs, bescheinigte allen daran Beteiligten, daß es ihnen bei den Auseinandersetzungen vor allem um das Wohl der Schüler gegangen sei.

Damit wurde die Schulleiterstelle zum 1. Juli 1956 für eine Neubesetzung frei. Seit der Wahl von Direktor R. waren inzwischen drei volle Jahre vergangen, und R. hatte sich in der Zwischenzeit von Bückeburg, wo er von 1943 bis zu seiner Absetzung das Gymnasium geleitet hatte, an eine Mädchenschule nach Oldenburg versetzen lassen. Noch in Bückeburg hatte ihn Bürgermeister Kraft auf der Durchreise privat besucht, um trotz der langen Wartezeit die Kontakte nicht abreißen zu lassen.

In den ersten Julitagen 1956 erfolgte in Anwesenheit einiger Vertreter der Stadt und des öffentlichen Lebens eine schlichte Amtseinführung. Bedauernd merkte die Ratinger Zeitung an, daß die bisherige kommissarische Leiterin, Frau Oberstudienrätin Funke, wegen Erkrankung nicht teilnehmen konnte. Sie erlag im folgenden Jahr einem Krebsleiden, und auf Direktor R. wartete

Städtisches Gymnasium Ratingen

ZEUGNIS

Klasse: U11a

Schuljahr 19 54/53, 2. Halbjahr

Bemerkungen:

Versetzt lt. Inf. Bechl. v. 28.3.55

Ratingen, den 31. 3. 19 53

1/v Funke
Oberstudienrätin

Häbach
Klassenleiter

Drei Jahre lang, vom 1. Juni 1953 bis zum 1. Juli 1956 war die Stelle des Schulleiters am Ratinger Gymnasium auf Grund des laufenden Verfahrens vakant. Die Schule wurde von Oberstudienrätin Funke kommissarisch geleitet. Zeugnisse aus dieser Zeit tragen ihre Unterschrift

viel Aufräumarbeit, da sich in den letzten Jahren mancherlei Probleme angesammelt hatten.

Neben der räumlichen Beengtheit in dem alten Gebäude an der Poststraße – auf einer Schulgemeindeversammlung Anfang 1956 wurde überlegt, die Räume des angrenzenden Direktorhauses in Klassenzimmer zu verwandeln – ging es vor allem darum, ob die Schule in koedukativer Form weitergeführt werden konnte, da die offizielle Schulpolitik Koedukation in der Oberstufe bisher nur mittels vorübergehender Sondergenehmigungen gestattete. Diese sollten nun endgültig auslaufen. Andererseits sah sich die Stadt nicht in der Lage, nach einer Teilung zwei Gymnasien finanziell zu unterhalten. Die Lösung erfolgte 1958, als das Land generell die Besoldung der Gymnasiallehrer übernahm und das Städtische Gymnasium in eine Mädchen- und Jungenschule aufgeteilt wurde, später Geschwister-Scholl- und Theodor-Heuss-Schule benannt. R. übernahm die weitere Leitung der Jungenschule. Einmal mehr zeigte sich, daß die Berufung des Kandidaten S. für diese neuen Aufgaben nur schwer vorstellbar gewesen wäre.

Im Rückblick wird deutlich, daß die Vorgänge, die einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren betrafen,

sich vor dem Hintergrund eines mehrfachen Wechsels der geltenden Wertesysteme vollzogen, der die Betroffenen vor schwer lösbare Konflikte stellte. So galten auch nach 1933 nach außen zwar die Normen der Weimarer Verfassung und die alten Gesetze im Sinne von Gleichheit und Humanität, doch wurden diese an wichtigen Stellen außer Vollzug gesetzt oder in ihr Gegenteil verkehrt. Darum war es auch für Direktor S. schwierig, unter dem Zwang der neuen staatlichen Forderungen noch seinen alten pädagogischen Prinzipien Genüge zu tun. Die bis zum Schluß im Beleidigungsprozeß kontroverse Frage war, ob S. sich auf die minimale Erfüllung seiner Amtspflichten, soweit diese ideologisch geprägt waren, beschränkt, oder aber unter Verletzung der natürlichen Rechte der ihm anvertrauten Schüler und Lehrer das nazistische System aus freien Stücken unterstützt hatte.

Der politische Umbruch 1945 sollte unter den problematischen Bedingungen des Besatzungsrechts zu den tradierten Werten zurückführen, die Entnazifizierung die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus beseitigen. Letztere scheiterte nicht nur an der Überzahl der Millionen zu bearbeitenden Fälle, sondern auch an der Unvereinbarkeit von Bestrafung –

oft in Form einer existentiellen Bedrohung – und erstrebter innerer Läuterung, wofür der Fall S. ein Beispiel bietet.

Das offensichtliche Fehlurteil im Entnazifizierungsprozeß in Verbindung mit z. T. neuen Bestimmungen des Beamtenrechts bot S. die Handhabe für die Beanspruchung einer kuriosen Wiedergutmachung, die das Leben einer ganzen Schule mehrere Jahre schwer belastete. Vorstellbar und möglich war der Fall S. indessen nur vor dem Hintergrund einer ganz spezifischen Psyche des Hauptakteurs, dem es eigentlich darum ging, seine eigene Vergangenheit vor sich zu verdrängen. In einem gewissen Sinne kann man Direktor S., der in ruhigeren Zeitleufen vermutlich eine sehr erfolgreiche Amtstätigkeit als Schulleiter absolviert hätte, aber z. T. auch als Opfer in sich widersprüchlicher Zeitverhältnisse ansehen. Den Anforderungen dieser Zeit hatte er nicht genügt.

Den Beleidigungsprozeß, der im Mittelpunkt der vielfältigen Verwicklungen stand, im Sinne der Berichterstattung der Ratinger Zeitung als Art Sündenfall zu begreifen, ist heute kaum noch nachvollziehbar. Aus unserer Sicht war es ein Verdienst des ehemaligen Schülers, wenngleich er die Konsequenzen seines Auftretens vor der Schulpflegschaft nicht im voraus überblicken konnte, das heiße Eisen der tabuisierten jüngsten Vergangenheit an einem Zipfel angepackt zu haben. Rühmlich in ihrer kritischen Haltung hervor taten sich auch der noch intakte Kreis um Mücher und – aus z. T. recht unterschiedlichen Motiven – der Rat der Stadt und die beiden Bürgermeister. So wurde in Ratingen früh ein deutliches Zeichen der Abgrenzung gesetzt. Die eigentliche geistige Aufarbeitung der Vergangenheit war wie allgemein in der Bundesrepublik der nächsten Generation vorbehalten, die es leichter hatte; denn für sie bedeutete die Aufklärung der Vergangenheit nicht mehr eventuell eine persönliche Gefährdung. Es überwog nun ein mehr akademisches Interesse.

Hermann Tapken

Eine Messe mit Konrad Adenauer

50 Jahre „Witwenkreis St. Margareta“

Es ist der 17. Februar 1947. Im Lyzeum an der Schwarzbachstraße treffen sich 28 junge Frauen zu einem Einkehrtag. Ihre Männer sind im Krieg gefallen, vermisst oder noch in Gefangenschaft.

Die Zeit hat das Leben der jungen Frauen verändert. Der Krieg – am 8. Mai 1945 zu Ende gegangen – hat Hoffnungen zerstört, ein gemeinsames Leben abrupt beendet. Aus Glück, Liebe, Freude sind Tränen geworden. Jetzt sind sie allein. Alleine mit ihren kleinen Kindern. Allein mit den Sorgen der Nachkriegszeit. Es sind die Sorgen um das tägliche Brot, die Sorgen um eine halbwegs menschenwürdige Unterkunft, die Sorge, für das eigene Kind Mutter und Vater zugleich zu sein. Probleme, auf die keine dieser Frauen vorbereitet war. Keine hatte im Traum je daran gedacht, bis die Angst zur Gewißheit, zum Alltagsereignis wurde.

Prälat Alfes half in der „Geburtsstunde“ des Kreises

Aus dem Gedanken, alleinstehenden Frauen ein gewisses Maß an Rat und Hilfe, an Sicherheit zukommen zu lassen, war das Treffen im Lyzeum entstanden. Prälat Alfes hielt diesen Einkehrtag und wußte, daß er auf fast alle Fragen keine konkrete Antwort hatte. An diesem 17. Februar 1947 wurde der „Krieger-Witwenkreis in Ratingen“ gegründet. Mit diesem Namen weist ihn das Umschlagblatt der Chronik aus. Bald schon kam die „Patronin St. Margareta“ hinzu, die Heilige, die zu den „Vierzehn Nothelfern“ gehört und an die sich die Mütter „in ihrer schweren Stunde“ wenden.

Denen helfen, die in noch größerer Not sind

Die „schwere Stunde“ hatten die Frauen von Ratingen täglich zu bestehen. So lag es nahe, eine Gemeinschaft zu finden, die von dem Gedanken getragen war, sich gegenseitig Hilfestellung zu geben bei der Erziehung der Kinder, im

Bewältigen der eigenen Probleme.

Die Chronik gibt Auskunft über 50 Jahre Geschichte dieser Gemeinschaft. Aber auch über die Zeit. Häufig muß man zwischen den Zeilen lesen, um eine Welt zu erfahren, die lange vorbei ist, die aber prägend wirkt bis auf den heutigen Tag.

Eine der ersten Eintragungen bezieht sich auf einen Einkehrtag im Haus Ober-Cromford im Jahre 1948 (wer weiß heute noch, daß dort einmal ein Exerzitenhaus war?). Jedenfalls mußten die Teilnehmerinnen Essensmarken mitbringen. Notwendiger Bestandteil der „geistlichen Übungen“. Für das Jahr 1949 heißt es: „Treffen der Witwen an Sonntagen, weil viele berufstätig“.

Die eigene Not macht aber nicht blind für die noch größere Not der anderen. Ebenfalls 1949 heißt es in einer Eintragung: „Besuch mit den Kindern in der Drucht, Ge-

schenke an die Waisenkinder dort“, und an anderer Stelle: „Jedes Kind brachte ein gut erhaltenes Geschenk mit aus der eigenen Spielkiste für die Kinder in der Drucht“ in Lintorf.

Den eigenen Kindern galt natürlich die Hauptsorge in jener Zeit. Immer wieder treffen sich die Frauen mit ihren Kindern im Laufe der nächsten Jahre zu Wanderungen, Ausflügen ins Bergische Land, an den Rhein, in die Eifel, nach Holland ... Die Feiern im Jahreskreis – Nikolaus, Advent, Weihnachten, Fastnacht – bestimmen darüber hinaus das Programm („Kaplan Ribau als Nikolaus“, heißt es an einer Stelle).

Ein Höhepunkt der frühen Jahre war zweifellos die dreiwöchige Ferienfahrt auf die Insel Föhr. Hauptproblem war für manche das Geld: „Woher es nehmen?“ Doch dann heißt es weiter: „Aber unser Pastor (gemeint ist Pfarrer Franz Rath) wußte manche gute Quelle.



Am 20. Februar feierte der „Witwenkreis St. Margareta“ in St. Peter und Paul sein 50jähriges Bestehen. Auf dem Erinnerungsbild versammelt sind, jeweils von links (obere Reihe): Elisabeth Tünkers, Maria Mackenthun, Grete Wacker, Henriette Burdziak, Mathilde Rehrmann, Hildegard Schmidt (aus Monheim als Gast), Grete Schwarz, Juliane Ginal, Gertrud Schulz, Pfarrer Werner Oermann, Hanni Plönes, Grete Hüshoff, Josefina Mauermann, Margot Lazzarini, Else Dams; (untere Reihe): Maria Breuer, Josefina Kirsch (am 24. 3. verstorben), Elisabeth Hein, Änne Artz, Anneliese Pfeiffer, Kornelia Grauwinkel, Maria Schlepütz, Gerda Schmidt, Berta Schaaf und Änne Schnürch.

Er sagte immer: 'Betet zum heiligen Josef' ..., und siehe da, 20 Witwen konnten mit 20 Kindern die Fahrt antreten.' Das war 1953.

Mit dem Pastor im Wald verirrt

Die gute Beziehung zum „Herrn Pastor“ klingt immer wieder durch. Da heißt es zum Beispiel im Jahre 1951: „Am 1. April starb Pastor Cremer, was uns allen sehr leid tat, er war immer nett und gut zu uns Witwen, die sich allein durchs Leben schlagen mußten mit den Kindern.“

Ein weniger trauriges Erlebnis hatten die Frauen mit ihrem Pastor (diesmal ist es wieder Franz Rath) bei einer Fahrt nach Maria Laach im Jahre 1960: „Am 1. Abend einer Vesper in der Abteikirche beige-wohnt. Danach gemütliche Stunde im Lokal. Heimweg sehr verlaufen, zu spät in der Herberge angekommen (Pastor mit Witwen im Wald verirrt).“

Dann liest man in der Chronik 1969: „Herr Pastor Rath war das letztemal an diesem Tag (1. Adventssonntag) bei uns. Am 24. 12. ist er ganz plötzlich verstorben. Für uns alle unfaßbar, er hat uns immer verstanden und so manches Mal geholfen. Ein schwerer Verlust für alle.“

So ganz nebenbei liest man in der Chronik, wie die Teilnehmerinnen

auf einer Fahrt nach Rhöndorf zusammen mit dem damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer die heilige Messe feiern („natürlich wurde ein Foto gemacht“). Die Chronik berichtet von Reisen in die Schweiz, nach Tirol und in jüngster Zeit nach Bad Rothenfelde. Sie berichtet von vielen Ausflügen, von Zusammenkünften und Feiern.

Zwei Kinder von einst wurden Priester

Die Kinder sind inzwischen groß. Zwei aus dem Kreis wurden Priester: Pfarrer Heinz-Dieter Schmitz (Primiz 1957) und Dechant Friedhelm Keuser (Primiz 1970). Solange Heinz-Dieter Schmitz (er ist vor einigen Jahren verstorben) Pfarrer in Lichtenbroich war, trafen sich die Witwen dort zu vielen Anlässen, immer betreut von Änne Schmitz-Römerscheidt, die den Witwenkreis 1947 mitbegründet hatte und lange Jahre als Vorsitzende leitete.

Heute erledigen Hanni Plönes und Grete Hüshoff mit viel Engagement die Vorstandsarbeit.

Feier am 20. Februar 1997

Woher nehmen die Witwen die Kraft, ihr Leben zu meistern? Eine Antwort auf diese Frage liegt sicher im Gebet. Seit genau 45

Jahren treffen sie sich einmal im Monat zur „heiligen Stunde“. „Auf Maria ist Verlaß!“ wird von den Frauen immer wieder betont, und „auch auf den heiligen Josef“, wie Pfarrer Rath es ihnen geraten hatte.

Die jungen Frauen von damals sind heute älter geworden. Die Chronik berichtet auch, wer jedes Jahr aus ihrem Kreis heraus in die Ewigkeit gerufen wurde. Zu den 28 Kriegerwitwen aus dem Jahre 1947 sind Frauen hinzugekommen, deren Männer später gestorben sind. Immer wieder weiß sich eine Frau in diesem Kreis der Witwen aufgenommen, wenn sie ihre „schwere Stunde“ hat.

Am 20. Februar 1997 feierten die heute 30 Damen aus dem „Witwenkreis St. Margareta“ das 50-jährige Bestehen ihrer Gemeinschaft, übrigens der erste und damit älteste Witwenkreis in der Diözese. Der Tag begann mit der Marktmesse um 12 Uhr in der evangelischen Stadtkirche. Anschließend fanden eine Feier und ein „gemütliches Beisammensein“ (das wievielte in 50 Jahren?) im Pfarrzentrum von St. Peter und Paul statt.

Hans Müskens



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Am 7. September 1997 feierte der Verein Ratinger We-iter e. V. im Bürgerhaus am Markt sein 15jähriges Bestehen. Zu diesem Anlaß schrieb die Ehrenvorsitzende Hanni Schorn ein Gedicht in Ratinger Mundart über die Gründung des Vereins am 3. Juli 1982:

De Jründung von unsere Verein

Mer sooten zusamme un woren froh.
E halv Dutzend Jonges woren och do.
Der Roßkothens Aujust danzten mi 'm Lene.
Mensch, hadden die zwei do noch flotte Beene!

E Klassentreffen wor arrangiert,
nachdem mer de Joldkommunion jefiert.
Mi 'm Bus fuhre mer no Marianne un Peter.
In Mönchengladbach kann die fast jeder.

Die Wietschaft von denne wor bestens jeführt.
Schad, dat die ihne hütt nitt mieh jehürt!
Jetz simmer old – is jo fuffzehn Jahr her –
un hütt fiel son Arbitt och völl zu schwer.

Dröm treffe mer uns in uns alde Stadt
un verzellen, wat sech intösche ereichnet hat.
De Jonges hant widder Jubiläum dies Jahr,
wie dat och för fuffzehn Jahr wor.

Damals hant se 25-jöhrig jefiert;
un von denne hammer jeliert,
dat son Jründung von ne Verein
en juude Sach is – alljemein.

Dröm hammer op e Blatt jeschriewe:
„Mir We-iter wolle zusammebliewe
un jründen hütt die Ratinger We-iter.“
Ongerschriewe hätt direkt fast jeder.

Vierunzwanzich Mitglieder woren zur Stell,
un donor jing et och ganz schnell.
„Da wor en Marktstück“, wuhd jesaat.
Dröm hätt de Verein sich rasch jemaat.

Nach neun Mond woren hundert dobei.
Uns Lore hadden de Nummer einhundertzwei.
Jetz wuhd ganz eifrich Platt jekallt,
un Wanderlieder hüht mer im Wald.

Jewandert, jekejelt un schwadroniert
wuhd bei de We-iter, vom Hanni jeführt.
Un me-int eener, de Verein jing widder ein,
sät dat Hannelore: „Das laß ich nicht zu.
Das kann nicht sein.“

Zwedde Vörsitzende wuhd et glich no de Jründung
un is et bis hütt – met Jrips un Schwung.
Dröm danke mer öm – un allen Frauen,
die seitdem an de Vereinsjeschicht bauen.

Och alle Mitglieder sind hütt wellkomme,
weil se sich jeen de Ziet jenomme,
för de Erhaltung von Brauchtum zu sorje.
Leewe We-iter, mackt dat och morje!

Jefft widder, wat unser Ahnen jeübt,
un unser Platt, dat die so jeliibt.
We-iter, lott der Moot nit senke!
Lommer op unsere Verein eene drenke!

Hanni Schorn

För de Rätinger Jonges zum vierzigjöhrije Bestehen

Ihr Jonges hatt Jeburtsdaach
un sitt nu vierzich Johr,
sitt in de beste Johre,
dat is jo sonneklor.

En Meß op Platt hatt Ihr jefiert
in de Hezz-Jesu-Kerk.
Dem Herrjott wuhd jedankt för alles,
wie sech dat su jehürt.

Dat soll jetz jedes Johr so sinn.
Dat hätt de Baas jesaat.
Ech feng dat schön un freu mich drop.
Do jommer widder hin.

Ihr hatt schon völl jeschafft im Lewe
un setzt noch eene drop.
Dat Bronze-Relief jefällt uns sehr.
Et wuhd an de Börjer jéjewe.

Do is dann noch de Dumeklemmer-Orden,
de Ihr verjewt an honorije Lütt.
Ihr söckt donor, wem he jebührt
un wer de jetz wohl kritt.

Ech me-in, de Baas wör och ens draan;
de deet sovöll för Öch.
Un juude Idee hätt de och.
Kickt Öch de Stadt mer aan!

Die Platte met de Tore von uns Stadt
süht mer an alle vier Ende.
De Börjer stont do un staune,
wat do fröher jestange hat.

Un och dat Lewe im Vereín,
so hüht mer, is werklech juut.
De Pastur Pütz us Grevenbroich
flocht dat in sinn Predicht ein.

Uns We-iter sitt Ihr och oft juut.
Met Rat un Tat stoht Ihr uns bei.
De Satzung als Muster schickden de Karl
un mackden uns bei de Jründung Mut.

Vom Heinz stammt jo dat Fachwerkhuus,
wat unser Briefboge ziert.
Dat hätt de janz von selv jescheckt,
do soh de sech för uus.

Mir We-iter sind iehsch fuffzehn Johr
un hant von Öch jeliert,
dat sonne Vereín wat Juudes is,
zumal, wenn he prima jeführt.

De kle-ine Schwestere simmer bloß,
nit so jroot un so riek wie Ihr.
De Jlöckwonsch kütt von Hezze hütt,
un uns Anerkennung is jroß

för alles, wat Ihr fehdichjebreit
un wat Ihr noch wollt donn.
De Herrjott de soll met Öch sinn!
E Ständche sei Öch jebreit:

Völl Jlöck un völl Seje
op all Öer Weje!
Jesundheit un Frohsinn
sei och met dobei!

För de Rätinger We-iter
Hanní Schorn

Verbundenheit zur Heimatstadt mit ihrer Geschichte und ihren Menschen

40 Jahre Heimatverein Ratinger Jonges

Eigentlich war es eine Bierlaune, die den Anstoß zur Gründung des Heimatvereins Ratinger Jonges gab: Rein zufällig trafen sich am 29. November 1956 in der Gaststätte Flammer (heute „Zu den drei Königen“) sieben alte Ratinger zum abendlichen Schoppen. Man sprach, wie so oft, über Ratingen, seine Vereine und was man für die Heimatstadt tun könnte. Max (Koffer) Beckmann meinte, man solle auch in Ratingen einen „Verein der Jonges“ gründen. Karl Hoberg, langjähriger Baas und späterer Ehrenbaas, griff zu Papier und Stift, um diesen Gedanken festzuhalten, der dann gleich von den Sieben unterschrieben wurde: Willi Altenkamp, Max Beckmann, Hubert Bös, Jupp Breitgraf, Theo Brink, Emil Elfes und Karl Hoberg.

Durch die Zeitung und die Mundpropaganda der „Sieben“ fand dieser Gedanke bald eine gute Resonanz bei alten Ratingern. Zu Beginn des Jahres 1957 bildete sich ein Sechser-Ausschuß, der den Auftrag hatte, eine Satzung für den zu gründenden Verein auszuarbeiten.

Schon damals wurde in groben Zügen festgelegt, wozu sich die Jonges noch heute bekennen: heimatliche Brauchtumpflege, die Belange der Bürger und der Stadt zu vertreten und durch Geselligkeit dazu beizutragen, daß die Bürger näher zusammenkommen. Bei der am 13. Februar 1957 in der Gaststätte Emil Osterwind stattfindenden Gründerversammlung wurde das noch präzisiert: die Pflege der Ratinger Mundart wurde als Verpflichtung für die Mitglieder in der Satzung festgelegt.

Verbundenheit zum Ratinger Heimatverein ausdrücklich betont

Keinesfalls wollten die Ratinger Jonges in Konkurrenz zu dem damals schon 30 Jahre bestehenden Heimatverein treten, sondern eine freundschaftliche Verbundenheit und Zusammenarbeit mit die-

sem Verein anstreben. Das ist bis heute so geblieben und hat sich nach der kommunalen Neuordnung ebenso auf die Lintorfer Heimatfreunde ausgedehnt, wie man an der großen Zahl von Doppel- und Dreifachmitgliedschaften und der verzahnten Zusammenarbeit erkennen kann.

Bei der Gründungsversammlung traten 23 Ratinger dem neuen Heimatverein bei. Das waren: Willi Altenkamp, Max Beckmann, Willi Böcker, Hubert Bös, Josef Breitgraf, Max Brehmen, Theo Brink, Heinz Diehmer, Emil Elfes, Willi Gaull, Robert Gräff, Jakob Hayn, Karl Hoberg, Otto Hölscher, Fritz Kall, Theo Klinkenberg, Josef Nybelen, Willi Orth, Emil Osterwind, Ferdinand Panföder, August Poßberg, Josef Schwarz und Georg Werdelmann. Zum 1. Vorsitzenden (Baas) wurde Josef Nybelen gewählt. Zweiter Vorsitzender (Vizebaas) wurde Willi Orth und Kassierer Max Beckmann.



Josef Nybelen,
erster Baas der Ratinger Jonges

Ein „Runder Tisch“, der noch nach 40 Jahren besteht

Schon in der Gründerversammlung wurde beschlossen, daß sich die Jonges jeden Mittwoch um 20.00 Uhr in der Gaststätte „Flammer“ zum Stammtisch – Runder Tisch genannt – treffen.

Schon früh kümmerten sich die Ratinger Jonges um die Belange unserer geliebten Heimatstadt. Hier am Runden Tisch hatte man Gelegenheit, über viele Dinge zu diskutieren.

Bis heute ist dieser wöchentliche Stammtisch in der Gaststätte „Zu den drei Königen“ lebendig, der sich zu einer echten Institution im Vereinsleben der Jonges herausgebildet hat und nun an jedem Dienstag tagt. In regelmäßigen Abständen werden jetzt auch Personen aus Verwaltung, Politik, Wirtschaft und öffentlichem Leben zur Diskussion eingeladen. Oft konnten hier auf kurzem Wege Ratinger Probleme angesprochen und gelöst werden.

Baas Karl Hoberg

Nach anfänglicher Begeisterung wurde es mit den Jahren wieder stiller um die Jonges. Zwar blieb der Stammtisch erhalten, doch ließen die Aktivitäten zu wünschen übrig. Erst nach der kommunalen Neugliederung 1975 und als die Stadt Ratingen 1976 zum 700jährigen Stadtjubiläum rüstete, wurden die Jonges wieder lebendig.

Hierzu trug wesentlich der 1974 neu gewählte Baas Karl Hoberg bei. Mit Elan stürzte er sich in die Arbeit, warb neue Mitglieder und sorgte dafür, daß der Heimatverein Ratinger Jonges nicht mehr aus unserer Stadt wegzudenken war. Seine persönliche Freundschaft mit dem Architekten Bruno Lambart verschaffte den Jonges die Möglichkeit, ihr jährliches Biwak im Hof der Wasserburg Haus zum Haus zu feiern.

Unter Baas Karl Hoberg wuchs die Jongeszahl auf rund 200 Mitglieder an. Ausflüge des Vereins, wie zum Beispiel nach Lank mit Spargelessen, gehörten bald zu den Traditionsveranstaltungen, an denen die Jonges gerne teilnahmen.

25jähriges Vereinsjubiläum

Ihr 25jähriges Vereinsbestehen begingen die Jonges mit einer



Baas Karl Josef Hoberg bei der Begrüßung zum Jonges-Biwak im Innenhof von Haus zu Haus

festlichen Matinee am 9. Mai 1982 im Stadtmuseum. Festredner war der zu dieser Zeit amtierende Bürgermeister und Jongesmitglied Ernst Dietrich. Das Streichquartett des Collegium musicum rundete die Feierstunde ab.

Der Abend des 15. Mai 1982 war für eine Festveranstaltung in der Stadthalle Ratingen vorgesehen. Ein buntes Programm mit heimatischen und internationalen Kräften wurde den Gästen geboten.

Wachwechsel

Im Jahr 1986 trat Karl Hoberg, der seit 1974 zwölf Jahre eine entscheidende Neubelebung des Vereins bewirkt hatte, aus Gesundheitsgründen zurück. Er wurde wegen seiner Verdienste zum Ehrenbaas ernannt. Nachfolger wurde Heinz Beyer, Vizebaas seit 1984.

Restaurierung der Hauser Kapelle

Anfang der 80er Jahre übernahmen die Ratinger Jonges das Patronat über die Hauser Kapelle am Hauser Ring. Die ehemalige Burgkapelle von Haus zum Haus war beim Bombenangriff 1945 stark beschädigt worden und konnte damals nur notdürftig repariert werden.

1986 wurde die Kapelle aus Mitteln der Jonges vollständig restauriert und damit vor weiterem Verfall bewahrt. Mit dieser Aktion, die rund 20 000 DM kostete, zeigten die Jonges erstmalig, wie durch die Initiative engagierter Bürger ein sehenswertes Baudenkmal erhalten werden konnte. Seitdem treffen sich die Jonges mit beiden Konfessionen einmal jährlich zum ökumenischen Gottesdienst in der Hauser Kapelle.

Ein völlig neuer Vorstand

Schon in der Jahreshauptversammlung 1987 versuchte Vizebaas Otto-Werner Stinshoff, zum Baas gewählt zu werden. Die Jonges entschieden sich jedoch weiterhin mit guter Zweidrittelmehrheit für Baas Heinz Beyer.

Ohne nachhaltige Auswirkung auf den Verein und die Arbeit der Jonges blieb der bei der Jahreshauptversammlung 1988 geprobte „Aufstand im Vorstand“. Einige der Vorstandsmitglieder versuchten, durch ihren Rücktritt wiederum Baas Heinz Beyer zum Rücktritt zu zwingen. Aber mit überwältigender Mehrheit sprachen die Jonges ihrem Baas Heinz Beyer ihr Vertrauen aus. Zudem wurde der Vorstand fast völlig neu besetzt, aus dem alten Vorstand verblieben lediglich der 1. Schriftführer Georg Hoven und die Beisitzer Fritz Kall und Clemens Michels. Zum Vizebaas wurde Martin Augustin gewählt, was sich als ausgesprochener Gewinn für den Vorstand und



Die Hauser Kapelle, ehemalige Burgkapelle der Wasserburg Haus zum Haus, 1986 durch die Ratinger Jonges völlig renoviert

die Jonges erweisen sollte. Ebenso wurde mit Albert Penning ein hervorragender neuer Erster Schatzmeister gefunden, zum Zweiten Schatzmeister wurde Klaus Ipach gewählt. Weitere Beisitzer wurden Karl Erlemeier und Wilfried Link.

Schon in Kürze hatte der neue Vorstand das in ihn gesetzte Vertrauen gewürdigt. Aktivitäten und Programm wurden erheblich ausgebaut, was auch prompt den beabsichtigten Mitgliederzuwachs nach sich zog.

Qualität und Zahl der Veranstaltungen wurden erheblich optimiert. Mit Dipl.-Ing. Heinzreiner Klinkenberg konnten die Jonges einen bemerkenswerten und sachkundigen Führer gewinnen. Großartige Führungen wie z. B. die Exkursionen zu den zwölf romanischen Kirchen Kölns wurden durch ihn und den neuen „Reisemarschall“ Karl Erlemeier hervorragend geleitet und organisiert.

Jonges stiften die Dumeklemmerplakette

Im Hinblick auf das bevorstehende 30jährige Jubiläum hatte der neue Baas Heinz Beyer eine Idee: die Stiftung einer Ehrenplakette für Ratinger Bürger, die sich in besonderem Maße um unsere Stadt verdient gemacht haben.

Diese Auszeichnung sollte möglichst jährlich und in einer besonderen Feierstunde verliehen werden. Die Idee zündete bei den Jonges, und so entstand die „Dumeklemmerplakette“, auch grafisch von Heinz Beyer gestaltet. Die Bronzeplakette zeigt auf der Vorderseite das älteste Ratinger Stadtsiegel von 1300 mit der dreitürmigen Kirche St. Peter und Paul, auf der Rückseite das Zeichen der Ratinger Jonges mit der Umschrift FÜR VERDIENSTE UM DIE STADT RATINGEN.

Erster Träger dieser Auszeichnung wurde 1986 Karl Hoberg, nun Ehrenbaas der Jonges. Mit der Dumeklemmerplakette wurden seitdem noch neun weitere, um unsere Heimatstadt verdiente Ratinger ausgezeichnet:

Otto Samans hat sich in vielen Funktionen um seine Heimatstadt verdient gemacht, er war langjähriger Ratsherr, stellvertretender Bürgermeister, Vorsitzender des Heimatvereins und der Martinsfreunde.

Dr. Alfred Dahlmann, als ehemaliger Ratinger Stadtdirektor für vielfältige Verdienste um die Stadtentwicklung geehrt, wie auch für seinen besonderen Einsatz zur Wahrung und Erhaltung des Stadtbildes.

Prälat Heinrich Roth, Pfarrer der Gemeinde Herz Jesu, hat sich im Ratinger Osten in besonderem Maße den Alten und Kranken, den Armen und Bedürftigen gewidmet.



Als Förderer der „Kirmes im Oberdorf“, von Karnevalsveranstaltungen und Pfarrfesten zeigte er ein Herz für die Freuden seiner Mitmenschen.

Theo Volmert, Mitbegründer der Lintorfer Heimatfreunde, hat sich als Autor, Heimatforscher und Schriftleiter der Heimatzeitschrift „Die Quecke“ hervorgehoben.

Ernst Dietrich, Altbürgermeister der Stadt Ratingen, wurde insbesondere für seine Verdienste um den Ratinger Sport geehrt.

Edith Bohnen, Vorsitzende des Sozialdienstes Katholischer Frauen, für ihr hohes soziales Engagement und den entschiedenen Einsatz des SKF für Bedürftige und Heimatlose.

Dr. Kurt Holzapfel, ehemaliger Leiter der Ratinger Volkshochschule, wurde für die Aufbauarbeit dieser Bürger-Weiterbildungsstätte wie für seine Verdienste um die Heimatforschung ausgezeichnet.

Hugo Schlimm, Altbürgermeister der Stadt Ratingen, hat sich in besonderem Maße auf sozialem Gebiet eingesetzt. Er half, wo er konnte, und hatte für jeden Bedürftigen, der sich an ihn wandte, ein offenes Ohr.

Helmut Gansen, Stadt-Brandmeister a. D., Leiter der Ratinger

Feuerwehr. Die Jonges ehrten ihn für seine 40jährige aktive Tätigkeit wie für die Aufbauarbeit, Modernisierung und den Ausbau der Wehren. Mit ihm dankten die Jonges gleichzeitig allen Mitgliedern der Ratinger Feuerwehr für ihre aufopfernden Einsätze, oft unter Gefährdung des eigenen Lebens.

Biwak auf dem Schimmershof

Nachdem die Jonges zehn Jahre ihr Biwak im Hof der Wasserburg Haus zum Haus gefeiert hatten, wurde dem Burgherren und Jonges-Ehrenmitglied Bruno Lambert die Teilnehmerzahl zu groß. Die Jonges fanden bei ihrem Jong Hanno Paas auf dem Schimmershof Aufnahme und eine nicht weniger passende und stimmungsvolle Atmosphäre. Hier trifft sich alles, was in Ratingen „Rang und Namen“ hat. Man fühlt sich hier wohl und feiert oft bis in den frühen Morgen hinein.

Restaurierung des Porticus

Mit der Restaurierung des Porticus auf dem Ehrenfriedhof übernahmen die Jonges 1990 eine weitere Aufgabe. Das Friedhofs-kreuz mit seinem Umbau (Porticus) war dort 1809 errichtet worden. Das Steinmaterial entstammt einer am Markt abgebrochenen Kapelle.

Wie die Hauser Kapelle wurde auch dieser Bau beim Bombenangriff am 21. März 1945 teilweise zerstört, nur Kreuz und Korpus blieben unbeschädigt. Die Schäden waren nach dem Krieg auch hier nur provisorisch behoben



Der von den Jonges 1990 renovierte Porticus auf dem Ehrenfriedhof

worden. Die Jonges sahen sich verpflichtet, die Rettung auch dieses Kulturdenkmals durchzuführen. Die Maßnahmen wurden mit Unterstützung des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege durchgeführt, das die Restaurierung des wertvollen Korpus übernahm. Die Arbeiten gestalteten sich wesentlich schwieriger und umfangreicher als erst angenommen.

Die Ratinger Firma Pizzino Bau-träger GmbH setzte sich hier als großzügige Sponsorin ein und führte die Sanierung fachgerecht durch. Pünktlich zum Schützenfest 1991 waren die Restaurierungsarbeiten abgeschlossen.

Der Trinsenturm soll saniert werden

Der Trinsenturm, äußerlich in gutem Zustand, weist aber im Inneren erhebliche Mängel auf. Bei einer Besichtigung mit Fachleuten wurde festgestellt, daß eine gründliche Sanierung des Turminnen sicherlich mehr als 90.000 DM kosten würde. Als Dank für diesen hohen Aufwand hätten die Jonges gern das oberste Turmzimmer als Archiv- und Vorstandsraum nutzen wollen. Die im Turm ausstellenden Künstler hätten weiterhin gemeinsam mit den Jonges die Räume nutzen können.

Die spontane Zustimmung des damaligen Stadtdirektors Dr. Horst Blechschmidt bei einer Einladung zum Jonges-Stammtisch 1992 bröckelte jedoch von Mal zu Mal ab. In unzähligen zähen Verhandlungen (Verwaltung/Galeristen/Jonges) wich Dr. Blechschmidt auf den Druck einer gezielten Künstler-Kampagne hin mehr und mehr von seiner anfänglichen Zusage ab. Immer größere Kompromisse wurden den Jonges abgehandelt, die zum Schluß darin gipfelten, daß großzügig der eineinhalb Meter hohe Dachstuhl als Archivlager angeboten wurde. Und das gegen die Kosten einer 90.000 DM - Restaurierung! Die Jonges lehnten dankend ab.

Stiftung der Verkeshirden-Plastik

Schon lange geisterte die spätmittelalterliche Legende vom Ratinger Schweinehirten, dessen Tiere die in Kriegswirren verschollene „Märch“, die größte Glocke in St.

Peter und Paul, im Wald wiederfinden, durch die Köpfe der Jonges. Diese alte Ratinger Legende mußte man erhalten, unseren Kindern und Nachfahren lebensgroß zum Anfassen hinterlassen. Dieser Gedanke nahm mehr und mehr Gestalt an: Die Ratinger Jonges stifteten der Stadt und ihren Bürgern eine Plastik dieser schönsten der Ratinger Legenden. Ulrich Grenzhäuser, Düsseldorfer Künstler, der bei Otto Pankok an der Düsseldorfer Kunstakademie studierte, entwarf ein Wachsmodell 1:10. Und traf genau das, was bei Kindern ankommt. Und nicht nur bei Kindern, es kam auch bei den Jonges an.

Bei der Einweihung leutete die „Märch“

Am 23. Oktober 1993 wird die Bronzeplastik von Bürgermeister Hugo Schlimm und Baas Heinz Beyer enthüllt und den Bürgern der Stadt Ratingen übergeben. Pastor Werner Oermann, Pfarrer von St. Peter und Paul, einer der vielen Gäste, ließ während der Einweihungsfeier die „Märch“ vom Kirchturm läuten. Zur Freude der Jonges wurde die Verkeshirden-Plastik von den Bürgern und vor allem, wie gewünscht, von den Ratinger Kindern voll angenommen.

Vier Stadttorplatten

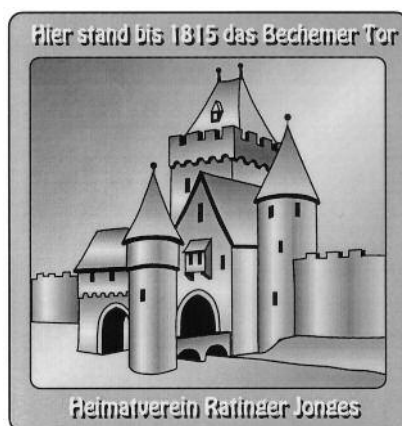
An die leider im vorigen Jahrhundert der Spitzhacke zum Opfer gefallenen vier Ratinger Stadttore erinnern Bronzeplatten, die von den Jonges im Frühjahr 1996 den Ratinger Bürgern gestiftet wurden. Sie liegen an den historischen Standorten der alten Stadttore. Die von Baas Heinz Beyer nach alten Skizzen des Stadtarchivs entworfenen Stadttorplatten wurden von der Kunstgießerei Buderus gegossen und nach Fertigstellung dankenswerter Weise vom Tiefbauamt der Stadt Ratingen fachgerecht verlegt. Sie sollen zur weiteren Verschönerung unserer Heimatstadt beitragen und an die mittelalterliche Stadtbefestigung erinnern. Die Inschrift auf den Platten gibt den Namen des jeweiligen Tores, das Jahr des Abbruchs und die Jonges als Stifter an.

**Ratinger Jonges,
einer der größten
Ratinger Heimatvereine**



Die Glocke, Schweine und der Hirt, natürlich mit künstlerischem Schwung gestaltet. Wie gewünscht, eine Legende zum Anfassen. Das Denkmal wächst und gedeiht. Baas Heinz Beyer überzeugt sich vom Fortgang der Arbeiten im Atelier des Künstlers Ulrich Grenzhäuser. Links der Kunstgießer Karl-Heinz Schmäke

Im Jubiläumsjahr 1997 zählt der Heimatverein Ratinger Jonges weit über 650 Mitglieder. Jonges, die einen gesunden Querschnitt durch die Ratinger Bürgerschaft bilden. Sie setzen sich aus allen Bereichen der Ratinger Brauchtumsvereine wie Schützen und Karnevalisten, aber auch aus allen politischen Parteien unserer Heimatstadt zusammen. Der Jongesvorstand ist stolz darauf, diese verschiedenen Strömungen „unter einen Hut“ gebracht zu haben.



Das Losungswort „Ratingen“ überbrückt viele Gegensätze. So entstand eine kameradschaftliche Gemeinschaft von Ratingern, die sich im Sinne der Bemühungen für unsere alte Heimatstadt einsetzt.

Eine Großzahl prominenter Mitglieder

Jonges-Mitglieder sind zum Beispiel die Ratinger Altbürgermeister Ernst Dietrich und Hugo Schlimm, natürlich ist auch der amtierende Bürgermeister Wolfgang Diederich seit langem Ratinger Jong. Der ehemalige verdiente Ratinger Stadtdirektor Dr. Alfred Dahmann ist bereits seit 1983 Mitglied der Jonges. Die Liste „prominenter“ Mitglieder läßt sich leicht fortsetzen: die Landtagsabgeordneten Dr. Hans Kraft und Wilhelm Droste jr., der ehemalige Landrat Heinz Pensky, der Chef der St. Sebastiani-Bruderschaft, Karl-Heinz Schneider, viele Bruderschaftskönige, Karnevalsausschuß-Vorsitzender Hanno Paas, vierzehn Mitglieder des derzeitigen Stadtrates,



Die Jonges-Wandergruppe trifft sich jeden letzten Montag im Monat am Verkeshirden-Denkmal zu ihrer Wanderung in der Ratinger Umgebung

Sparkassendirektor Heinrich Thisen, fast alle Karnevalsprinzen der letzten zehn Jahre und viele andere mehr.

Großes Angebot an Aktivitäten

Den Jonges steht heute ein volles Jahresprogramm von 37 Angeboten zur Verfügung, das alle Interessen der Mitglieder abdeckt. Bei einem Großteil der Veranstaltungen sind auch die „besseren Hälften“ gern gesehene Gäste, ebenso wie „Noch-nicht-Jonges“, die zu vielen Programmpunkten herzlich eingeladen sind. Seit dem altersbedingten Rücktritt von „Reisemarschall“ Karl Erlemeier, der mit viel Initiative diese Vorstandsaufgabe ausfüllte, ist Karl-Heinz Dahmen an diesen Platz getreten. Er hat das bei „Charly“ Erlemeier schon große Angebot noch erheblich erweitert und ausgebaut. Unter seiner Regie wurden eine Menge schöner Bildungsreisen wie z.B. nach Speyer, Bremen, Berlin und noch vielen anderen Städten unternommen. Krönung war eine einwöchige Reise nach Gersum am Vierwaldstätter See in der schönen Schweiz.

Jonges-Wanderclub gegründet

Seit Jahresanfang 1996 erwidern die Jonges einmal im Monat unsere nähere Heimat. Aus dem Kreis der vielen Rentner und Vorruheständler hat sich eine Gruppe

von über 60 Jonges gebildet, die regelmäßig an diesen Wanderungen teilnehmen. Initiatoren und Führer durch Ratinger Felder und Wälder sind Vorstandsmitglied Clemens Michels und die Jonges Heinz Lachrath und Josef Stephan. Dank dieser „Wanderbaase“ lernen selbst alte Ratinger noch viele schöne Flecken Heimat kennen, an denen sie zum Teil noch nie waren.

Jonges Sehen – Hören – Verstehen

Unter diesem Motto wurde Ende 1996 ein neuer Arbeits- und Exkursionskreis ins Leben gerufen, der von Vorstandsmitglied Hans Nettler geleitet wird. Das erste Thema war die Behandlung des Regenwassers in Ratingen. Ein Besuch beim Tiefbauamt mit Besichtigung eines Regenrückhaltebeckens fand eine Menge interessierter Jonges. Besuche im Automobilwerk Mercedes in Düsseldorf und bei Thyssen in Duisburg folgten. Im Hüttenwerk Beeckerwerth konnte der Arbeits-

kreis Hochofen, Stahlwerk und Stranggießanlage mit angeschlossenen Warmbandwalzwerk besichtigen. Eine Menge weiterer Themen sind bereits jetzt für die Zukunft vorgesehen.

Mundartkreis pflegt Ratinger Platt

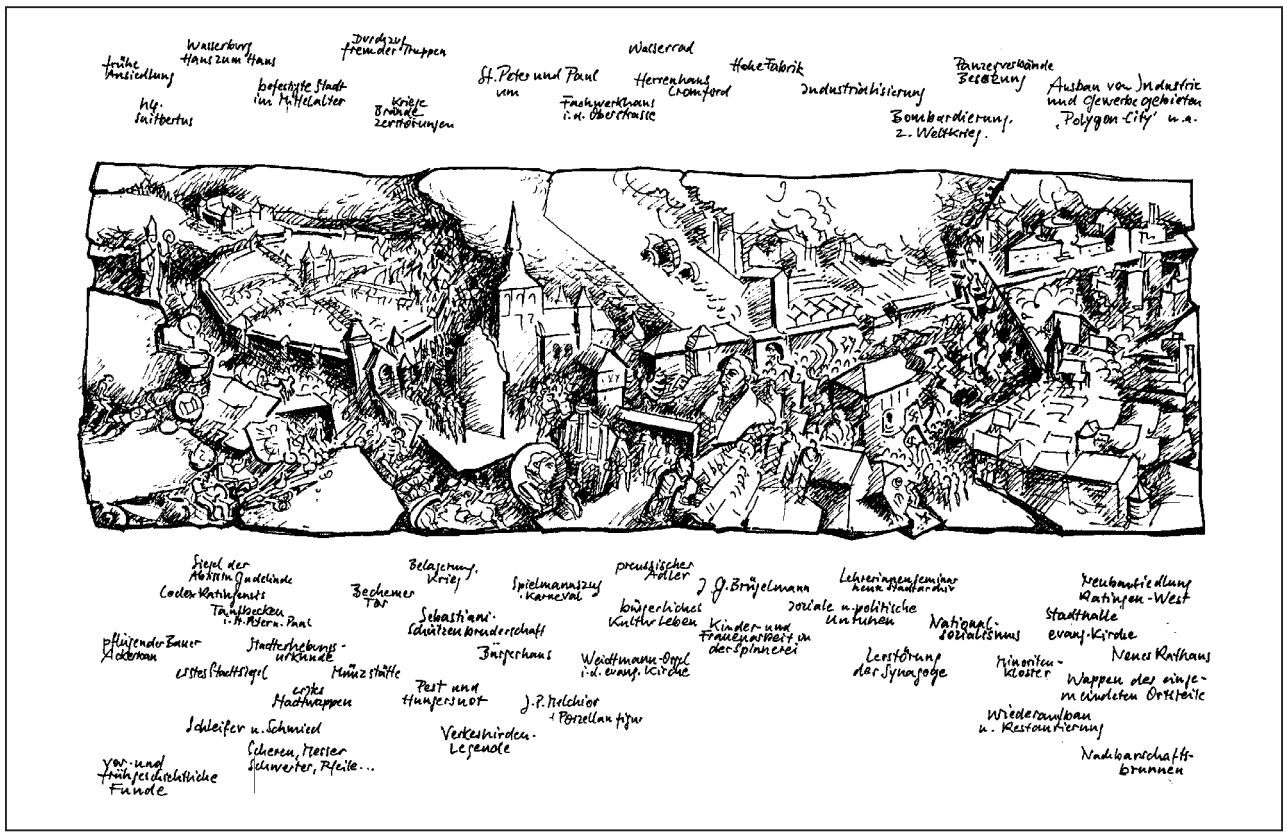
Am Stammtisch der Jonges wird seit eh und je Ratinger Mundart gesprochen. Ein 1996 neu gebildeter Mundartkreis hat sich unter Führung von Hans Schilling zusammengefunden, um unser heimatliches Platt zu pflegen und zu sammeln. Dafür wurde bereits vor einigen Jahren eigens ein Tonbandgerät angeschafft, damit gesprochene Mundart unseren Nachfahren erhalten bleibt. Es ist für später vorgesehen, diese Sammlung in einer Broschüre zu veröffentlichen. Bei der Mundartmesse im Jubiläumsjahr trug dieser Kreis wesentlich zum Gelingen dieser Veranstaltung bei.

Geschenk an die Bürger zum 40jährigen Vereinsjubiläum:

Relief zur Ratinger Stadtgeschichte

Zu ihrem 40jährigen Vereinsbestehen war es für die Jonges wichtiger, anstelle einer großen Festveranstaltung in der Stadthalle ihr Jubiläum mit einem Geschenk eines Kunstdenkmals an die Stadt





Oben: Skizze der Künstlerin zum stadtgeschichtlichen Relief.
 Rechts Frau Doris Waschk-Balz bei Arbeiten am Wachsmodell

Ratingen und ihre Bürger zu begehen. Ratinger Geschichte zu erhalten, lebendig und verständlich zu machen, war für den Heimatverein Ratinger Jonges Grund genug, herausragende historische Stadt-ereignisse in einem Bronzerelief wiederzugeben.

Für diese Aufgabe wurde die Hamburger Künstlerin Doris Waschk-Balz gefunden. Frau Waschk-Balz studierte von 1962 bis 1964 an der Staatlichen Aka-

demie der Bildenden Künste in Stuttgart und setzte ihr Bildhauerstudium von 1964 bis 1968 an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg fort.

Das Relief entstand nach intensivem Studium Ratinger Geschichtsaufzeichnungen und Informationen durch den Jongesvorstand sowie nach mehreren Ortsbesichtigungen und durch die Mithilfe des Ratinger Stadtarchivs.

Heinz Beyer



Jonges-Vorstand im Jubiläumsjahr 1997

- V.l.n.r.:
- Clemens Michels, Beisitzer
 - Georg Hoven, Geschäftsführer
 - Heinz Schumacher, Beisitzer
 - Martin Augustin, Vizebaas
 - Klaus Ipach, 1. Schatzmeister
 - Hans Weiler, Pressesprecher
 - Heinz Beyer, Baas
 - Volkmar Neumann, Beisitzer
 - Hans Nettler, Beisitzer
 - Karl-Heinz Dahmen, Reiseleiter
 - Karl Erlemeier, Ehrenvorstandsmitglied
 - Andreas Clausen, 2. Schatzmeister

Den Fototermin konnten nicht wahrnehmen:

- Hans de Lasberg, Beisitzer
- Michael Pfeuster, Beisitzer
- Albert Reinecke, Ehrenvorstandsmitglied

Nach einjähriger Pause verlieh der Heimatverein Ratinger Jonges im Jahre 1996 wieder die Dumeklemmer-Plakette an einen verdienten Ratinger Bürger. Doch wollten die Jonges diesmal nicht nur einen einzelnen Menschen ehren für das, was er für seine Heimatstadt geleistet hat, sondern die hohe Auszeichnung, die Jonges-Baas Heinz Beyer in einer Feierstunde am 8. Dezember 1996 im Museum der Stadt Ratingen an den ehemaligen Chef der Ratinger Feuerwehr, Stadtbrandmeister a. D. Helmut Gansen, verlieh, sollte gleichzeitig eine Ehrung sein für alle Feuerwehren unserer Stadt und ein Dank für ihren unermüdlichen Einsatz. Musikalisch umrahmt wurde die Veranstaltung von einem Quartett der Jugendmusikschule Ratingen, das Tafelmusik von Telemann spielte. Die Laudatio hielt der ehemalige Stadtdirektor der Stadt Ratingen, **Dr. Alfred Dahmann:**

**Herr Bürgermeister,
sehr verehrte Frau
Bundestagsabgeordnete,
sehr geehrter Herr
Landtagsabgeordneter,
meine Damen und Herren,
lieber Herr Gansen,
lieber Baas,
liebe Jonges!**

Ich freue mich, heute die Laudatio auf einen langjährigen Weggefährten zu halten. Auf Stadtbrandmeister Helmut Gansen. Die Ehrung gibt mir willkommene Gelegenheit, einem Menschen „Danke“ zu sagen, der sich selbstlos einer Sache verschrieben hat.

Diese Auszeichnung kann auch dazu beitragen, einen Berufsstand in den Blickpunkt zu rücken, der Wertvolles und Lebensrettendes für das Gemeinwesen leistet, die Feuerwehr.

Wir ehren heute:

den Menschen Gansen, den Feuerwehrmann Gansen, die Feuerwehr Ratingen und die „Dumeklemmer“ ganz allgemein.

Helmut Gansen ist ein echter Dumeklemmer. Am 26. Februar 1935 wurde er hier in der Damaschkestraße geboren, in einem ereignisreichen Jahr. Die Saar kommt heim ins Reich, Juden werden verfolgt. Luftschutz wird geübt, erstmals erlebt man Verdunklungen. Es zeichnete sich da bereits eine schlimme Ära ab, das Tausendjährige Reich. Zum Glück hat Helmut Gansen diese Zeit überlebt.

Die Menschen, die unter dem Sternzeichen „Fische“ geboren sind, sind bescheiden, uneigennützig und stets bereit, anderen zu helfen. Der Fischemann hat sehr strenge Anschauungen, ist aber trotzdem der beste Kamerad.

Schon mit 20 Jahren war er selbstständiger Kaufmann und sorgte im eigenen Betrieb dafür, daß die Kohle stimmte.

Mit 21 Jahren heiratete er bereits nach dem Motto: „Jung gefreit, nie gereut“. Wenn ich mir heute das strahlende Oberhaupt im Kreise seiner Großfamilie ansehe – immerhin hat er bislang schon fünf Enkel – so war dieser zeitige Heiratseinsatz ein voller Erfolg.

„Packen wir’s an, es gibt noch viel zu tun“ lautet Helmut Gansens lebenslange Devise, und so trat er dann kurz entschlossen schon mit 16 Jahren in den Dienst der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen.

Sein weiterer beruflicher Werdegang ist hinlänglich bekannt. Nicht so bekannt dürfte sein, daß er im reiferen Alter noch einmal die Schulbank drückte. Neben dem überaus anstrengenden Dienst als inzwischen hauptamtlicher Wehrführer, trotz seiner vielen Silberstreifen am Ärmel, hat er noch einmal richtig gebüffelt und ... mit Erfolg! 1978 bestand er die Prüfung für den gehobenen feuerwehrtechnischen Dienst.

Ob nun allerdings der passionierte Sportler mit Stirnband und Jogginganzug zur Landesfeuerwehrschule nach Münster getraht ist, entzieht sich meiner Kenntnis. (Zuzutrauen wäre es ihm!)

Der Mensch Gansen und der Feuerwehrmann Gansen sind eins. 44 Jahre Feuerwehr, das hält nur einer durch, der geprägt ist von preußischer Disziplin, der bereit ist, persönliche Verantwortung in jeder Situation zu übernehmen, der Kooperations- und Durchsetzungsfähigkeit besitzt. Und natürlich eine eiserne Gesundheit!

Ein Asket ist Herr Gansen nicht, was ihn um so sympathischer macht. Er verschmäht auch nicht ein frischgezapftes Alt und kann „feste feiern“.

Doch er lebt vor, daß Gesundheit kein selbstverständliches Gut ist, und daß man selbst viel zu ihrem Erhalt beitragen kann. „Von nix kommt nix!“ Ich habe ihn oft

bewundert, wenn er früher gelenkig wie ein Eichhörnchen nach oben kletterte. Der Fischemann schwimmt auch wie ein Fisch, läuft wie ein Wiesel und hat nur aus Zeitmangel nicht an den Olympischen Spielen teilgenommen. Und jetzt, wo er in Pension ist, fehlt ihm erst recht die Zeit.

Wie hält er sich so fit? Jeden Morgen schwimmen, aktiver Großvater von fünf Enkeln, Langläufe über 10 km, Radfahren, Bergtouren mit Bergführern, überflüssig zu erwähnen, daß er bei allen sportlichen Aktivitäten früher stets ein Funkgerät mit sich führte, so daß er zu Wasser, zu Lande und in der Luft immer zu erreichen war.

Und damit wenden wir uns wieder dem Feuerwehrmann Gansen zu. Die Geschichte der Feuerwehr Ratingen in den vergangenen Jahrzehnten ist untrennbar mit dem Namen Gansen verbunden:

- Aufbau der Wehrhauptstelle
- Ausbildung der Feuerwehrleute zum Rettungsassistenten
- Einführung des Notarztes
- Aufteilung der Wehr in Züge
- Gründung einer Jugendfeuerwehr (z. Zt. 25 Jugendliche)
- Ausbau der Nebenstellen Tiefenbroich, Homberg, Eggerscheidt und Lintorf
- Anschaffung von Lösch- und Sonderfahrzeugen (z. Zt. 36 Stück)

Helmut Gansen hat dafür gesorgt, daß die Fahrzeuge und Ausrüstung der Feuerwehr immer auf dem neuesten Stand der Technik waren.

Darüber hinaus ist es der besondere Verdienst Helmut Gansens, die freiwillige Feuerwehr und die Berufswehr erfolgreich und harmonisch koordiniert zu haben. Bei der Größenordnung unserer Stadt genügt weder die eine noch die andere Truppe allein, sondern wir

brauchen beide. Und da gibt es natürlich Kompetenz- und Verständigungsschwierigkeiten, die Helmut Gansen souverän überbrückt hat. Ergebnis: eine überaus geschlossene und schlagkräftige Truppe, eine Einheit, eine große Familie.

So hart das Leben für den Feuerwehrmann Gansen auch war, so viel Schlimmes er in all den Jahren erlebt hat, Einsätze, die ihm unter die Haut gingen, Bilder, die er nie vergessen hat, es gab auch heitere Episoden:

Im Wäschetrockner war sein Hemd.

Helmut war bei Continent.

Er kam nach Haus und sah – nicht froh:

der Trockner brannte lichterloh.

Helmut wurde es ganz warm, denn gleich gibt 's Feuerwehralarm.

Das wär' ihm gar nicht recht gewesen, denn in dem Handbuch steht zu lesen:

Wann immer Du verläßt Dein Haus,

schalt' vorher die Geräte aus!

Unser Helmut, schnell entschlossen,

hat das Feuer ausgegossen.

Hemd und Trockner ruiniert,

jedoch der Gansen nicht blamiert.

Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich:

In Hösel brannte einst ein Schuppen,

Helmut löscht' mit seinen Truppen.

Auf dem Hofe gibt es Kuhlen, wo die Schweine sich drin suhlen. Helmut lief durch dunkle Nacht, weil er das Feuer ausgemacht.

Stolperte, fiel mit dem Schlauche in den Tümpel voller Jauche.

Zwar hat er sich nichts gebrochen,

nur sehr intensiv gerochen.

Lieber Herr Gansen, wir haben viele Jahre zusammengearbeitet, viele Aufgaben gemeinsam gelöst, auch viele schöne Stunden zusammen verbracht. Ich denke gern an die Zeit zurück.

Was wäre der tüchtigste Wehrführer ohne seine Mannschaft? Theodor Heuss sagte einmal über die Feuerwehr: „Das moralisch Wesentliche ist, daß sie immer

bereit ist. Und in solchem Sinne ist die Feuerwehr ein Vorbild schlechthin“. Selbstlos Menschen helfen, die in Not geraten sind, retten, bergen, löschen, schützen, das ist die Aufgabe der Feuerwehr.

Helmut Gansen und ich waren immer der Ansicht, daß die Sirenen bei Einsätzen ertönen sollten. Der Bürger muß hören und wissen, was die Feuerwehr Tag und Nacht leistet. Leider hat man die Sirenen zum Verstummen gebracht, wohl damit die Bürger nicht gestört werden, so ungefähr nach dem Motto:

Heiliger Sankt Florian,
verschone uns 're Häuser,
zünd' lieber and 're an!

Aus meinen vorhergehenden Ausführungen könnte man den Eindruck gewinnen, als würde die Feuerwehr nur löschen. Die Skala ist jedoch unendlich breiter: ein Vogel ist entfliegen, Pferd liegt auf dem Rücken im Bach, Elefant sitzt im Umlaufgraben fest, Kuh schwimmt im Hafen, Schwan in Not, Person im Wasser, Unfall auf der Autobahn. Herr Gansen könnte diese Liste weiter ergänzen. Vielleicht schreibt er einmal seine Memoiren?

Wie bei allen Feuerwehren steht auch bei der Feuerwache der Stadt Ratingen täglich Werkstattendienst auf dem Dienstplan. Die Druckschläuche müssen nach jeder Übung und jedem Einsatz gewaschen und getrocknet werden. Die Leitern und Geräte, die Fahrzeugmotoren und Generatoren müssen überprüft werden usw.

Nicht zu vergessen ist der Schreibkram, der einen immer größeren Umfang annimmt. Daß Feuerwehrleute den ganzen Tag im Aufenthaltsraum sitzen und Karten spielen, ist eine Mär.

Wir können uns heute jedenfalls voll und ganz auf unsere Feuerwehr verlassen, wie denn auch



Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 1996.
Von links: Dr. Alfred Dahlmann, Helmut Gansen,
Jonges-Baas Heinz Beyer

nach der Neugliederung als erstes die Feuerwehren der neuen Stadt reibungslos zusammenarbeiteten. Erwähnt seien hier nur drei Namen: Peters, Hannen, Schneiders. Ganz besonders freut mich, daß die Kontinuität bei der Feuerwehr Ratingen auch in Zukunft gewahrt bleibt. Was Zuverlässigkeit, Engagement und Tatkraft angeht, so weiß ich sie bei Herrn Hamm in besten Händen. Ich wünsche der gesamten Mannschaft und Herrn Hamm auch weiterhin viel Erfolg.

Ein herzliches Dankeschön auch an die Ratinger Jonges, die es überhaupt erst ermöglicht haben, daß die Dumeklemmerplakette an verdiente Ratinger verliehen wird. Dumeklemmer war einst ein Schimpfwort, für manche in der Region sicher auch heute noch. Die Ratinger mußten sich eben schon immer wehren, früher gegen den HI. Suitbertus, heute gegen den Rest der Welt. Es ist sicher kein Zufall, daß wir solch eine außergewöhnliche Wehr haben!

Ein kleiner Nachtrag noch:

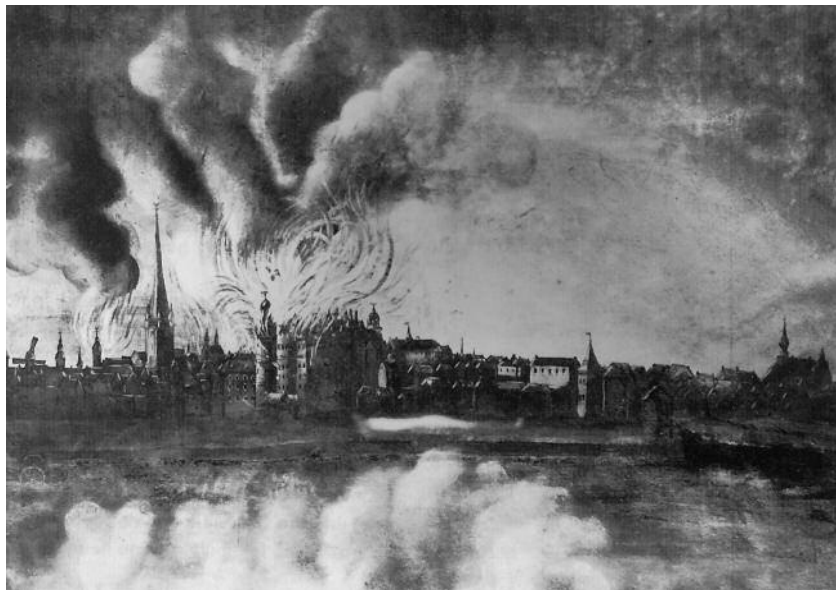
Herr Gansen ist nach seiner Pensionierung nach Usbekistan gefahren und hilft dort bei der Installation von technischem Gerät etc. Einige Probleme hatte er mit dem exzessiven Wodka trinken.

125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Ratingen

Von der Handspritze zum millionenschweren Spezialfahrzeug

Mit einer Reihe von Veranstaltungen, die von einem Turnier der eigenen Eishockeymannschaft, nämlich den „Ratingen Flames“, über eine Ausstellung in den Räumen der Sparkasse bis zu einem Tag der offenen Tür, zum Jubiläumsfestakt und dem großen Festball reichten, beging die Ratinger Feuerwehr ihr Jubiläum zum 125jährigen Bestehen. Das von März bis in den Mai 1997 hinein gefeierte Jubiläum bezog sich auf die im Jahr 1872 erfolgte Gründung eines Turn- und Feuerwehrvereins. Zu einer entsprechenden Gründungsversammlung hatten Ende Januar 1872 „mehrere Turn- und Feuerwehrfreunde“ durch eine Anzeige in der „Ratinger Zeitung“ in das Lokal „Buschhausen“ eingeladen. Ganz offensichtlich war bereits diese erste Besprechung von Erfolg, denn schon wenige Tage später brachte die „Turnfeuerwehr“ in einer weiteren Anzeige ihrem Freund Julius Rüphahn ein „donnerndes und nie verhallendes Gut Heil“ aus. Und seitdem hat sich die Ratinger Feuerwehr mit vielen Höhen und Tiefen, mit großen Bewährungsproben zu einer in jeder Hinsicht den Anforderungen des modernen Feuereschutzes und Feuerlöschwesens entsprechenden Einrichtung entwickelt.

Natürlich gab es auch vorher schon in Ratingen gewisse Feuereschutzeinrichtungen und entsprechende Feuereschutzvorschriften. Bereits seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde Ratingen - wie in den Urkunden immer wieder vermerkt ist - von verheerenden Feuerbrünsten und Brandkatastrophen heimgesucht. Das war nicht zuletzt auf die damalige enge Bau-



Brand des Düsseldorfer Schlosses am Rhein nach der Beschießung durch französische Truppen am 6. Oktober 1794. Gouache eines unbekanntes Düsseldorfer Künstlers im Stadtmuseum Düsseldorf

weise mit strohgedeckten Fachwerkhäusern innerhalb des Mauerringes zurückzuführen. Wenn der Funke vom offenen Herdfeuer oder Kienspan auf das Strohdach übersprang, brannte oft das ganze Viertel ab, obwohl die Bürger schon seit dem 14. Jahrhundert durch Kontrollanordnungen verpflichtet waren, bei Feuerbrünsten und anderen Katastrophen helfend einzugreifen und für diesen Fall Wasser und Eimer bereitzuhalten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zumindest wurden auch in Ratingen die von der Obrigkeit vorgeschriebenen Sicherungsmaßnahmen, wie die Besichtigung der Feuerstätten, Schornsteine, Backöfen und Trockenspeicher und der Feuerlöschgeräte vom Ledereimer bis zum Wasserzuber durchgeführt. Mit dem allgemeinen Niedergang

der Stadt im 18. Jahrhundert allerdings scheint das vernachlässigt worden zu sein, denn 1762 kam es beinahe zu einer Katastrophe. Der Richter des Amtes Angermund berichtet darüber, daß „es beim Ausbruch des Brandes im Wirtshaus Zu den Drei Königen an allen Löschgeräten gefehlt habe. Es seien keine Pferde da gewesen zur Herbeiführung der Wasserkübel, die ledernen Eimer seien zum größten Teil in Unstand gewesen und der Brandspritze habe oben die Schlange gefehlt“. Obwohl die Regierung daraufhin einen „umständlichen Verantwortungsbericht“ verlangte, scheint in Ratingen wenigstens zunächst in Sachen Feuerschutz wenig getan worden zu sein, denn auch 1770 heißt es in einem Ratsprotokoll noch, daß sich die Brandspritzen in einem „schier unbrauchbaren Zustand“ befinden. Erst 1787 wurde eine neue Spritze beschafft, im Jahr darauf sogar noch zwei andere. Und die wurden dann 1794 eingesetzt, um die in Düsseldorf durch den Beschuß durch die Franzosen entstandenen Brände löschen zu helfen.

Wie notwendig gerade in diesen Zeiten das offenbar immer noch wenig beachtete Feuerlöschwesen war, zeigt allein die Tatsache,

Versammlung

**Behufs Errichtung eines Turn- und Feuerwehrvereins laden wir
sämtliche Turn- und Feuerwehrfreunde zu einer näheren Besprechung auf
Samstag dem 3. 2. abends 8 Uhr im Lokale Buschhausen ergebenst ein.**

Mehrere Turn- und Feuerwehrfreunde

daß es zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in Ratingen noch hölzerne Kamine und Strohdächer gab. Die Regierung versuchte, dem entgegenzuwirken und verlangte von Zeit zu Zeit von den Kommunen die Aufstellung von Feuerlöschordnungen. Vielleicht kam es auch unter einem solchen Druck 1872 zur Gründung der ersten Ratinger Turnerfeuerwehr. Ganz offensichtlich nahmen die jungen Turner mit Begeisterung an den ersten Übungen teil, die jeweils im Anzeigenteil der „Ratinger Zeitung“ bekanntgegeben wurden. Aber die nötige Ausrüstung mußten sich die Männer fast erbetteln. Schließlich steuerten private und öffentliche Feuerversicherungen bei, und auch der Stadtrat stellte einen Kredit von 200 Thalern bereit und übernahm die Kosten für drei Leitern. Aber dann kam es im Herbst 1872 zu starken Auseinandersetzungen innerhalb der jungen Wehr, die zwar zunächst wieder überdeckt werden konnten, aber zwei Jahre später zum Bruch und zur Auflösung der Turnerfeuerwehr führten. Daraufhin wurde im Herbst 1875 ein „Freiwilliges Feuerwehr-Corps“ gebildet, aber schon im Herbst 1879 heißt es in einem Bericht an den Landrat, daß in Ratingen weder eine freiwillige Feuerwehr noch eine Kommunalfirewehr bestehe. Eine frühere Feuerwehr sei aufgelöst worden, „weil innerhalb des Vereins Differenzen entstanden und schließlich auch, weil die Bürgerschaft der Sache kein Interesse abgewinnen konnte und der Feuerwehr ganz und gar uninteressiert gegenüberstand“. Dazu hielt der Bürgermeister in diesem Bericht eine Feuerwehr in Ratingen überhaupt nicht für erforderlich, „weil an einem einzelnen von Feuer ergriffenen Gebäude nicht viel zu retten ist“, konnte davon aber weder den Regierungspräsidenten noch den Landrat überzeugen. Die verlangten weiterhin Frühjahrs- und Herbstrevisionen der Feuerwehreinrichtungen und den Erlaß von Feuerwehr- und Feuerlöschordnungen. Im Sommer 1882 stellte der Landrat fest, daß die Feuerlöschrichtungen in Ratingen und die Anwendung der 75 Jahre alten Feuerordnung nicht ausreichen und empfahl im Hinblick auf die erhöhte Feuersgefahr „durch den Ge-

brauch von Streichhölzern und Petroleum“ doch wieder der Einrichtung einer Feuerwehr näherzutreten.

Daraufhin wurden die Stadtväter tatsächlich aktiv, nahmen sich die Statuten über Feuerschutzordnung und Einrichtung der Feuerwehr der Stadt Bernkastel an der Mosel zum Vorbild und reichten dem Landrat ihre Feuerwehr- und Feuerlöschordnung ein. Und bei der Beschlußfassung bewilligten die Stadtvertreter dann auch gleich einen Kredit von 180 Thalern für die Ausrüstung der Feuerwehr, die nun allerdings nicht mehr freiwillig war, sondern sämtliche männliche Einwohner im Alter von 16 bis 60 Jahren als „löschdienstpflichtig“ erfaßte. Die Pflichtfeuerwehrmänner waren verpflichtet, dem Chef und den vorgesetzten Führern Gehorsam zu leisten, bei einem Brand schleunigst und bei den Versammlungen zur festgesetzten Zeit zu erscheinen und sich „des Tabakrauchens im Dienst zu enthalten“. Wie der ersten Namensliste der „Löschdienstpflichtigen“ zu entnehmen ist, waren auch die jüdischen Mitbürger in diesen Dienst einbezogen. Nach der Ordnung verfügte die Feuerwehr über vier Spritzenabteilungen und jeweils eine Abteilung für Rettungsmannschaften, Absperrmannschaften und Ordnungsmannschaften, die die Wasserreihen zu beaufsichtigen hatten. Die Feuerwehrleute hatten in den Anfängen

offenbar noch keine Uniformen, sondern waren durch Armbinden gekennzeichnet. Chef der Feuerwehr war der damalige Bürgermeister Esser, sein erster Stellvertreter der Apotheker Max Bretz. Von ihm wußte die Ratinger Zeitung später in einem Nachruf zu berichten, daß er seine Adler-Apotheke im Stich ließ und sofort zur Brandstelle eilte, wenn der Hauptsignaltrompeter Pinternagel Alarm blies. Ganz besonders lag ihm die Ausbildung der Wehrmänner am Herzen. Auf seine Veranlassung hin wurde der Übungsturm errichtet. Daneben gilt der langjährige Erster Beigeordnete als der Initiator der ersten Ratinger Wasserleitung und des Ratinger Gaswerkes.

Die damals knapp 5000 Einwohner mit etwa 650 Gebäuden umfassende Stadt war in drei Löschbezirke eingeteilt, für die jeweils das Löschwasser aus dem Stadtgraben oder aus privaten Brunnen entnommen wurde. Im Laufe der Jahre wurde dann die Ausrüstung ergänzt. So wurde eine fünfte Löschspritze angeschafft und in Tiefenbroich stationiert, dazu kam ein transportables Wasserfaß. Aber ganz offensichtlich waren für die Stadt die entstehenden Lasten bald zu groß, denn die Aufsichtsbehörde mußte mehrfach einschreiten und Mängel an Pflege und Unterbringung der Löschgeräte monieren. Deshalb war es dann nicht verwunderlich, daß bei den Etatberatungen für das Jahr 1893 in der Stadtvertretung die



Mit Handspritze und Leiter stellten sich die Wehrmänner um 1910 auf dem Hof der alten Minoritenschule dem Fotografen unter dem Spruchband: „Einer für alle, alle für einen - Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“

Anregung gegeben wurde, die persönlichen Kosten der Feuerwehrmänner bei den Einsätzen einzusparen und noch einmal an die Ratinger Bürger zwecks Bildung einer Freiwilligen Feuerwehr zu appellieren. Tatsächlich konstituierte sich dann auf einer Mitte Mai 1893 einberufenen Versammlung die Freiwillige Feuerwehr Ratingen. Auf einer zweiten Sitzung wurden schon wenige Wochen später die Statuten, Dienstinstruktionen und die Geschäftsordnung endgültig festgestellt. Zum Jahresbeginn 1894 waren es bereits 30 Wehrmänner, die nun nicht nur in den monatlichen Übungsstunden trainiert wurden, sondern bald auch Versicherungsschutz gegen Unfälle hatten. Bei Unglücksfällen, gemeiner Gefahr oder Not hatten sie - mittlerweile erkenntlich an Helm und grauer Bluse - auch stellvertretende Polizeiaufgaben, wie in der Ratinger Zeitung der Bürgerschaft mitgeteilt wurde.

Aber mit der Bildung der Freiwilligen Feuerwehr waren die Geldsorgen der Stadt nicht behoben, im Gegenteil. Bei der Zunahme der drei- und viergeschossigen Häuser mußte zur Rettung eventuell bedrohter Bewohner eine auschiebbare hohe Leiter beschafft werden. Daneben hatte die Wehr die ersten großen Bewährungsproben u.a. bei dem Brand in der Dampfwalzenmühle der Gebrüder Stinshoff zu bestehen und hatte dabei gleich zwei Verletzte. Schließlich kam es dann um die



Beim großen Stadtjubiläum im Jahr 1926 war auch die Feuerwehr im Festzug dabei, und zwar mit dem Daag-Mannschaftswagen

Jahrhundertwende auch innerhalb der Freiwilligen Feuerwehr zu einer ersten Krise. Um jedes Stück der Ausrüstung mußte hart gerungen werden. Wie einem damaligen Bericht zu entnehmen ist, fehlte die persönliche Ausrüstung der Wehrmänner fast ganz. Wer über eine wirklich brauchbare Feuerwehruniform verfügte, hatte sie selbst angeschafft. Das führte mit der Zeit zu einer Verstimmung, und schließlich kamen von den bis dahin aktiven 42 Feuerwehrmännern kaum noch zehn zu den Übungen. Aber dann fand der seit 1899 tätige Bürgermeister Jansen eine Lösung darin, daß mit Hilfe der in Ra-

tingen vertretenen Feuerversicherungsgesellschaften kurzfristig das für die Ausrüstung der Wehr notwendige Geld beschafft wurde. Zusätzliche Einnahmen wurden durch die Werbung fördernder Mitglieder erzielt. Über den 1892 gebildeten Feuerwehrverband der Rheinprovinz begannen um diese Zeit erste Bestrebungen zu einer Vereinheitlichung der Uniformen und Rangabzeichen und die Normung des Gerätes. Aber gerade letzteres sollte noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Schließlich konnte 1911 das neue Gerätehaus mit Steigerturm auf dem Schulgrundstück an der Minoritenstraße gebaut werden, nachdem bereits seit mehr als einem Jahrzehnt der schlechte Zustand des alten Spritzenhauses an der Becherner Straße von der Aufsichtsbehörde moniert worden war. Das neue Gebäude an der Minoritenstraße konnte nun mit seinen vier Toren die mechanische Leiter und die Fahrzeuge und weiteres Gerät für drei Hydrantengruppen aufnehmen.



Bis zum Beginn der 60er Jahre tat das 1911 auf dem Hof der alten Minoritenschule errichtete Feuerwehrhaus mit Steigerturm seinen Dienst. Heute steht an dieser Stelle das neue Rathaus

Einen großen Einschnitt brachte 1914 der Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die meisten Feuerwehrleute mußten zum Kriegsdienst einrücken. Nach Kriegsende fanden sich die Wehrmänner erst langsam wieder zusammen. Sie wurden in der damaligen unsicheren Zeit u. a. auch für die Stadt- und Flurwachen eingesetzt und bauten daneben unter persönlichen Opfern die Wehr wieder

auf. In den folgenden Jahren erfolgte dann die Umrüstung auf moderneres Gerät. Dazu gehörte 1925 der motorisierte Tankwagen der „Daag“ und 1931 die neue mechanische Anhängelleiter. Wesentliche Veränderungen kamen nach der 1929 erfolgten Eingemeindung der Ortsteile Tiefenbroich und Eckamp. Die Freiwillige Feuerwehr Eckamp wurde der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen eingegliedert. Auf der Jahreshauptversammlung 1930 wurde die Neugliederung der gesamten Wehr vollzogen. Von den drei gebildeten Zügen wurden zwei im alten Stadtgebiet stationiert, der dritte Zug in Tiefenbroich. Kaum war diese Umstellung, bei der die Ausrüstung durch Aufteilung der vorhandenen Bestände erfolgen mußte, vollzogen, kam eine noch größere Umstellung mit dem neuen Gesetz über das Feuerlöschwesen vom Dezember 1933. Die neuen Dienstvorschriften zielten auf eine völlige Motorisierung der Feuerwehr ab. In den folgenden zwei Jahren wurden deshalb zwei neue Motorspritzen beschafft, und dazu ein neuer Hydrantwagen, der - wie eigens vermerkt wurde - bereits „Luftbereifung“ hatte. Der Pflege der Kameradschaft diente seit jener Zeit die sportliche Betätigung, außerdem aber wurden Neuerungen vorgeschrieben, die bei manchem mit der Vorbereitung des Luftschutzes schon Vorahnungen des kommenden Krieges wecken konnten. Die Alarmierung wurde auf Sirenen

umgestellt, der Löschzug erhielt einen motorisierten Mannschaftswagen mit Anhänger für eine Motorspritze und die Industriebetriebe der Stadt mußten bei Löschübungen auf ihre Brandschutzeinrichtungen überprüft werden. Schließlich aber wurde das gesamte Feuerlöschwesen durch das Reichsgesetz vom 23. November 1938 eine polizeiliche Einrichtung und der Polizeiverwaltung unterstellt.

Viele der Wehrmänner waren Teilnehmer des Ersten Weltkrieges und wußten deshalb bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, was auf sie zukommen konnte. Tatsächlich gab es dann auch schon im Juli 1940 den ersten kriegsbedingten Einsatz. In der Volkardey war ein Roggenfeld durch abgeworfene Brandbomben in Brand geraten. Und dann fielen bald auch schon die ersten Sprengbomben. Die Luftangriffe häuften sich mit immer größeren Folgen. Neben den Löscheinsätzen hatten die Wehrmänner viele Alarmwachen zu leisten. Bereits beim ersten Großangriff auf Düsseldorf zu Beginn des Jahres 1942 war die Ratinger Wehr dort im Einsatz, und das setzte sich dann in zunehmendem Maße über die folgenden Kriegsjahre auch noch mit Einsätzen im benachbarten Ruhrgebiet, ja sogar in Köln und im Bergischen Land und außerdem immer häufiger auch in der eigenen Stadt fort. Der damalige Hauptbrandmeister, Stadtbaurat Bernhard Rottmann,

hielt in seiner Chronik den Einsatz dieser Jahre fest. Er schrieb dazu: „Weder Kälte noch Hitze, Regen oder Sturm, Bombenhagel oder Artilleriebeschuß waren in der Lage, den Opfermut der Feuerwehrmänner zu beschränken und sie davon abzuhalten, unter Lebensgefahr dort zu helfen, wo Menschen in Not waren“. Von der Zeit seit Herbst 1944 sagt er, es sei nicht möglich, die vielen kleinen Hilfeleistungen zu beschreiben, weil sie von den nun folgenden großen Anforderungen überschattet wurden. Ab Februar 1945 löste ein Alarm den anderen ab, erst recht aber ab März kam - wie Rottmann berichtet - für die Ratinger Bevölkerung und auch für die Feuerwehr die grauenvollste Zeit: „Alles Leben erlahmte unter der ständigen Todesgefahr, die sich im Bombenabwurf und Artilleriebeschuß ablöste“. Täglich mußten die Wehrmänner vier bis fünf und manchmal auch mehr Kriegsofopfer bergen. Und dann kam am 22. März 1945 um die Mittagszeit die große Katastrophe über Ratingen: Aus einem strahlend blauen Frühlingshimmel regneten an die 650 Spreng- und etwa 14 000 Brandbomben auf die Stadt hernieder. Fast eine Woche lang waren die Feuerwehr, die Unterstützung aus dem Kreis und aus Düsseldorf erhalten hatte, und Helfer aus der Bürgerschaft damit beschäftigt, zu löschen und zu bergen. 88 Personen konnten nur noch tot geborgen werden, 213 wurden verletzt, und fast ein Drittel der Häuser der Stadt war zerstört oder schwer beschädigt. Als dann im April 1945 auch für Ratingen der Krieg zu Ende war, hatte die Ratinger Feuerwehr seit 1939 fast 90 000 Einsatzstunden geleistet - eine Leistung, für die es in der damaligen Zeit kaum einen Dank gab.

Obwohl mit dem Einmarsch der Amerikaner alle vorherigen Organisationsformen der Feuerwehr aufgelöst wurden, kamen schon wenige Wochen später die meisten der früheren Wehrmänner zu einer Aussprache zusammen und beschlossen, unter der bisherigen Leitung und Organisationsform weiterhin ihren Dienst für die Bürger und ihre Stadt ausüben zu wollen. Und es gab für die Ratinger Feuerwehr in diesen Jahren viel Arbeit, die nicht unbedingt nur mit Brandschutz zu tun hatte. Für



Auf harte Bewährungsproben war die Freiwillige Feuerwehr im Bombenkrieg gestellt. Das Bild zeigt ein Fahrzeug der Ratinger Wehr bei einem Einsatz 1944 in Düsseldorf



Den schwersten Einsatz gab es für die Ratinger Wehr, als am 22. März 1945 ein Drittel der Stadt durch Spreng- und Brandbomben zerstört wurde. Hier ein Lösch- und Bergungseinsatz an der Oberstraße

die im Bombenkriegseinsatz stark verschlissenen oder gar verlorenen Geräte wurde in den folgenden Jahren Stück um Stück Ersatz beschafft. Dazu waren mit der ersten Landesregierung von Nordrhein-Westfalen gleich nach ihrer Bildung und mit der Militärregierung Verhandlungen aufgenommen worden. Nachdem die Wehr ein neues Löschfahrzeug, dazu einen Mannschaftswagen aus Wehrmachtsbeständen und eine Kraftfahr-Drehleiter bekam, konnte der Brandschutz in Ratingen bald wieder als gesichert angesehen werden. Allerdings gab es dann auch noch andere Probleme, weil das Gerätehaus an der Minoritenstraße nicht sicher war. Während einer Nacht wurden von zwei Löschfahrzeugen sämtliche Räder mit Reifen gestohlen. Weitere Reifen wurden nachts von einem Löschfahrzeug in Tiefenbroich abmontiert und mitgenommen. Daraufhin brachten die Tiefenbroicher ihre Fahrzeuge in einer Privatgarage unter, die Ratinger Wehr nahm das wesentlich sicherere Gerätehaus an der Turmstraße in Anspruch. Bald nach Kriegsende war auch der Krankentransport wieder der Feuerwehr übertragen worden. Bereits 1949 wurde in Hinblick auf die Entwicklung der Ratinger Industriebetriebe und die zunehmende Verwendung von chemischen Stoffen und Materialien, die mit giftigen Gasen verbunden waren, der erste Gastrupp gebildet. Zu dieser Zeit

gehörten nach dem neuen Feuerchutzgesetz des Landes NRW zu den Aufgaben der Feuerwehr auch die Einsätze bei Katastrophen, wie etwa bei Überschwemmungen und Sturmschäden.

Das 1951 gefeierte Jubiläum zur Stadterhebung vor 675 Jahren war auch für die Feuerwehr eine günstige Gelegenheit, sich in der Öffentlichkeit darzustellen. Die Wehr zeigte sich in dem großen Festzug, außerdem aber wurde mit dem Kreisfeuerwehrverbandsfest auch noch das 80jährige Bestehen der Freiwilligen Feuerwehr begangen. Zugleich feierte der Löschzug Tiefenbroich sein 40jähriges Bestehen. Bald danach bahnte sich dann der große Wachwechsel an, als Hauptbrandmeister Bernhard Rottmann, der die Wehr vor allem über die schweren Kriegsjahre hinweg geführt hatte, mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand sein Amt als Wehrführer niederlegte. Sein Nachfolger wurde August Weidle, der dieses Amt bis Ende der 50er Jahre ausübte. Um diese Zeit war bereits das neue Feuerwehrgerätehaus an der Lintorfer Straße im Bau, das dann im Sommer 1960 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Seitdem sind Fahrzeuge und Geräte nicht nur sicher, sondern auch fachgerecht untergebracht, und die Feuerwehr selbst verfügt über die erforderlichen Räume. Zusätzlich wurden sechs Wohnungen für Wehrmänner zur Verfügung gestellt. Der im Obergeschoß liegen-

de Schulungsraum diente über viele Jahre bis zum Neubau des Rathauses auch als Sitzungssaal für Rat und Ausschüsse.

Insgesamt waren die 60er Jahre, die mit einer gewaltigen Überschwemmungskatastrophe im Raum Tiefenbroich begannen, sehr bedeutungsvoll für die Ratinger Feuerwehr. In dieser Zeit wurden nicht nur die mittlerweile verbrauchten Geräte durch neue ersetzt, sondern man richtete sich auf die kommende Entwicklung der Stadt ein. Der neue Stadtteil Ratingen-West stellte mit seinen vielgeschossigen Wohnhäusern neue Anforderungen an die Wehr, die nur mit einer moderneren Ausrüstung gelöst werden konnten. Entsprechend wurde auch die Ausbildung verstärkt auf technische Hilfeleistung, auf die Arbeit mit schwerem Atemschutz und Öl-schutz usw. gelegt. In dieser Zeit übernahm der neue Hauptbrandmeister Helmut Gansen von seinem Vorgänger, Oberbrandmeister Heinrich Dahl, die Führung der Wehr und führte mit seinen Männern und mit Unterstützung durch die Stadt den weiteren Ausbau durch. Es ging vor allem darum, mit der Entwicklung Schritt zu halten.

Wesentlich verstärkt wurde die Schlagkraft der Ratinger Feuerwehr mit der im Zuge der Kommunalen Neuordnung im Jahre 1975 erfolgten Zusammenfassung der Freiwilligen Feuerwehren in Lintorf, Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt, Homberg und Hasselbeck-Schwarzbach mit der Ratinger Wehr. Im Jahr 1976 war damit die Zahl der aktiven Feuerwehrleute in der Stadt Ratingen auf über 250 gestiegen, die Zahl der hauptamtlichen Kräfte wurde in dieser Zeit auf 31 erhöht. Aber schon damals erklärte der Stadtdirektor Dr. Alfred Dahlmann, der ein besonderes Herz für den Dienst der Feuerwehr hatte, daß am Prinzip der Freiwilligkeit festgehalten werden solle. Damals war das für 150 000 Mark beschaffte neue Tanklöschfahrzeug, der „rote Riese“, der ganze Stolz der Ratinger Wehr. Daneben wurden aber auch Erinnerungsstücke an frühere Feuerwehrzeiten gepflegt, wie etwa die über 100 Jahre alte Handkraft-spritze, die von der Werksfeuerwehr der Spinnerei Cromford eingesetzt worden war. Ähnliche



Übergabe der Wehrführung von Oberbrandmeister Heinrich Dahl (links) auf Hauptbrandmeister Helmut Gansen (Mitte) im Jahre 1967

„Oldtimer“ kamen auch noch aus Eggerscheidt und Homberg hinzu und wurden mit viel Liebe wieder hergerichtet. Neben der Verbesserung des technischen Rüstzeugs wurden gerade in dieser Zeit Schlagkraft und Ausbildungsstand durch die Teilnahme an Lehrgängen und viele Übungen erhöht.

Als dann gegen Ende der 70er Jahre der notwendige Umbau der Rettungs- und Feuerwache erfolgt war, stellte sich die Ratinger Wehr mit einem „Tag der Offenen Tür“ der Bürgerschaft vor. Im Sommer gab es dann eine Informationsschau auf dem Konrad-Adenauer-Platz in Lintorf, wo neben dem modernsten Gerät auch die alten Handspritzen großes Interesse

fanden. Und im Herbst gab es nochmals eine ähnliche Schau, zu der Fahrzeuge und Gerät auch aus den Außenstandorten kamen, auf dem Marktplatz. Daran nahmen übrigens auch Gäste der befreundeten „Sapeurs Pompiers“ aus der Partnerstadt Maubeuge teil. Zu Beginn der 80er Jahre hatte die Ratinger Wehr jährlich schon bis zu 1000 Einsätze zu leisten. Es war die Zeit, in der die Wehr auch mit einem allradgetriebenen Tanklöschfahrzeug mit einem kombinierten Wasser-Schaumwerfer ausgestattet wurde, nicht zuletzt auch für die Brandbekämpfung bei den sich häufenden Unfällen auf der Bundesautobahn mit gefährlichen Frachten. Den neuen Anforderungen entsprechend wurde

das Feuerwehrgerätehaus an der Lintorfer Straße weiter ausgebaut. Dabei erhielten die sieben Tore der Großgarage Motorantrieb, und für die bisherige Feuerwehrleitstelle im Erdgeschoß wurde im Obergeschoß eine Katastropheneinsatzzentrale eingerichtet. Danach konnte man mit einem gewissen Stolz feststellen, daß die Ratinger Wehr neben den modernsten und besten Rettungsfahrzeugen im Kreis auch über die modernste Einsatzzentrale verfügte. Das war für die Wehrmänner Grund genug, nicht zu ruhen, sondern die Fort- und Weiterbildung vor allem auch noch auf den Gebieten Umweltschutz, Strahlenschutz und Gefahrguttransport zu verstärken. Mittlerweile machten die Brandeinsätze nämlich nur noch 25 Prozent der Gesamteinsätze aus.

Der gute Ausrüstungs- und Ausbildungsstand der Ratinger Feuerwehr fand auch in der breiten Öffentlichkeit ihren Niederschlag. In einer umfangreichen Reportage berichtete das „Magazin für den Brandschutz“ über die „freiwillige Großstadtfeuerwehr“ in Ratingen, die ein Einsatzgebiet von fast 90 Quadratkilometer, zudem 80 Kilometer Autobahnen und Schnellstraßen und eine der am stärksten befahrenen Bundesbahnstrecken zu betreuen hat. Mit zahlreichen Bildern wurde nicht nur die moderne Einsatzzentrale vorgestellt, sondern auch die einzelnen Außenstandorte. Und von Jahr zu Jahr steigerte sich der Umfang der Arbeiten der Ratinger Wehr noch. Gegen Ende der 80er Jahre wurde in der Jahreshauptversammlung der Wehr sogar schon von 5000 Einsätzen der Lösch-, Kranken- und sonstigen Einsatzwagen berichtet.

Mittlerweile hatte sich das Bild der Ratinger Feuerwehr auch nach außen geändert. Statt der bisherigen schwarz-blauen Uniformen, statt Schirmmütze und Blaserjacke trugen die Wehrmänner jetzt Barett und Blousonjacke mit reflektierenden Streifen. Der neue Feuerschutzanzug war nicht nur locker zu tragen und ließ dem Träger viel Bewegungsfreiheit, sondern war auch schwer entflammbar. In den 80er Jahren kam zu der eigenen Ausrüstung, die dank des Einsatzes der Stadt Ratingen laufend verbessert und modernisiert wurde, auch noch ein Gerätewa-



Feuer- und Rettungswache an der Lintorfer Straße



Mit schwerem Atemschutzgerät gehen die Wehrmänner gegen den Brand in einem Ratinger Industriebetrieb vor

gen „Meßtechnik“ hinzu, der vom Land beigesteuert wurde. Sein Einsatz war für den gesamten Nordkreis vor allem für Unfälle mit radioaktiven Stoffen und sonstigen gefährlichen Gütern bestimmt. Großes Interesse fand bei einer Vorstellung auf dem Ratinger Marktplatz der neue Sprungretter, ein riesiger Luftsack, der jetzt an die Stelle des alten Sprungtuchs zur Rettung von Menschen aus oberen Geschossen trat. In den Jahreshauptversammlungen konnte um diese Zeit schon von mehr als 5500 Einsätzen im Jahr berichtet werden.

Als die Freiwillige Feuerwehr Hösel im Sommer 1988 ihr 75jähriges Bestehen mit einem ökumenischen Gottesdienst, einer Kranzniederlegung am Ehrenmal und einer festlichen Veranstaltung feierte, waren natürlich auch die Ratinger Kameraden dabei. Die Höseler Wehr erhielt bei dieser Gelegenheit viel Lob und Anerkennung für ihren steten Einsatz für die Allgemeinheit.

Im Herbst 1988 gab es für die Ratinger Wehr einen besonderen Einsatz. Seit Wochen und Monaten waren drei ausgemusterte Feuerwehrfahrzeuge sorgfältig repariert und überholt worden, um dann in einem Konvoi nach Nordportugal überführt zu werden. Sie waren als großzügiges Geschenk für die Feuerwehr der Stadt Santa Maria de Feira bestimmt. Mit Begeisterung wurden dort das Löschgruppenfahrzeug, der Unimog und die Drehleiter in Empfang genommen. Die Ratinger Wehrmänner blieben

eine Woche dort, um die portugiesischen Kameraden in die neuen Fahrzeuge einzuweisen. Wie wichtig dieses Geschenk war, zeigte sich allein schon darin, daß der Unimog das einzige Fahrzeug war, das an einem der folgenden Tage bei einem Waldbrand in einer Nachbargemeinde die Brandstelle problemlos erreichen konnte. Die Freundschaft wurde beibehalten. Und auch noch in den folgenden Jahren setzten die Wehrmänner teilweise bis zu 10 000 Arbeitsstunden ein, um günstig gekaufte Feuerwehrfahrzeuge herzurichten und an die portugiesischen Kameraden weiterzugeben. Allein im Frühjahr 1990 waren es noch einmal ein Notarztwagen und ein Rettungswagen für Santa Maria de Feira und weitere zehn Feuerwehrfahrzeuge, die benachbarten Gemeinden übergeben wurden. Dann wurde es allerdings schwieriger, weil die bei der zentralen Verwendungsstelle des Bundes gesammelten Fahrzeuge in die neuen Bundesländer gingen.

Im Frühjahr 1989 waren die ersten Gespräche geführt worden, und im Mai 1990 war es dann so weit: In Ratingen wurde eine eigene Gruppe der Jugendfeuerwehr gegründet. Die jungen Teilnehmer wurden in einer Feierstunde von Stadtbrandmeister Gansen begrüßt und mit Handschlag aufgenommen. Mit Freude stellte man fest, daß auch in Ratingen die Jugend noch für den Einsatz für den Nächsten zu begeistern war. Die Sparkasse unterstützte diese Akti-

on, indem sie 15 000 Mark für einen Mannschaftswagen der Jugendfeuerwehr beisteuerte. Für die „große Feuerwehr“ kamen in diesem Jahr ein Spezialwagen „Gefahrgut“, der knapp eine Million Mark kostete, und die neue 30-Meter-Drehleiter hinzu.

Mittlerweile war die Städtepartnerschaft mit der Stadt Beelitz auch von der Feuerwehr aufgenommen worden. Eine Gruppe dortiger Wehrmänner kam nach Ratingen und lernte nicht nur die Stadt, sondern auch das gesamte Feuerlöschwesen kennen. Zum Abschied bekamen sie neben Handbüchern, Dienstvorschriften und sonstigen Unterlagen für den Feuerwehrdienst auch eine neue Motorsäge mit. Während dann in den folgenden Jahren die Ratinger Wehr von dem Sirenenalarm auf den „stillen Alarm“ mit Meldempfängern umgerüstet und die Feuerwehrleitstelle auf Computer umgestellt wurden, bahnte sich der große Wachwechsel an: Stadtbrandmeister Helmut Gansen ging in den Ruhestand, sein Nachfolger wurde Dieter Hamm, der schon viele Jahre in Ratingen Dienst tat. Nachdem für die geistige Betreuung der Feuerwehrleute in ihrem oft schweren und Nervenkräfte fordernden Dienst Pfarrer Alfons Demand von Herz Jesu in Ratingen als geistlicher Beistand und Ansprechpartner wirkte, wurde dazu von der evangelischen Gemeinde auch noch Pfarrer Jürgen Draht gewonnen.

Und dann waren die Wehrmänner neben ihrem Dienst damit beschäftigt, das große Jubiläum zum 125jährigen Bestehen vorzubereiten. Das Besondere an diesem Fest war, daß auch alle Wehren aus den Außenstandorten kräftig mitfeierten. Nun geht die Ratinger



Stadtbrandmeister Dieter Hamm

Feuerwehr mit der Hoffnung in die nächsten Jahre, daß die schon lange Zeit diskutierten Pläne um eine bessere räumliche Ausstattung vielleicht noch in diesem Jahrhundert verwirklicht werden. Nach langen Überlegungen, ob ein ganz neuer Standort gesucht,

oder aber an der Lintorfer Straße erweitert werden sollte, scheint nun die Entscheidung dahin zu gehen, daß das Haus neben der Fahrzeughalle durch einen Neubau ersetzt wird. Neben der Erweiterung der Fahrzeughalle könnten damit auch noch Räume

für Sozialzwecke, Büros und Unterricht gewonnen werden. Der finanzielle Unterschied zwischen dem neuen Standort und der Erweiterung an der Lintorfer Straße wird mit runden 30 Millionen Mark beziffert.

Dr. Richard Baumann



Auch der Löschzug Lintorf kann in diesem Jahr einen runden Geburtstag feiern. Vor 90 Jahren, am 1. August 1907, wurde in der Gastwirtschaft Kaiser (später Holtschneider) die Freiwillige Feuerwehr Lintorf gegründet. Unser Foto aus dem Jahre 1994 zeigt die Lintorfer Wehrmänner mit ihren Fahrzeugen vor dem im Jahre 1957 errichteten Feuerwehrhaus an der Straße Im Kreuzfeld

**Wir haben die
optimale Lösung
für Ihr Bad!**

Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 26
Eingang Duisburger Straße
Telefon 02102/893189

KREATIV
**M. CIVELEK
V. FROHNHOFF
BÄDER**

Exclusive Bäder und 3D-Badplanung

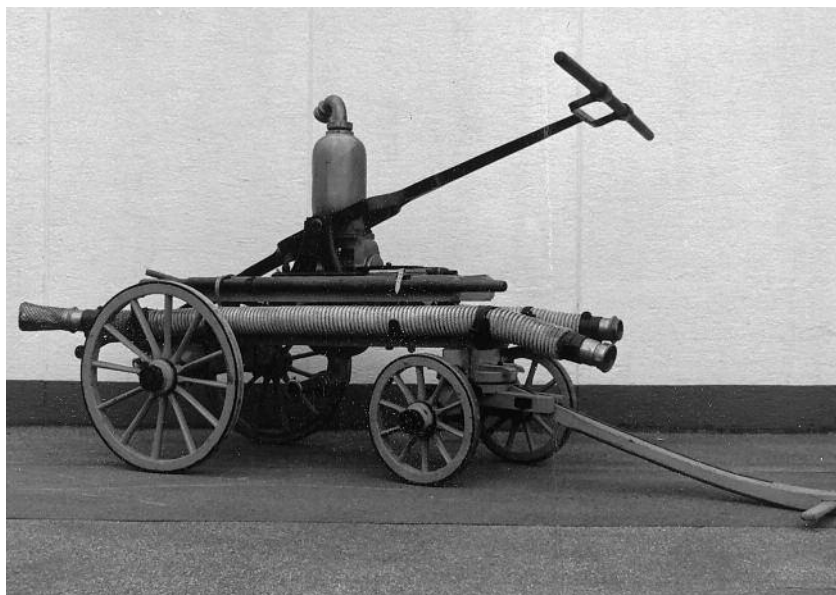
Jetzt neu: Whirlpools für den Garten

- Installations-Meisterbetrieb
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung
- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

Moritz Brügelmann schenkt 1861 der Stadt Ratingen eine Feuerspritze

Im Frühjahr 1996 kam Herr Schneiders von der Ratinger Feuerwehr, Löschzug Lintorf, mit einer Reihe von Fotos in der Hand nach Cromford zum Rheinischen Industriemuseum. Er erzählte den Mitarbeitern des Museums, daß die Ratinger Feuerwehr über eine schöne Sammlung historischer Feuerlöschgeräte verfüge und sich in dieser Sammlung auch einige Brandspritzen der ehemaligen Cromforder Werksfeuerwehr befänden. Auf einem der Fotos war eine Handdruckspritze abgebildet, in deren Objektbeschreibung es hieß, daß sie von ca. 1861 stammte und von der Firma Josef Beduwe in Aachen gebaut wurde. Mir fiel ein, daß ich vor ein paar Jahren bei meinen Recherchen zum Cromforder Fabrikherrn Moritz Brügelmann im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf einen Brief des Fabrikanten vom 2. 4. 1861 an das Bürgermeisteramt der Stadt Ratingen gelesen hatte. Dort hieß es, er – Moritz Brügelmann – bedanke sich bei der Stadt Ratingen für die wiederholte Hilfe ihrer Bewohner bei der Brandbekämpfung und würde deshalb der Stadt eine Brandspritze „stiften“. Konnte es sich bei der auf dem Foto abgebildeten Handdruckspritze um dieses Geschenk des Fabrikherrn an die Stadt Ratingen handeln? Wenn ja, wieso hieß es dann in der Objektbeschreibung, die Herr Schneiders mitgebracht hatte, daß der vormalige Besitzer der Brandspritze die Werksfeuerwehr Cromford gewesen sei? Die Spritze hätte doch aus dem Besitz der Stadt kommen müssen.

Entschlossen, dieses Rätsel zu lösen, fand ich in der beim Rheinischen Industriemuseum untergebrachten Kartei des ehemaligen Ratinger Bürgermeisters und Cromforder Fabrikleiters Franz Josef Gemmert den entscheidenden Hinweis: 1861 kaufte Moritz Brügelmann bei der Firma Beduwe in Aachen eine Handfeuerspritze, eine zweirädrige Druckfeuerspritze,



Handdruckspritze Nr. 1527 der Firma Josef Beduwe, Aachen. Diese Brandspritze schaffte Moritz Brügelmann 1861 für die Werksfeuerwehr Cromford an. Sie befindet sich noch heute im Besitz der Feuerwehr Ratingen

eine Feuerspritze Nr. 1527 (genau diese Nummer wurde in der o. g. Objektbeschriftung aufgelistet!) und eine vierrädrige Druckfeuerspritze. Die letztgenannte Spritze schenkte er der Stadt Ratingen. Damit war das Rätsel gelöst. Die sich nun im Besitz der Ratinger Feuerwehr befindende Brandspritze Nr. 1527 hatte ursprünglich der Feuerbekämpfung in Cromford gedient. Die zum gleichen Zeitpunkt von Moritz Brügelmann gekaufte und an die Stadt Ratingen verschenkte Brandspritze muß demnach verloren gegangen sein. Doch statt mich mit dieser Lösung zufrieden zu geben, stellte ich mir folgende Fragen: Wieso bedankte sich Moritz Brügelmann 1861 bei der Stadt Ratingen für die wiederholte Hilfe der Ratinger Bewohner? Gab es demnach noch keine organisierte Feuertruppe in der Stadt? Wieso bedurfte er der Hilfe Ratingens? Reichte die fabriкеigene Brandbekämpfung nicht aus? Wie sah diese überhaupt aus und waren die Ratinger so gut ausgestattet, daß sie ihm wirkungsvoll helfen konnten? Wenn ja, warum

schenkt er ihnen dann eine Brandspritze?

Brandbekämpfung in Ratingen um 1861

Die Ratinger Feuerwehr feiert 1997 ihr 125jähriges Bestehen. Ausgangspunkt dieses Jubiläums ist die Gründung der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen im Jahre 1872. Vor diesem Zeitpunkt wurde in der Stadt niemand für die Feuerbekämpfung regelrecht ausgebildet. Es gab schon lange landesherrlich erlassene Brandordnungen und auch laut der „Allgemeinen Feuer-Ordnung für das Herzogtum Berg“ von 1803 war es die Pflicht der Bürger, einen Löscheimer für den Brandfall bereitzuhalten, nach Meldung der Feuerglocke zum Brandherd zu laufen und beim Löschen des Feuers zu helfen. Dennoch herrschte im Brandfall großes Chaos in der Stadt. Selten wurden brennende Gebäude wirklich gelöscht. Die einzig wirkungsvolle Brandbekämpfung bestand darin, ein Übergreifen auf weitere Gebäude zu verhindern.

Über die Ausstattung der Stadt Ratingen mit Feuerlöschgerät um 1861 konnte ich keine Hinweise finden. 1882 heißt es jedoch in einem Bericht der Stadt an den Regierungspräsidenten, daß die Stadt Ratingen über vier Feuerspritzen verfüge (vgl. das im Stadtarchiv Ratingen gelagerte und 1951 entstandene Manuskript von Bernhard Rottmann „Entstehung und Entwicklung der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen“). Wohlmöglichst war hier die inzwischen schon zwanzig Jahre alte Feuerspritze von Moritz Brügelmann noch dabei, denn die Stadt scheint wie auch andere Städte und Gemeinden im Rheinland große Schwierigkeiten gehabt zu haben, die finanziellen Mittel für Löschgerät aufzubringen. So läßt sich die Stadt 1876 von der Aachen-Münchener Feuer-Versicherungsgesellschaft eine Feuerspritze schenken. Schon vier Jahre zuvor hatte diese private Feuerversicherung als auch die öffentliche Rheinische Provinzial-Feuer-Sozietät die neugegründete Freiwillige Feuerwehr Ratingen finanziell unterstützt (vgl. Manuskript Rottmann und weitere Akten zur Ratinger Feuerbekämpfung im Stadtarchiv Ratingen Bestand 1-291). Für die Versicherungsgesellschaften war es immer noch günstiger, durch die Stiftung von Brandspritzen und anderem Löschgerät für eine wirkungsvolle Brandbekämpfung in der Stadt zu sorgen, als für die hohen Kosten einer verheerenden Brandkatastrophe aufzukommen.

Die Schenkung von Feuerspritzen durch die Feuerversicherungsgesellschaften an Städte und Gemeinden war im 19. Jahrhundert nicht unüblich, wie auch Beispiele aus der Gemeinde Hilden bezeugen. Dort hatte schon im Jahre 1840 die Aachen-Münchener-Feuerversicherungsgesellschaft die Gemeinde finanziell bei der Anschaffung einer Feuerspritze unterstützt. (vgl. Wennig, Wolfgang: Geschichte des Feuerlöschwesens in Hilden, Hilden 1970, S. 11f.). Im „Bericht über die Allgemeine Deutsche Ausstellung auf dem Gebiet der Hygiene und des Rettungswesens Berlin 1882-83“ (Bd. III, S. 566) heißt es sogar, daß die Aachen-Münchener die

Hälfte ihres Gewinns darauf verwende, das Feuerlöschwesen in den Gemeinden zu fördern. Die meisten der von dieser Versicherung verschenkten Feuerspritzen baute die Aachener Firma Beduwe, bei welcher auch Moritz Brügelmann 1861 seine Feuerspritzen gekauft hatte. Die Zusammenarbeit der Versicherung mit dieser Spritzenbaufirma war so eng, daß sie sogar auf der Berliner Ausstellung einen gemeinsamen Stand hatten!

Als der Cromforder Fabrikherr 1861 der Stadt Ratingen eine Feuerspritze schenkte, handelte er so, wie es auch die großen Versicherungsgesellschaften taten. Moritz Brügelmann machte damit die Bedeutung seiner Spinnweberei und seiner eigenen Person für die Stadt Ratingen offensichtlich. Er präsentierte sich als Gönner der Stadt, auch wenn er in seinem Schreiben an das Ratinger Bürgermeisteramt betont: „Ich mache jedoch zur Bedingung, daß mir in keiner Weise öffentlich Dank dafür ausgesprochen werde“.

Brandgefahr in der Baumwollfabrik Cromford

Leider ließen sich keine Quellen zu Bränden im Cromforder Werk um die Mitte des 19. Jahrhunderts finden. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß es in der Spinnweberei zumindest mehrere kleine Brände gab. Der feine, leicht entzündliche Baumwollstaub, der sich in jeder Ritze einer baumwollverarbeitenden Fabrik absetzt, in Kombination mit dem mit Maschinenöl getränkten Holzfußboden erhöhte das Brandrisiko beträchtlich. Dazu kam, daß in Cromford bis zum Bau der neuen Shedhallen im Jahr 1853 die Fabrik mit Öllampen beleuchtet wurde, die das ihrige zur Feuergefahr beitrugen. Das Schicksal etlicher Baumwollspinnereien des 19. Jahrhunderts, die sogar bis auf die Grundmauern niederbrannten, wurde Cromford allerdings erspart.

Die oben schon genannte Kartei Gemmerts listet für das Jahr 1823 vier vorhandene und für das Jahr 1856 drei vorhandene Brandspritzen in Cromford auf. Wie erwähnt kauft Moritz Brügelmann 1861 vier

Brandspritzen, wobei eine wahrscheinlich von Anfang an für die Stadt eingeplant war. Diese Anzahl von Brandspritzen kann sich sehen lassen. 1888 verfügte Ratingen erst über fünf Spritzen (vgl. Manuskript Rottmann) und die Mechanische Baumwollspinnerei- und Weberei Augsburg bekam überhaupt erst 1862 die erste Brandspritze (vgl. „100 Jahre Mechanische Baumwollspinnerei- und Weberei Augsburg, o. O., o. J. (1937?)“). Dennoch muß das Feuerlöschwesen in Cromford eine mühsame Angelegenheit gewesen sein. Genau wie in den Städten mußten die Brandspritzen erst von ihrem Lagerort zur Brandstelle gezogen werden und dann durch Wassereimer, die mit Hilfe einer langen Menschenkette zur Brandspritze gebracht wurden, gefüllt werden. Auch so gesehen war es sehr nützlich, daß das Cromforder Gelände aufgrund seines Wasserradantriebs von Kanälen durchzogen war. Die Brandbekämpfung mußte auf jeden Fall eine ganze Weile gedauert haben, so daß den Ratingern genug Zeit blieb, auch mit ihrem Löschgerät nach Cromford zu eilen und ihren Anteil zum Erhalt des Fabrikgebäudes beizutragen. Moritz Brügelmann hatte also allen Grund, ihnen für ihre Hilfe mit einem großzügigen Geschenk zu danken. Zumal die Hilfe der Ratinger umso besser war, je mehr Brandspritzen in der Stadt verfügbar waren.

Die hier rekonstruierte Feuerbekämpfung in der Cromforder Fabrik ist nur eine Vermutung, die sich auf Verallgemeinerungen stützt, da sich keinerlei Hinweise auf eine modernere Feuerbekämpfung in der Cromforder Baumwollspinnerei finden ließen. Für die Spinnerei Ermen und Engels in Engelskirchen – heute ebenfalls ein Teil des Rheinischen Industriemuseums – sind wesentlich fortschrittlichere Methoden des Brandschutzes überliefert, die im Vergleich besonders die Rückständigkeit der städtischen Brandbekämpfung verdeutlichen (Für folgende Angaben vgl. Auler, Jost: Zwangsfeuertruppe. Betriebsfeuerlöschwesen. Freiwillige Feuerwehr. Betrachtungen zur Verknüpfung von Fabrik und Feu-

erwehr im Engelskirchen des 19. Jahrhunderts, Rheinisches Industriemuseum Beiheft 2, Köln 1987). So gab es dort schon 1844 zwei Wasserpumpen, die – im Brandfall angetrieben durch ein Wasserrad – wie vier Brand-spritzen arbeiteten. Ab ca. 1860 hatte die Firma Ermen & Engels eine Sprinkleranlage, die sowohl zur Verbesserung des Raumklimas als auch zum Feuerlöschen gebraucht wurde. Gespeist wurde das Rohrleitungsnetz der Sprinkleranlage durch ein Wasserreservoir, das sich auf dem Dach der Spinnerei befand. Um die Jahrhundertwende wurde dieses Wasserreservoir durch einen wasser-speichernden Hochbehälter ergänzt. Auch in Cromford gab es ab 1907 den sogenannten Wasserturm, in dem Löschwasser gespeichert wurde: im obersten Geschoß des 1907 gebauten Nesselagers stand ein eisener Tank, in den das

Löschwasser aus der Anger gepumpt wurde (vgl. Harzheim, Gabriele: Die Industrieanlage Unter-Cromford. Ausbaustufen und Produktionsablauf, in „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen...“. Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783 -1977, Rheinisches Industriemuseums Schriften Band 5, Köln 1991, S. 148-193, hier S.177). Angeschlossen war dieser Wasserbehälter an Hydranten, die man im Cromforder Gelände aufstellte (vgl. Gemmert, Franz Josef: Die Entwicklung der ältesten kontinentalen Spinnerei. Eine betriebswirtschaftlich-historische Untersuchung, Leipzig 1927, S. 72).

Werkfeuerwehr

Wer nun löschte die Brände in Cromford? Sicherlich war im Brandfall – ähnlich wie in den Städten – die Hilfe aller auf dem

Fabrikgelände Anwesenden gefragt. Im Fotoarchiv des Rheinischen Industriemuseums finden sich einige Fotos von der Cromforder Werksfeuerwehr. Doch diese Aufnahmen stammen alle aus dem 20. Jahrhundert. Es ist zu vermuten, daß es im 19. Jahrhundert eine eigene Werksfeuerwehr in Cromford gab, wie Vergleiche mit anderen Baumwollspinnereien nahelegen (Engelskirchen 1850er Jahre, Augsburg 1861). Gemmert (a. a. O.) vermeldet dazu nur lapidar, daß es in Cromford vorübergehend – bis 1911 – eine fest organisierte Feuerwehr gegeben hätte. Wahrscheinlich war zu diesem Zeitpunkt die Freiwillige Feuerwehr Ratingens so gut organisiert und ausgerüstet (vgl. Manuskript Rottmann), daß man in Cromford keiner festen Feuerschutztruppe mehr bedurfte.

Nicole Scheda



Readymix wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest
und ein erfolgreiches Neues Jahr

Schriftstellerei in Ratingen

Literaturkreis ERA besteht zehn Jahre

Im Winter 1985 offerierte das Kulturreferat des Kreises Mettmann den Autoren seines Einzugsbereiches die Teilnahme an der ersten Bergischen Literaturbörse, die von der Stadt Solingen im Mai veranstaltet werden sollte. Die einzige Bedingung war die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Nichts leichter als das, dachte sich die Erkrather Schriftstellerin Ruth-Marion Flemming, eine Gründernatur mit Treuesiegel, nahm Kontakt mit Gleichgesinnten auf und hob den Literaturkreis ERA aus der Taufe. Hinter dem Namen, der so bedeutungsvoll nach Zeitalter klingt, stecken schlicht die Anfangsbuchstaben der Städte Erkrath und Ratingen, aus denen die meisten Teilnehmer kommen, ergänzt durch Mettmanner und Düsseldorf-Autoren.

Der Kreiskulturreferent gefiel die Überörtlichkeit, zumal es sonst nur Schreibwerkstätten an Volkshochschulen gab, von denen allein die Hildener ein Jahrzehnt überdauerte. Die Förderung aus dem Kreishaushalt beschränkte sich angesichts eines weitgehend zweckbestimmten Minimal-Etats allerdings mehr oder weniger auf das Ideelle. Immerhin wurde durch die bis zur 50. Ausgabe regelmäßig erscheinende „Bergische Taschenliteratur“, die Kulturbörse in Mettmann und einige Sonderveranstaltungen Öffentlichkeit hergestellt – für die meist stille Zunft der Schreibenden schon eine beträchtliche Rückenstärkung.

Die Solinger Literaturbörse blieb eine Eintagsfliege. In Erkrath – hier war anfangs die Zentrale des Literaturkreises – dagegen ging ein Samenkorn auf. Rund zehn Autoren trafen sich fortan vierzehntäglich in städtischen Räumen zum Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Textarbeit war von Anfang an ein ernsthaftes Anliegen, denn noch die aufrichtigste Selbstkritik ist nicht immer frei von blinden Feldern. Für manchen ist allein das Vorlesen seines neuesten Gedichtes, einer Geschichte, die in Wo-



Auf diesem, 1991 bei den „Erkrather Literaturtagen“ entstandenen Foto haben sich einige Autoren des Literaturkreises ERA zu einem Gruppenbild versammelt. In der vorderen Reihe sieht man die Ratinger Autoren Helga Fleischer (zweite von links), Erwin Wullemet (dritter von links) und Barbara Ming (vierte von links). Zweite von rechts ist die Vorsitzende des Literaturkreises, Ruth-Marion Flemming.

chen reifte, mit egal welchem Echo Bedürfnis und Genugtuung.

So fühlte sich die Gruppe zwei Jahre später bereits so verbunden und etabliert, daß im August 1987 die offizielle Gründungsversammlung einberufen wurde. Der Literaturkreis ERA bekam den Zusatz „e.V.“ und wurde damit vor politischen Gremien wie vor Finanzämtern förderungswürdig. Mit diesem Etikett schwappte zwar außer den Jahres-Mitgliedsbeiträgen keine Geldwelle in die Vereinskasse, aber die Schriftstellerriege wurde für die Kulturverantwortlichen zwischen den Großstädten zu einem festen Ansprechpartner, wenn es um literarische Belange geht. Zur Vorsitzenden bestimmte die Versammlung Ruth-Marion Flemming, die dieses Amt mit Engagement und Zuverlässigkeit auch zum zehnten Jahrestag innehat.

Dichten ist Anstrengung. Wer glaubt, daß den Autoren Schriftliches nur so aus den Fingern rinnt, und daß sie gar nicht so schnell die Sätze zu Papier bringen können, wie sie sie erdacht haben, der irrt genauso wie die Banausen, die

behaupten, Mozarts Lieblingsbeschäftigung sei Komponieren gewesen. Natürlich folgen sie alle irgendeinem „inneren Drang“. Eine noch größere Anstrengung aber ist es allemal, einen – möglichst auch noch zahlungskräftigen – Verleger zu finden. Man erwartet ja nicht, daß einen gleich das erste Buch ernährt, aber jede Arbeit sucht Anerkennung, und jeder Autor möchte sich dann und wann gedruckt sehen. So beschlossen die ERAner bei der Gründung die jährliche Herausgabe einer Anthologie mit Texten ihrer Mitglieder.

Das erste Heft erschien unter dem Titel „Federlese“ noch im gleichen Jahr vorsichtig als Null-Nummer. Den Umschlag zierte dazu passend ein prächtiges Tintenfaß, in dem eine Feder steckt. Die Druckunterlage war noch mit der Schreibmaschine geschrieben, und die Herausgabe wurde durch Anzeigen und einen Zuschuß der Stadt Erkrath möglich gemacht. Genau ein Dutzend Autoren veröffentlichten im Erstling ihre Texte, überwiegend Gedichte, Aphorismen, Gedanken, ein wenig Kurz-

prosa. Nachdenkliches stand neben Heiterem, Alltägliches neben Philosophischem, Liebe neben Tod – ein buntes Kaleidoskop wie die Menschen, die es niederschrieben. Diese Vielfalt, die durch Lebensalter und Herkunft, Persönlichkeit und Umfeld bedingt ist, bringt in den Literaturkreis ERA bis heute ihren besonderen Reiz und für die Leserschaft, wann immer sie eine „Federlese“ erwischt, die Gewißheit, etwas für den eigenen Geschmack und die persönliche Weltsicht zu finden. Nur in zwei Punkten ist die Ausgewogenheit nicht perfekt. Es besteht zwar zwischen dem jüngsten und ältesten Mitglied ein Altersunterschied von über 40 Jahren, aber die jungen Autoren unter 40 fanden bisher an die Gruppe keinen dauerhaften Anschluß. Außerdem gibt es nur halb so viele männliche Erzähler und Lyriker wie weibliche Schreibgewandte.

Von den zwölf Schriftstellern der Startausgabe sind fünf nicht mehr dabei. Dennoch hat sich in einem Jahrzehnt die Mitgliederzahl verdoppelt. Viele weitere Interessenten kamen über die Schnupperphase nicht hinweg, denn zum einen kann sich der Kreis nicht uferlos ausdehnen, wenn er aktionsfähig bleiben möchte, zum anderen geht es nicht ohne Anspruch. So können fast alle ERAner Buchveröffentlichungen auf dem freien Markt nachweisen, waren Wettbewerbs-Preisträger und fanden bei zahlreichen öffentlichen Lesungen ein gutes Echo. Auf die Null-Nummer der „Federlese“ folgten acht immer stattlichere Ausgaben, die zum 10. Geburtstag 1997 mit einer ansehnlichen Anthologie unter dem Namen „Federmohn“ gekrönt wurden. Verbreitung finden die Textsammlungen überwiegend bei Veranstaltungen und durch die Mitglieder, gelegentlich auch im Buchhandel.

Der Schwerpunkt der Aktivitäten, der anfangs in Erkrath lag, begünstigt von den Strukturen der damaligen Kulturpolitik und -verwaltung und von der Nähe zum Vorstand, verschob sich Anfang der 90er Jahre zusehends nach Ratingen. Hier trug ganz entscheidend die Unterstützung durch die Stadtbücherei zu einer Belebung der Ar-

beit und wachsende Bekanntheit in der Bürgerschaft bei. Büchereileiterin Margret Hoffmann und ihre für die Literatursparte verantwortliche Stellvertreterin Martina Brenner öffneten dem Kreis nicht nur das Haus für das regelmäßige Werkstatt-Treffen an jedem ersten Dienstag im Monat von 18.30 bis 20.30 Uhr, sondern sie zeigten sich so an ERA interessiert, daß eine ständige Einbindung in die Veranstaltungen und Pläne des Medienzentrums erfolgt ist. Dazu werden alle wichtigen Informationen, Einladungen und Anregungen weitergegeben – kurz: eine vorbildliche Begleitung.

In der heimischen Literaturszene sind in den letzten Jahren einige spannende Vorhaben umgesetzt worden. Drei Jahre lang von 1992 bis 1995 hing im Bücherei-Foyer der Text des Monats von einem Ratinger Autor aus. Danach wurde zum Schreiben der „Neverending Story“ aufgerufen, die sich bis Ende 1996 zu einem herzlich kuriosen Krimi unter dem Titel „Grab und Anker“ auswuchs. Beide Textfolgen wurden am Ende sogar in Heftform gedruckt. Dazwischen gab es die verschiedensten Ideen öffentlicher Lesungen bis hin zu einem gelungenen literarischen Stadtrundgang.

Anklang finden ist immer auch Ansporn. Der Literaturkreis ERA hat seine Leistungsfähigkeit in der Vergangenheit mit einigen Großveranstaltungen unter Beweis gestellt. 1991 fanden in Zusammenarbeit mit der Stadt und den Stadtwerken Erkrath die ersten Erkrather Literaturtage statt. An drei Märztagen wurde ein buntes Veranstaltungskaleidoskop zum Thema „Wasser – Quelle des Lebens“ angeboten. Ringlesungen, Vorträge, Märchenerzählungen und ein literarisch-musikalischer Abend gehörten ebenso dazu wie Schreibgruppentreffen und ein literarischer Wettbewerb. Da der nächste Sponsor einer Veranstaltungsreihe der ERA die Rheinische Wasserwerksgesellschaft war und einmal versuchsweise das schöne Themenmuseum im Wasserturm Mülheim-Styrum literarisch beleben wollte, wurde im Frühling 1994 vier Wochen lang dienstagsabends noch einmal Wasser das spannende wie unterhaltsame Leitmotiv.

Speziell für Ratingen kreierten die ERAner im gleichen Jahr die erste Freiluftveranstaltung. An einem August-Samstag luden sie zum Mühlstein im Cromford-Park ein und versprachen „Menschliches und Unmenschliches“. Das Echo auf die bunte, mit Musik und kleinen Aktionen verknüpfte Gruppenlesung war hervorragend, zumal auch das Wetter mitspielte. Einen durch Gewitter etwas abrupten Schluß fand dagegen das zwei Jahre später nach ähnlichem Muster inszenierte qualitätvolle Autoren-Spektakel an einer anderen Ratinger Sehenswürdigkeit. Der Innenhof der Wasserburg Haus zum Haus war Kulisse für „Feinheiten und Gemeinheiten“. Die Jubiläums-Kür im September 1997 wurde aber lieber weitgehend in den Innenraum des Medienzentrums gelegt.

Die in Ratingen beheimateten Autoren des Literaturkreises ERA sind: Uta Asher (Lintorf, Schwerpunkt Natur- und Stimmungsbilder, Lyrik und im Gustav-Leutelt-Verlag die Biografie ihrer böhmischen Heimat „Glas und Wälder“), Anna Brinkmann (Breitscheid, Märchen, Tiergeschichten, heitere und kritische Prosa), Renate Buddensiek (Hösel, Gedichte und Geschichten für Kinder im Baumhaus-Verlag), Wolfgang Huber (zeitkritische Lyrik und Prosa, Satiren), Eris Marzinowski (Lintorf, ernste Lyrik, veröffentlicht in mehreren Gedichtbänden), Barbara Ming (meist bissige Lyrik und Prosa, Aphorismen, mehrere Lyrikpreise), Gisela Schöttler (Kurzgeschichten heiter bis besinnlich, „Tierisches“ im dkv), Dr. Martin Wolschke (spitzfindige bis heitere Prosa, Musiker-Roman „Die Guarneri“ bei Ehrenwirth) und Erwin Wuillemet (Tiefenbroich, herzhaft Gedichte, vielfach in Mundart, und Satiren).

Auch wenn sie kürzlich ihre Wohnung hinter die Düsseldorfer Stadtgrenze verlegten, sind zwei weitere Mitglieder nach wie vor mit Ratingen verwurzelt: Helga Fleischer (ernste Lyrik, Sammelband „Atemspuren“ im Verlag Die Blaue Eule) und Dr. Ulrich Scharfenorth (zeitkritische Gedichte und Kurzgeschichten).

Gisela Schöttler

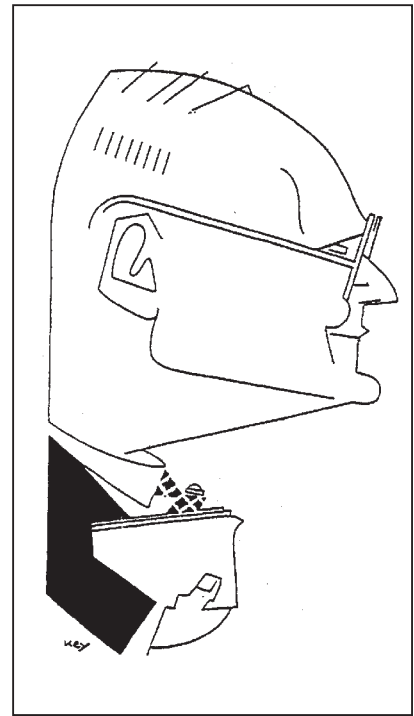
Otto Brües

* Krefeld 1. Mai 1897 – † Krefeld 18. April 1967

*Die Stunde kommt . . .
Die Stunde kommt. Es kommt das Jahr,
Jahrhundert wird zum Ring.
Die Stunde geht. Es geht das Jahr
und ein Jahrhundert ging.
Im Schöpferwinde sausend –
Jahrhundert und Jahrtausend.*

*O Mensch, so will es dein Geschick,
füll' mutig aus den Augenblick
und wirke, wolle, wo du bist,
und ewige so die kleine Frist.*

Aus: „Die Brunnenstube“, Gedichte, 1948, Bertelsmann Verlag



Zeichnung: Willi Key, um 1930

Mehrmals hat Otto Brües Lintorf besucht und vor den „Lintorfer Heimatfreunden“ aus seinen Werken gelesen:

Am 9. Oktober 1958 las er Gedichte und Novellen.

Am 20. Oktober 1960 hielt er die Festrede zum 10jährigen Beste-

hen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“.

Am 12. Dezember 1966 las er Passagen aus dem unveröffentlichten Manuskript seiner Selbstbiographie „Begegnungen“.

Seine Tochter Dr. Eva Brües trug am 10. Dezember 1991 – 25

Jahre nach der letzten Lesung ihres Vaters – im Rahmen der allmonatlichen Vortragsveranstaltungen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ weihnachtliche Gedichte und Erzählungen aus dem Werk ihres Vaters vor.

Otto Brües – Schriftsteller und Journalist

1897 - 1967

Die zwischen 1890 und 1900 Geborenen hatten besonders wechselvolle Lebenswege; das gilt auch für Otto Brües (1897-1967): Eine glückliche Jugend im Krefeld des Kaiserreichs, Absturz in die Schützengräben des Ersten Weltkriegs und in die Niederlage. Revolution, Inflation und Weimarer Republik in prägenden frühen Mannesjahren in Köln. Seit 1933 das Heraufwachsen neuer Kriegsgefahr und, als Redakteur einer liberalkonservativen Zeitung, unter ständigem Druck der nationalsozialistischen Parteiorgane. 1939 abermals Einberufung zur Wehrmacht und somit vier weitere Jahre der Trennung von Familie und schriftstellerischer Arbeit und der tragische Verlust des einzigen Sohnes im Osten. Ab 1945 Hoff-

nung auf Arbeit als freier Schriftsteller am Alpenrand in Oberbayern. Unter wirtschaftlichen Zwängen jedoch 1952 Rückkehr in den Zeitungsdienst, nunmehr in Düsseldorf, und erneut die Belastung durch zwei Berufe: Feuilletonist und Schriftsteller. Endlich noch drei kurze Jahre – von schwerer Nierenkrankheit gezeichnet – im Wechsel zwischen Krefeld und Bayern als freier Schriftsteller. Gestorben kurz vor dem 70. Geburtstag.

Die überaus große physische und psychische Belastung ein Leben lang vermochte die innere Kraft dieses ebenso starken wie zarten, heftigen wie sanften, ernsten und heiteren, stillen, besinnlichen Mannes nicht zu brechen. Eine

Konstante seines Wesens blieb die Dankbarkeit, wohl auch erwachsen aus dem ihm unbegreiflichen Glück, den Ersten Weltkrieg haben überstehen zu dürfen. Von ihr spricht er bis zuletzt in allen autobiographischen Texten und auch andernorts. „Wer älter und alt wird, dem geht die Melodie des Totentanzes nicht aus den Ohren – und klang sie nicht schon auf, als uns unterm Lied der Lerche in der Schlacht die Kameraden fielen? Sie lehrte zugleich, das Leben herzlich zu lieben.“ (Lebenserinnerungen, S. 384)

Diese Dankbarkeit war in gewisser Weise seine Form der Gläubigkeit, ja des Glaubens. Der christlichen Religion verbunden, trotzte er doch jahrzehntelang der von Men-

schen geschaffenen Institution Kirche. (Schauspiel „Der Prophet von Lochau“, 1923, Roman „Die Wiederkehr“, 1932, Gedichtzyklus „Die goldenen Schwingen“, 1939/42 u. a.). Er glaube, seinen Schöpfer zu loben, indem er Neues schuf (Novelle „Das Urteil vom Santo Uffizio, 1945). „Es gibt Gewalten, an die der Mensch glauben muß. Glaubt er nichts mehr, bewahrt ihn nichts in der Welt davor, unterzusinken“ (Simon im Glück, S. 59).

Es war ihm vergönnt, das Leben mit Gut und Böse und allen Zwischentönen komplex zu sehen. „Ich bin vom Schicksal gebeutelt worden, aber ich kann und mag mich nicht entschließen, der Verzweiflung das Wort zu reden, wie das heut' üblich geworden“ („Das Gastmahl am Wapper“, 1951). Er ärgerte sich über eine verbreitete „terrible simplification“. „Es genügt nicht, das Schlechte zu erkennen und das Gute zu wollen; man muß wissen, daß es nichts gibt, das nur schlecht oder nur gut ist; man muß menschlich bleiben, immer und überall.“ (Die Reise nach Paris, Typoskript, S. 97).

Das intensive Bemühen, dem Frieden zu dienen – auch eine Folge der Frontjahre 1916-1918 – durchzieht sein ganzes Werk. Es gipfelte in seinen Dichtungen um den Forscher und Philantropen, den Norweger Fridtjof Nansen, der seine wissenschaftliche Arbeit aufgab, um als Gesandter Norwegens beim Völkerbund nach dem Ersten Weltkrieg Brandherde in aller Welt zu ersticken („Die Fahrt zu den Vätern“, Roman 1934; Fridtjof Notthelfer, Nansen-Balladen, um 1949, ungedruckt; „Nansen“ Schauspiel, Uraufführung 1960). „Aus dem Frieden eine Ehre machen“ – wie oft hat Otto Brües das gefordert; er wünschte sich Helden des Friedens, nicht der Kriege.

Von daher ist auch das ständige Mühen um Maß und Maßhalten zu verstehen, die Suche nach verbindlicher Mitte. Schon 1927 läßt er seinen Jupp Brand im gleichnamigen Roman am Ende seiner Deutschlandfahrt sagen: „Wir wollen den kleinen Alltag durchstrahlen, dann ordnet sich das Große von selbst.“ Und in der Erzählung „Die Höhle Tubuk“ 1951 wird metaphorisch der bedächtige Schritt des Bauern über Marsch und Tanz der jungen Leute ge-

stellt. Eine Quelle dieser Haltung war seine humanistische Bildung. Aus dieser Sehnsucht nach Mitte und Maß überwand er sehr bald den Stil seiner expressionistischen Jugenddichtungen und gelangte Ende der 20er, Anfang der 30er Jahre zu einer gepflegten, vornehmen, dennoch reichen und vielfältigen Sprache.

Kleine, tägliche Geduld zeigte sich darin, daß er – wenn irgend möglich (die Kriegsjahre im Hinblick auf die dichterische Arbeit weitgehend ausgenommen) – Tag für Tag sein Pensum arbeitete. „Nulla dies sine linea“ – „In der Ungeduld... steckt etwas Ungesundes und Selbstgefälliges, und die schlechte Hälfte der Kritik, die parasitäre, lebt von der Ungeduld. Sie kann etwas Schönes sein, aber bleibt doch im besten Fall die Verneinung von etwas Höherem, nämlich der Geduld.“ Er forderte die Geduld aber auch im weiteren Sinne, wenn er schrieb „Wer erst einmal begriffen hat, daß Geschlecht um Geschlecht nacheinander an den großen Dingen baut, der will nicht alles innerhalb des kurzen Lebens für sich zwingen.“

So versuchte er auch ein positives Verhältnis zur Herkunft zu gewinnen „Ist nicht ein jeder Mensch nachgeboren?“ Er sah einen Ansporn darin „ein Erbe zu sein, Erbschaft zu übernehmen und zu verwalten und, wenn irgend möglich, zu bereichern“. Freilich mußte Fleiß hinzukommen, und den besaß Otto Brües in hohem Maße: „Allein der Fleiß adelt das Leben; hinter der geruhigen Stunde lockt der Teufel mit verführerisch holdem Auge.“ (Marie im neuen Land, 1938, S. 69).

Otto Brües hat auf sämtlichen Saiten literarischer Form gespielt, Drama, Dramolett, Hörspiel – Roman, Erzählung, Novelle, Kurzgeschichte – Lyrik, lyrische Zyklen, Balladen – Essays, Feuilletons, Kunst- und Theaterkritik /10 Jahre Lehrauftrag für letzteres an der Universität Köln). Das Schreiben war ihm nicht nur Bedürfnis, es war sein Leben und das Fabulieren ein wesentlicher Teil seines Schreibens. „Von der Fabel als der festen Grundlage des Erzählens hab ich niemals gelassen... die Zerstörung der epischen Form durch die Reflexion scheint mir ein Irrweg.“

Er hat seine niederrheinische Herkunft nie verleugnet, Köln, die rheinische Metropole, war für ihn wesentlich, und er liebte seine Wahlheimat, das Alpenvorland, aber seine Dichtungen spielen in ganz Deutschland, in Belgien und den Niederlanden, Frankreich und Italien, in den skandinavischen Ländern, auf dem Balkan, in Griechenland und greifen in einigen Fällen nach Südamerika, Rußland und Persien aus, und nur in diesen drei Fällen in Gegenden, die er nicht kannte oder bereist hatte.

Nach den wichtigsten aus weit mehr als 100 Werken von Otto Brües befragt, wäre die Antwort schwer. Von den frühen expressionistischen Dramen ist die Tragödie deutscher Landfahrer, „Die Heilandsflur“, am eindringlichsten; unter den späteren Dramen der „Nansen“. – Der Epiker zeigt bereits im „Jupp Brand“ seine Fähigkeit, große Stoffmassen zu ordnen. Viele heben den „Walfisch im Rhein“, ebenfalls ein Zeitroman, hervor, während Brües selber seine Eulenspiegelvariante „Mutter Annens Sohn“ sehr liebte. Wesentlich ist der „Silberkelch“, Schicksal einer deutschen Stadt zwischen 1906 und 1946 und der späte unveröffentlichte Roman „Die große Flut“, in dem er sich mit der deutschen Kriegsschuld auseinandersetzt. – Der heitere Otto Brües tritt einem im „Mädchen von Utrecht“ am unbeschwertesten entgegen. – Es gab Stimmen, denen zufolge der Lyriker am höchsten einzuschätzen sei; Otto Brües suchte in seinen Gedichten eine „Einfachheit hinter aller Kompliziertheit.“

Außer dem gedruckten Œuvre existieren zahlreiche ungedruckte Dichtungen und Schriften. Der gesamte Nachlaß soll nach und nach dem Archiv der Stadt Krefeld übergeben werden; ein Wunsch des Autors. Er wollte damit der Stadt seine Dankbarkeit bekunden.

Ein „Otto Brües-Freundeskreis-Gesellschaft für Literatur“ hat sich 1993 in Krefeld konstituiert. Er widmet sich dem Werk des Schriftstellers sowie der rheinisch-niederrheinischen Literatur des 20. Jahrhunderts. (Anschrift: Gutenbergstraße 21, 47803 Krefeld).

Dr. Eva Brües

Als ich vor 50 Jahren nach Lintorf kam

Erinnerungen eines alten Schulmeisters

Beim Lesen des Berichts „Studium vor 50 Jahren“ von Otto Samans in der letzten „Quecke“ sind so manche Erinnerungen bei mir wach geworden. Denn ich habe – wie auch mein Freund, Nachbar und Kollege Karl Schaefer – zur gleichen Zeit wie Otto Samans in Essen-Kupferdreh studiert und das 1. Staatsexamen abgelegt. Daß wir ihm bei der Besetzung der Lehrerstelle in Lintorf zuvorgekommen sind, wie er im letzten Abschnitt seines Berichtes schreibt, war uns bisher unbekannt. Trotzdem bin ich heute – nach 50 Jahren – froh, daß wir um einige Tage schneller waren.

Wie kam es dazu, daß wir beide aus Essen-Borbeck nach Lintorf verschlagen wurden?

Karl Schaefer und ich kannten uns vom Gymnasium in Essen-Borbeck her und waren auch zusammen in der „Neu-Deutschen“-Gruppe¹⁾, die Ihr Jugendheim bei den Salesianern Don Boscos hatten. Nach dem Verbot dieser Jugendbewegung durch die NS-Regierung haben wir in der Jugend unserer Pfarre im gleichen Sinne weitergearbeitet. Die Kriegsergebnisse trennten uns. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft Ende 1945 trafen wir uns wieder und freuten uns darüber, einen Studienplatz an der ersten Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh bekommen zu haben. Vier Semester lang fuhren wir jeden Tag mit dem Zug von Borbeck nach Kupferdreh; 1 1/2 Stunden dauerte die Fahrt mit mehrmaligem Umsteigen. Es war eine schöne Zeit an der Akademie, und Otto Samans' Aufzeichnungen haben manche Erinnerung in mir geweckt.

Es kam der Monat Mai 1947. Wir standen kurz vor dem Examen und hatten beschlossen, uns gemeinsam an einer Schule um eine Stelle zu bewerben, aber außerhalb von Essen-Borbeck, aus zwei Gründen: 1. Wir waren beide als Jugendführer in unserer Pfarre tätig, und mit allen Jugendlichen und Schülern standen wir auf „Du und Du“. Für unsere erste Lehr-

tätigkeit fanden wir dieses Vertrauensverhältnis nicht so gut. – 2. Wir wollten versuchen, aus der Trümmerstadt Essen herauszukommen in eine etwas ländlichere, „nahrhaftere“ Gegend, denn die Ernährung in der Stadt – nur nach Lebensmittelkarten – war mehr als dürrig. Alle Einwohner lagen – z. T. erheblich – unter dem Normalgewicht. Das stellte ich bei mir fest, wenn ich mich alle 3-4 Wochen vor der Heimfahrt im Kupferdreher Bahnhof auf die Personenwaage stellte und für 10 Pfg. auf der Wiegekarte mein Gewicht ablesen konnte: Es lag beständig bei 49 Kg. Anfang Mai standen wir eines Morgens in der Akademie vor einer Landkarte der damaligen Rheinprovinz und überlegten, wo wir uns um eine Lehrerstelle bewerben sollten. Wir kamen überein, es im Landkreis Mettmann oder im Vorgebirge zu versuchen. Da kam unser Religionsdozent Prof. Reiermann dazu und meinte: „Wenn Sie nach Ratingen wollen, kann ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben an den zuständigen Dechant Veiders in Lintorf mitgeben, den ich von meiner Zeit auf dem Lehrerseminar in Ratingen kenne.“ Wir nahmen den Vorschlag dankend an und

fuhren eines Morgens mit dem Zug von Essen-Altendorf über Mülheim und Duisburg-Wedau nach Lintorf. Ich hatte vorher noch nie von diesem kleinen Ort im Angerland gehört. Karl Schaefer war einmal hier mit seinem Vater gewesen, der vor dem Ersten Weltkrieg zwei Jahre als Metzgergeselle in der Metzgerei Steingen gearbeitet hatte.

Als wir aus dem Zug stiegen und den kleinen Weg am alten Friedhof entlang, vorbei an der Evangelischen Schule zur Dorfmitte gingen, war ich überrascht von der Blütenpracht der Kastanienbäume. Überall an unserem Weg entlang bis zur St. Anna-Kirche hatten die Kastanien ihre leuchtenden Kerzen aufgesteckt. Ich war begeistert von der dörflichen Schönheit und der Ruhe des Ortes und wünschte nichts sehnlicher, als daß unser Vorhaben, hier eine Stelle zu bekommen, in Erfüllung gehen möge.

Als wir uns zum Pfarrhaus durchgefragt hatten, hörten wir von Fräulein Veiders, der Schwester

1) Der „Bund Neudeutschland“ (ND) war eine Gruppierung der katholischen Jugend, in der vornehmlich Gymnasialisten und Studenten organisiert waren



Das im Jahre 1926/27 errichtete Gebäude der Johann-Peter-Melchior-Schule an der Speestraße. Es mußte 1955 wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Links das Wohnhaus des Hauptlehrers (heute „Lintorfer Reformhaus“)

des Dechanten, daß dieser erst am Nachmittag zurückkäme. Wir beschlossen zu warten, sahen uns noch etwas im Dorf um, wobei uns das Schulgebäude der J. P. Melchior-Schule (an der Stelle, an der heute das Rathaus steht) besonders gefiel, da es vom Stil her so ganz anders war als alle Schulen der Stadt Essen, die wir kannten. Wir gingen dann durch den Klosterweg, über die Krumpfenweg Straße, am alten Sportplatz am „Sonnenschein“ vorbei, über den Zubringer (heute A52) und setzten uns zu einer Mittagspause auf einer kleinen Anhöhe vor dem Waldrand nieder. Während wir unser bescheidenes Brot mit Grießmehlschmalz aßen, genossen wir den Anblick auf das in der Mittagssonne liegende Dorf, aus dem die beiden Kirchtürme herausragten.

Am Nachmittag wurden wir von Herrn Dechant Veiders empfangen. Er öffnete den Brief, las das Empfehlungsschreiben von Prof. Reiermann und meinte dazu: „Das ist ja sehr positiv. Dann wollen wir mal zum Herrn Hauptlehrer Harte gehen. Ich glaube, er kann zwei junge Lehrer gut gebrauchen.“ Wir gingen durch den Pfarrgarten über die Speestraße zur Dienstwohnung des Schulleiters (heute „Lintorfer Reformhaus“).

Als auch Herr Harte das Empfehlungsschreiben mit sichtlicher Freude gelesen hatte, meinte er zu uns: „Meine Herren, das trifft sich sehr gut! Wir sind gewissermaßen in einer Notlage. Mir fiel ein Stein vom Herzen, wenn es gelingen würde, daß Sie beide an unsere Schule kämen.“

Die „Notlage“ ist aus der Schulchronik Seite 139-140 zu ersehen: „Anfang 1947: Der Unterricht litt außerordentlich unter dem

Mangel an Brennmaterial. Wegen Kohlenmangel fiel der Unterricht vom 13. -19. 2. 47 vollständig aus.“

S.140: „Herr Lehrer A. Rieger schied am 30.4.47 aus dem Dienst der Gemeinde Lintorf aus und wurde an die Schule in Isenbügel versetzt.“

Wir erklärten Herrn Harte, daß wir nach den Sommerferien gerne den Dienst aufnehmen würden. Er versprach uns, inzwischen mit dem zuständigen Schulrat in Mettmann, Herrn Louis, zu sprechen und sich auch um eine Unterkunft im Ort zu bemühen. Das war sehr wichtig für uns, da wir von Essen fortziehen und unseren Wohnsitz in Lintorf nehmen wollten. Zudem bestand damals noch Residenzpflicht für Lehrer, das bedeutete, daß man am Dienort auch wohnen mußte.

Wir verabschiedeten uns und versprachen, uns nach bestandenen Examen Ende Juni/Anfang Juli wieder zu melden. Es kam aber anders: Am 10. Juni kam Herr Harte nach Borbeck und bat uns, doch möglichst sofort nach Lintorf zu kommen und den Dienst aufzunehmen. Was hatte ihn dazu bewogen? Die Schulchronik berichtet darüber:

S.140: „Am 9.6.47 erkrankte die Schulhelferin Fr. Gottwald plötzlich und durfte ab sofort auf mindestens 3 Monate keinen Dienst mehr machen. Nach Ablauf dieser Zeit wird Fr. Gottwald voraussichtlich mit ihrem Studium an der P. A. in Essen-Kupferdreh beginnen, so daß mit ihrer Rückkehr nach Lintorf nicht mehr zu rechnen ist ...“ ... „Das 3. Schulj. wurde von Fr. Blenkins und Fr. Hinderlich durchgezogen.“

Wir erklärten Herrn Harte, daß wir mitten im Examen stünden und, wenn alles gut ginge, am 22.6. unsere Zeugnisse erhalten würden und anschließend in Urlaub fahren wollten. (Unser ehemaliger Präses von „Neu-Deutschland“ hatte uns auf einem Bauernhof in Bayern eine Urlaubsstelle gegen geringes Entgelt besorgt.) Mit beredten Worten stimmte Herr Harte uns um, bereits am 1.7. den Dienst aufzunehmen, da es am 22.7. schon Sommerferien gab und wir dann noch unseren „ersten bezahlten Urlaub“ antreten könnten.

Er berichtete uns weiter, daß er bereits mit dem Schulrat gesprochen, eine Zusage zu unserem Dienstantritt an der J. P. Melchior-Schule habe und auch schon zwei möblierte Zimmer für uns in Aussicht hätte. Wir sagten daraufhin fest zu, und so kam es, daß wir am 1.7.1947 morgens um 7.05 Uhr mit dem Zug von Essen-Nord in Lintorf ankamen. Wir staunten über die vielen Menschen, die am Bahnsteig standen, allerdings nicht, um uns zu begrüßen, sondern um in den Zug zu steigen, der sie nach Ratingen oder Düsseldorf zum Dienst oder zur Schule brachte. Es war damals die einzige Gelegenheit dorthin zu kommen, da noch keine Busverbindungen bestanden.

Wir waren zeitig in der Schule, und dort führte uns Herr Harte in die Klassenräume, in denen wir arbeiten sollten. Kurz vor 8 Uhr kamen die beiden Kolleginnen, denen uns Herr Harte vorstellte: Fr. Blenkins und Fr. Hinderlich. (Damals war es noch üblich, daß die Lehrerinnen, die ja in der Regel unverheiratet waren, mit „Fräulein“ angeredet wurden.) Ich bekam das 3. Schuljahr mit 30 Kindern, die recht eng in Zweier-Bänken in dem ehemaligen Lehrerzimmer saßen. Karl Schaefer erhielt das 4. Schuljahr mit 46 Kindern.

Die Schulchronik berichtet darüber auf S. 141: „Am 1.7. erhielt die Schule 2 Absolventen der P.A. Essen-Kupferdreh als Schulamtsbewerber. Es sind die Herren

Hans Lumer, geb. 22. 6. 24, wohnhaft in Essen-Borbeck, Herderstr. 20

Karl Schaefer, geb. 12. 5. 20, wohnhaft in Essen-Borbeck, Boeholder Str. 18.

„Übersicht über die Klassenverteilung Schuljahrsbeginn 15. 4. 47:

Schuljahr	Klassenstärke	Klassenleiter
1.	65	Fr. Blenkins
2.	55	Fr. Hinderlich
3.	30*	Fr. Gottwald
4.	46	H. Rieger
5. - 8.	64	H. Harte
260		

* Diese Klasse durfte nicht über 30 Kinder haben, da sie im Lehrerzimmer untergebracht werden mußte.
Als Lehrerzimmer diente zu dieser Zeit der J. P. Melchior-Gedächtnisraum.

Die Klassen wurden wie folgt verteilt:

Schuljahr	Stärke	Klassenleiter
1.	65	Frl. Blenkens
2.	55	Frl. Hinderlich
3.	30	Herr Lumer
4.	46	Herr Schaefer
5. - 8.	64	H. Harte
		260

Von den 28 Unterrichtsstunden, die wir als Jungleher erteilten, gab ich 24 Stunden in der eigenen Klasse und je zwei Stunden Religion und Musik in der Oberklasse. Der Montag war für mich immer der schwerste Tag: In der 1. Stunde Religion in der Oberklasse, dann vier Stunden in der eigenen Klasse und die 6. Stunde Musik wieder in der Oberklasse. Ich weiß noch heute, daß ich immer heilfroh war, wenn ich die 6. Stunde geschafft hatte. Überhaupt strengte mich der Unterricht in diesen ersten drei Wochen bis zum Beginn der Sommerferien sehr an, zumal wir zunächst noch jeden Tag nach Hause fuhren. (Erst nach den Ferien sollten wir unsere Zimmer in Lintorf beziehen.) So ging ich jeden Morgen um 5.50 Uhr aus dem Haus, um nach gut 20 Minuten Fußweg den Zug in Essen-Alten-

dorf um 6.14 Uhr zu erreichen. Nachmittags war ich in der Regel wieder um 15.30 Uhr zu Hause, aß eine Kleinigkeit und machte mich dann an die Vorbereitungen für den nächsten Tag. Bei 1000 bis 1200 Kalorien täglich, je nachdem, ob man die Nahrungsmittel, die es auf Lebensmittelkarte gab, auch tatsächlich in den Geschäften bekam, war das für mich eine Strapaze. Heute kann man es sich kaum noch vorstellen, daß sich die Leute in den Städten des Ruhrgebiets in der Nacht schon vor einer Bäckerei aufstellten, um morgens gegen 9 Uhr dabei zu sein, wenn der Bäcker die Brote verkaufte, denn häufig kam es vor, daß die letzten in der Schlange kein Brot mehr mitbekamen, da der Mehlvorrat nur für eine bestimmte Menge Brot ausreichte. In Lintorf war die Ernährungssituation etwas

günstiger, da die meisten Familien einen Garten und auch Vieh (Hühner, Gänse, Enten, Schweine, Schafe, Ziegen) hatten und man zudem bei den Bauern, von denen es damals noch recht viele hier gab, die einen oder anderen Lebensmittel erstehen konnte. Trotzdem war die Not auch hier groß. Die Schulchronik berichtet im Herbst 1947 darüber auf Seite 141: „In einer Entschließung hat der Schulleiter die zuständigen Stellen auf die besonderen Notstände im Lintorfer Schulwesen hingewiesen. Infolge der Raumnot kann der Unterricht nur umschichtig und unzureichend durchgeführt werden. Die Schuljugend ist schlecht ernährt, die Schulspeisung für viele die erste Mahlzeit am Morgen. Zahlreiche Kinder können nur barfuß zur Schule kommen. Viele vermögen dem Unterricht körperlich und geistig nicht mehr zu folgen. Ohne ausreichende Ernährung und Bekleidung sowie genügende Beheizung der Räume kann der Schulunterricht im kommenden Winter unmöglich durchgehalten werden.“

Schwierig war der Unterricht auch wegen fehlender Lehr- und Lernmittel. Nur wenige Kinder meiner Klasse (3. Schuljahr) hatten ein Heft. Nur mit „Beziehung“ konnte man welche bekommen. Die meisten Kinder schrieben auf einer mehr oder weniger gut erhaltenen Schiefertafel. Wenn diese zerbrach, war es sehr schwierig für das Kind, seine Aufgaben zu machen. Ich besinne mich, wie eines Morgens ein Mädchen weinend zu mir kam und meldete, daß sie nicht die ganze Hausarbeit hätte machen können, da am Vortag auf dem Heimweg von der Schule ein Junge ihren Tornister auf die Erde geworfen hätte und die Tafel dabei zerbrochen wäre. Eine neue gab's nicht. So hatte sie auf einer Tafelscherbe, die etwa die Größe einer halben Tafel hatte, in ganz kleiner Schrift die Hausarbeit anzufertigen versucht. Ein Lob meinerseits für ihren Fleiß und ihre aufgebrachte Mühe ließen ihre Tränen bald trocknen.

Vor den Ferien hatte ich schon Gelegenheit, mich bei meinen Quartiersleuten vorzustellen und mein möbliertes Zimmer zu besichtigen, das Herr Harte für mich



Das Kollegium der Johann-Peter-Melchior-Schule und Ehrengäste bei der Verabschiedung von Rektor Emil Harte 1956. Untere Reihe von links: Pfarrer Bever, Dechant Veiders, Rektor Emil Harte, Frau Harte, Lehrerin Anna Eylau, Pfarrer Kubicza aus dem Lager an der Rehhecke. Mittlere Reihe von links: Lehrerin Marianne Schommertz (später Kommer), Lehrerin Ursula Nolte, Bürgermeister Hermann Kockerscheidt, Lehrerin Anna Blenkens, Lehrerin Katharina Hinderlich, Lehrerin Ursula Vogt, Hauptlehrer Heinrich Schwarz, Lehrer Fritz Müller. Obere Reihe von links: Konrektor Gerhard Mansfeld, Amtsdirektor Johannes Overmanns, Lehrer Hans Lumer, Kaplan Koch, Lehrer Karl Schaefer

vermittelt hatte. Das Ehepaar Kemmeries, Tiefenbroicher Str. 3, hatte im 1. Stock eine Dreizimmerwohnung. Da aber zu dieser Zeit der Wohnraum bewirtschaftet war, d.h. jeder Person stand nur ein Zimmer zur Verfügung, mußte das Ehepaar Kemmeries ein Zimmer abtreten. Ich erhielt ihr Wohnzimmer mit einer Couch als Schlafgelegenheit und bezahlte für dieses möblierte Zimmer 50 RM monatlich. (Das war knapp ein Drittel meines Gehalts, das damals 168 RM monatl. betrug.) Zu den beiden alten Leuten, Herrn und Frau Kemmeries, hatte ich bald ein sehr gutes, vertrautes Verhältnis. Sie hatten einen Sohn gehabt, der mit 16 Jahren gestorben war. So war es verständlich, daß sie in mir einen Ersatz für ihren eigenen Sohn sahen und mir jegliche Fürsorge zukommen ließen.

Neben dem Wohnraum, so meinte damals Herr Harte besorgt um unser leibliches Wohlergehen und unsere Schaffenskraft, war etwas anderes genau so wichtig, nämlich daß wir auch „etwas zwischen die Rippen bekamen“. Bei Karl Schaefer war die Sache von vornherein klar: Er bekam ein Zimmer auf dem „Beckerhof“, da Sohn Josef der Familie Mentzen in seiner Klasse war; er wurde auch in die Tischgemeinschaft der Familie aufgenommen. Bei mir war die Lage etwas schwieriger, da das Ehepaar Kemmeries selbst nur von seiner Lebensmittelkarte lebte. Aber auch da hatte Herr Harte eine gute Lösung gefunden: Sein Neffe August Steingen war Landwirt und hatte im „Soestfeld“ einen Bauernhof. August Steingen und seine Frau Hilde erklärten sich bereit, mich zu beköstigen unter der Bedingung, daß ich die Hausaufgabenbetreuung für ihre Kinder übernahm. Das tat ich gerne, vor allem, da ich bald sah, daß Robert (1947 im 2. Schuljahr) und Jürgen (im 1. Schuljahr), später auch Hildegard und Helga fleißige Kinder waren und dem „Hauslehrer“ wenig Arbeit machten.

Da ich in der ersten Zeit noch kein Fahrrad besaß, mußte ich mittags nach dem Unterricht und abends zu Fuß gehen von der Tiefenbroicher Straße 3, wo ich wohnte, über die Eisenbahn, vorbei am Hof von Bauer Karl Reinhardt ins Soestfeld, vorbei am Hof von



Der Bauernhof Derichs im Soestfeld

Bauer Johann Derichs (Nr. 50) bis zum Hof von Bauer August Steingen (Nr. 100). Das war jedesmal ein Marsch von gut 20 Minuten. Je nachdem, wie lange ich Unterricht hatte, kam ich meist kurz vor 14.00 Uhr auf dem Hof an und aß zu Mittag, was mir immer vorzüglich schmeckte. Zudem hatte ich meist einen Bärenhunger.

Als ich eines Mittags am Hof von Derichs vorbeikam, waren im Feld rechts von der Straße mehrere Frauen kniend bei der Arbeit. Am Wegrand stand ein Korb mit dem Vesperbrot und eine Kanne. Daneben saß der Hund von Derichs, ein dunkler Spitz („et Möhrke“, wie Frau Derichs später sagte). Als ich näher kam, knurrte er ärgerlich und erhob sich. Mir war die Sache nicht geheuer! Die Frauen winkten mir zu, und ich grüßte hinüber. Das Knurren vom Spitz wurde lauter und ärgerlicher. Ich wollte mir aber vor den Frauen keine Blöße geben und ging „mutig“ an Hund und Vesperbrot vorbei, schaute mich noch einmal kurz um, glaubte schon, die Gefahr überstanden zu haben und tat noch einige Schritte. Da sprang mich der Spitz von hinten an und biß mich in die rechte Wade. Dann wurde er, ich weiß nicht mehr von wem, zurückgepiffen. Nach dem ersten Schreck schaute ich mir die „Bescherung“ an: Das rechte Hosenbein war zerrissen, und an der Wade konnte man einige blutunterlaufene Abdrücke des Hundegebisses sehen. Ich ging zurück zum Hof, klopfte an die Haustür und trat ein. In der Wohnküche stand ich der Hausfrau Agnes Derichs gegenüber. Meine Vorstellung erübrigte sich eigentlich; denn man hatte mich schon einige Tage beobachtet, wenn ich an ihrem Haus vorbei zum Hof von August Steingen

ging. Daß ich einer der beiden Junglehrer war, die seit einigen Wochen an der J.P. Melchior-Schule unterrichteten, war im Hause Derichs längst bekannt. Ich erklärte in kurzen Worten meinen Unfall und zeigte der Hausfrau meine zerrissene Hose. Es war die einzige Zivilhose, die ich hatte. Nebenher besaß ich wohl noch eine Reithose vom Militär, die ich mit Stiefeln an Regentagen und im Winter trug. Was war zu tun? Nach einigen Ausführungen über die Wachsamkeit des Hofhundes „Möhrken“ telefonierte Frau Derichs mit Schneidermeister Fritz Mentzen von der Speestraße. Danach unterbreitete sie mir folgenden Vorschlag: Sie wollte das Loch in der Hose provisorisch zunähen, so daß ich ohne aufzufallen nach Hause gehen könnte. Von dort sollte ihr Sohn die Hose abholen und zum Schneider Mentzen bringen; der wollte sie dann bis zum Abend kunststopfen, und danach würde der Sohn mir die Hose wiederbringen. Das bedeutete für mich Stubenarrest für diesen Nachmittag! Aber was blieb mir anderes übrig? Die Aktion wurde wie geplant durchgeführt. So kam ich ungewollt zu einem Studiernachmittag und konnte am Abend mit einer gut kunstgestopften Hose wieder ausgehen.

Den **ersten Ausflug** (heute sagt man „Unterrichtsgang“ oder „Wandertag“) mit meiner Klasse machte ich Anfang September an einem schönen Sommertag. Auf Anregung der Kollegin Fr. Blenkins (1. Schuljahr) gingen unsere beiden Klassen zusammen zum „Stinkesberg“. Sie wollte mir helfen, den Kindern (und mir selbst, da ich ja bis dahin nichts von Lintorf und Umgebung kannte), anschaulich Heimatkunde zu erteilen. Unser Ziel war es, durch



Das Haus von Schneidermeister Fritz Mentzen an der Speestraße. Er war von 1938 bis 1950 Erster Brandmeister der Lintorfer Feuerwehr und außerdem Amtsbrandmeister des Amtes Ratingen-Land (später Angerland). Das Haus wurde um 1836 von Adolph Wilhelm Steingen (W.St), dem Gründer der Bäckerei Steingen an der Speestraße, und seiner Frau Elisabeth, geborene Pohlmann (E.St) errichtet. Heute steht an seiner Stelle ein Neubau mit den Geschäften Salon Degen und Sport Weber und Tischler

den Wald zum „Stinkesberg“ zu wandern. Wir gingen den „Hülsebergweg“ hinauf und überquerten den „Zubringer“, wie die heutige A52 damals noch genannt wurde. Es gab noch keine Brücke, da zu der Zeit nur wenige Autos fuhren. In zwei Abteilungen kamen wir ohne Gefahr hinüber. Aber dann trat eine echte Schwierigkeit auf: Der Weg vom Zubringer bis zur „Kämp“ war anfangs sehr naß, darum hatte man Tonscherben von der Dachziegelei Muscheid aufgekippt, um trockenen Fußes weiterzukommen. Die Idee als solche war nicht schlecht, nur für sechs oder sieben unserer Kinder nicht, da sie keine Schuhe besaßen und barfuß gingen. Ich mußte sie also einzeln über diese Strecke tragen.

Auf unserem Wege kamen wir an einigen alten Häusern und Gehöften vorbei, über deren Namen und Bedeutung Frl. Blenkens jedesmal etwas erklären konnte. (Mühlengut „Helfenstein“, Gut „Porz“, „Rahmerhof“, „An der Kämp“, „Siepenkothen“). – So gelangten wir nach etwa 1 1/2 Stunden zum „Stinkesberg“. Die Kinder (ich aber auch) staunten, daß es mitten im Wald einen Berg gab mit riesengroßen Findlingen. Nachdem wir unser Frühstück verzehrt hatten (die Kinder hatten zur Feier des Tages fast alle von ihren Müttern eine besondere Ration mitbekommen),

sprach Frl. Blenkens mit den Kindern von der Eiszeit, die diese dicken Steine aus dem Norden Europas bis in unsere Heimat gebracht hatte. Nach dieser Unterweisung hatten die Kinder noch etwa eine Stunde Zeit zu spielen und sich auszutoben, bis wir den Rückweg antraten. Gegen 13 Uhr trafen wir wieder in der Schule ein. Einige Kinder waren wohl ziemlich abgekämpft, aber dennoch stolz, eine so weite Wanderung geschafft zu haben.

Etwas Besonderes war an jedem Schulmorgen die **Schulspeisung**. Kurz vor der großen Pause brachten Frau Rassel, die Hausmeisterin, oder zwei Schüler der Oberklasse einen großen Kessel mit der

Suppe, die auch von Frau Rassel gekocht worden war. Es gab Erbsmehl- oder Biskuitsuppe. Die Kinder aßen die letztere wohl lieber, da sie süß war. Manche Kinder warteten schon mit knurrendem Magen darauf, da es für sie (wie Herr Harte in seiner „Entschließung“ auf S. 141 der Schulchronik schreibt) die erste Mahlzeit am Tage war. Ich versuchte immer, dieses Frühstück auch pädagogisch auszuwerten, indem ich mit den Kindern über gute Eßsitten sprach und diese auch mit ihnen einübte; oft sangen wir vorher gemeinsam ein Lied oder sprachen ein Tischgebet und wünschten uns „guten Appetit“.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß Herr Harte für die Schulspeisung im ganzen ehemaligen Amt Angerland zuständig war. Er hatte dafür die Zulassung für ein Auto (Opel Kadett, Vorkriegsmodell) erhalten, was zur damaligen Zeit sehr selten war. Fröhlich fuhr er mit seinem „Möhrken“, wie das Auto von den Schülern genannt wurde, von Breitscheid über Hösel, Eggerscheidt, Angermund, Kalkum bis Wittlaer und belieferte die Schulen mit den Naturalien. Er war überall herzlich willkommen, besonders wenn es zu bestimmten Zeiten „Sonderzuteilungen“, wie vor Weihnachten Schokolade, oder ein andermal Schinkenspeck gab. Die Kinder seiner Klasse waren schon daran gewöhnt, daß er manchmal unterwegs aufgehalten wurde und zu spät zum Unterricht kam, sie waren nicht traurig darüber. Einer vom Kollegium, dessen Klasse am nächsten lag, hatte dann wohl die Aufsicht über die



Das 4. Schuljahr (Lehrer Hans Lumer) und das 5. Schuljahr (Lehrer Karl Schaefer) im Jahre 1948

Oberklasse, die aber angeleitet war, ein bestimmtes Pensum an Aufgaben in dieser Zeit zu erledigen. Und das klappte sogar gut!

Es gäbe noch manches zu berichten aus dieser Zeit vor 50 Jahren, z. B. über die Raumnot in den Schulen im allgemeinen und im besonderen über die der J.P. Melchior-Schule wegen ihrer Bau-fälligkeit, verursacht durch Risse im Mauerwerk. Aber das würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen.

Einen Punkt möchte ich noch erwähnen, der mir wichtig scheint:

Das waren die nebenamtlichen und ehrenamtlichen Aufgaben, die einem Lehrer selbstverständlich aufgetragen wurden. Dazu gehörten 1. Volkszählungen, bei denen die Fragebogen an die Haushaltungen verteilt und wieder abgeholt werden mußten. 2. Viehzählungen, die viermal im Jahr stattfanden. Der ganze Ort war flächendeckend in Bezirke aufgeteilt, von denen jeder Lehrer einen übernehmen mußte, z. B. Speestraße mit Nebenstraßen oder Krummenweger Straße über Krummenweg und Mülheimer Straße bis zum „Schwarzen Bruch“. Alle Haustiere mußten mit der Stückzahl in die Zählerliste eingetragen und die Richtigkeit der Eintragung von den Tierhaltern durch Unterschrift bestätigt werden. Da zu der Zeit in fast jedem Haushalt Vieh (Hühner, Enten, Gänse, Schweine, Ziegen, Schafe) gehalten wurde, war diese Zählung eine zeitraubende Angelegenheit. Einen Vorteil hatte sie für uns: Wir lernten nach und nach alle Bürger in unserem Schulbezirk persönlich kennen. Amtliche



Eine Jungengruppe der Oberklasse.
Im Hintergrund (Mitte): Gruppenführer Alfred Preuß sen.

Hausbesuche als Lehrer erübrigten sich so oft.

Eine weitere Aufgabe war uns gleich bei unserer Vorstellung von Herrn Dechant Veiders übertragen worden: Da in dem Empfehlungsschreiben unseres Religionsprofessors unsere Tätigkeit als Jugendführer in Essen erwähnt wurde, war es selbstverständlich, daß wir uns in Lintorf auch in gleicher Weise betätigen sollten. So habe ich bis zu meiner Hochzeit Jugendgruppen, Sing- und Spielkreise geleitet und die Pfarrbücherei betreut. Daß ich später (1963) den Vorsitz (Chef) der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft übernahm, war letztlich auch von Dechant Veiders initiiert.

Abschließen möchte ich diesen Bericht mit der Schilderung einer kleinen Episode bei einer Viehzählung: Ich kam mit meiner Zählliste zu Frau X, die in einem kleinen Kothfen in einer Seitenstraße der Speestraße wohnte. Ich betrat die Küche, in der die Hausfrau gerade das Abendessen vorbereitete. Der Hausvater saß im Sessel neben dem Herd. Nachdem ich mein

Anliegen vorgetragen hatte, gab mir Frau X bereitwillig Auskunft über die Anzahl der Hühner, Enten, Gänse und Ziegen. Als ich in meiner Zählliste zur Rubrik „Schweine“ kam und nach der Anzahl fragte, antwortete sie: „Wir haben zwei, aber eins wird in den nächsten Tagen geschlachtet.“ Ich entgegnete ihr: „Sie müssen selbst wissen, ob Sie ein oder zwei Schweine angeben; ich kenne die Anzahl nicht und schaue auch nicht im Stall nach. Sie müssen Ihre Angaben gleich selbst unterschreiben.“ Da wurde sie ganz böse, bekam einen roten Kopf und schimpfte erregt: „Dat hammer gern, spindeldürr nach Lengtörp komme, sich bei de Bure dicke Köpp anfreete und dan bei angere Lütt in de Ferkesstall rumschnüf-fele.“ (Mein Gewicht war von 49 Kg, als ich nach Lintorf kam, auf 65 kg gestiegen!) Ich versuchte, ihr zu erklären, daß die Angaben nur statistischen Zwecken dienten und nicht ans örtliche Wirtschaftsamt gingen. (Sie fürchtete, wie viele andere Leute auch, daß ihr von der Lebensmittelkarte etwas abgezogen würde.) Frau X wollte das alles gar nicht wissen und blieb dabei: „Wat ich gesagt hab, is woher, und ungerschriewe donn ich sowieso nitt!“ Was sollte ich machen? Ich trug in die Liste 1-2 Schweine ein und machte in der Rubrik für die Unterschrift einen Strich. So gab ich die Liste ab und habe amtlicherseits nie wieder etwas davon gehört.

Hans Lumer

P. S. Karl Schaefer, mit dem ich am 1. Juli ein wenig „50 Jahre Lintorf“ feiern wollte, ist leider am 8. Mai, kurz vor seinem 77. Geburtstag, gestorben.



Abbruch der alten Johann-Peter-Melchior-Schule. Winter 1955/56

E paar Minüdde o-um Lengtörper Bahnhof ...

Neulich wor ech ens no langer Ziet mo widder op dor Lengtörper Kermes. Om Röckweech dacht ech su-e: „Och, jank doch noch ens nom Bahnhof, do worste doch schon eewich nit mi-e!“ Mein Jott, wat es us dem schü-ene aule Bahnhof jewo-de? Nix is jebli-ewe von dem Le-ewe un von der Betriebsamkeit wie se eens he an-zetrefte wor! Je-je fröher, soh et jetz he richtig erbärmlich us. Un wat hät de Bahnhof nit alles jesinn un erlebt! Ech sach öch, wenn de verzälle könnt ...

Hunderte von Personezöch hant he jehalde und breiden Lütt no hee oder no Ratinge oder och no Duisburg. Em letzte Kri-echsjoher z.B. soh mor hee weiß Jott wie völl Militärzöch in Richtung Front dörchfahre. Voll belade met Kanone, Panzer und Soldate. Ech we-iß noch joot, wie bedröckt de Jru-ete henger die Zö-ech herkickten! Et ko-em schon ens vü-er, dat ne „Landser“ zu Hus anri-ep, wenn he woßt, dat he mit sinnem Zoch dorch Lengtörp ko-em. Dann stung die janze Famillich un de Noberschaft op de hu-e Schotterberch an dor heutigjen „Wedauer“-Stroß un wenkten met jru-ete, wite Dü-eker no-h em Zoch e-röwer. En dor Hoffnung, dor Vatter oder dor Jong för e paar Sekunde sinn ze könne. Äwwer us de Abteilfinstere kickten en Menge Soldate un wenkten. Et wu-et völl jehüllt.

Später, noh em Kre-ech, so-h mor oft de „Hamsterzöch“. Op Trittbäder, Puffer, sojar op de Wajongdäcker wu-ede die kostbare Erpel säcke-wies u-sem Emsland no Hus jeschleppt. Weil die Zöch immer proppenvoll wore, stunge de „Hamsterer“ nit selten während dor Fahrt drusse o-um Trittbrett, mit dem Erpel-sack tösche de Föß. De Specksidde dojeje stoppte mor sech onger et Hämed. Ja, schad', dat de Bahnhof nit verzälle kann ...

So is et noch hütt leicht ze bejriepen, dat de Bahnhof uns Jonges magisch aa-njetrocke hätt. Ech will nit sare, dat de Bahnhof unsere Spellplatz wor, äwer he stung

„zufällig“ in unmittelbarer Noberschaft von dem Jelände, wo mor ons uustoben konnten: An der aulen, jesprengten Fabrikruin, dem „Borschatt“. Dadurch jov et he für ons immer jet Interessantes zu kieke on erle-eve.

Em Wenkter zum Beispiel! Wenn Frau Holle et mo widder su rechtech ju-et me-inden (wat schon ens vörko-em), dann hadde mor he am Bahnhof unsere „Rodelberch!“ Dat wor de alde Luftschutzbunker. De wor zwar nit besongesch hu-ech, doföhr äwer unheimlich steil!

Mit nem Affenzahn jing et do eronger. Un nit selten rammten mor onge de Schlide in de Ä-ed erinn un lo-re koppheister mit-em Jesicht em Schnie-e.

Wor de Frau Holle e biske kniepich, „rodelten“ mor von dem kle-ine Hüjel, op dem de stenkije, öffentliche Lokus stung. Zujejewe, ons Rodelpartie wor emmer nur e kott Verjnüje, äwer et wor e-ins! Jedenfalls hammer hee so manche Nommedach verbre-it. Un de Krach, de mor dobei jemaat hant, wor bös henge op der Duisburjer Stroß ze hü-ere.

Wenn mor dan so richtig dörch na-ht wohre und ieskaule Quante

hadde, jinge mor en de Schalterro-um, wo et immer lecker wärm wor. Denn et hing an der Wank näwe dem Schalter ne riesije brunge Heizkörper, an de mor ons die Fenger opwärme konnte un och die (meißt selws jeni-ende) Heische jet dröje konnte. Zum Sitte stunge hee stabile, brunge Holzbänk.

Zwe-i Automate hinge he an dor Wank, von denne de e-ine schü-en bonk wor. Us dem soll mor sech fröher für en paar Penning richtigje Schokolad' han trecke könne! – Schokolad!! – De angere Automat wor noch intakt. Nix elektrisches wie hütt. Äwer he konnste für ne Jrosche en Bahnste-ichkaat trecke. An-ne Knopp moßt mor trecke, on „rums-peng-peng“ jing et, un dann lo-ech die Kaat henger e Kläppke, on mor konnt se do erus ne-ehme.

Interessant wore natörllich die schü-ene Plakate, mit denne die Reichsbahn Reklame mi-ek, für „Reisen in ferne Länder“. Nur, wer konnt dat damals schon? – Woröm dat so interessant wor? Nu! Wenn dinne touristische Horizont nur bös no-h Ratingen-West, Wedau oder Düsseldorf Hbf jing, dann wore Köln, Berlin oder Trier unvorstellbar wiet fott. Dann wo-



Der Lintorfer Bahnhof im Jahre 1904 mit Bahnbeamten und Rottenarbeitern

ren dat Bilder us en angere Welt. Usem Bereich der Erdkunde. –

Wenn mor dörch dat Schalterfinster klickten, so-he mor em hengeren Ro-um en jru-ete, messingblanke Einrichtung, an der mit Hebele und Kurbele die Signale und Weichen verstellt wu-ede. Vü-ere am Bahnsteichfinster stung ne Apparat, de an ne Filmprojektor erinnerden. Dat wor de unjemein wichtige Morseapparat, mit dem wu-ede die Zochbeweijunge kontroleet. He hant mor oft zujukickt, wenn de Morsestriepje von nem Bahnmann entschlüsselt wu-ed! Ja, dat wor he schon ne richtije Bahnhof! He jow et schü-ene blaue Bahnmänneruniforme, en Abfahrtskell und en Karbitlampe. Un he jow et sojar en ru-ede Bahnhoffsvörstehermütz. Jawoll!

Vom Warte-roum us konnt mor dörch en jru-ete Dür direkt in die Bahnhoffswetschaft jonn. Die wu-ede vom Ehepaar Lorentzen bedri-ewe. De Herr Lorentzen wor ne unjemein freundliche Doppelzentner, de immer Hosenträger mit Lederströpp truch un immer en jode Zijar in der Schnüß hat. Frau Lorentzen wor dojeje en schlanke, damenhaftje Erscheinung. Die zwei hadde bestemmt schon bessere Da-ch jesinn, und wat die hierher verschlare hätt, kann ech nit sare. Vielleicht wore se in dor Stadt och usjebombt, wat mor jo öfter hü-erden. Jedenfalls woren die zwei allemol sympathischer als de aule

Jriesjram, de vorher die Weetschaft bedri-ewe hätt und Kenger absolut nit liede konnt. Ne rechtije Kasterkopp wor dat ...

De Herr Lorentzen wor do janz angisch. Em Su-emer z.B. jonge mor döcker in de Dickelsbeck baden. Mor li-epe en et Soestfeld, wo henger dem „Thunes“ die kle-ine Schleus wor. Om Röckwech jinge mor dann bei Lorentzens vorbei und hant öm e Jlas Water jebedelt. He tat dann oft e Schlückske Himbeersaft enet Jlas. Domet mor „kinn Lüüs in dor Buck“ krechten ...

Em Warteroum hing owe an dor Wank de Fahrplan. In ne bre-ide Holzrahme wore de An-un Abfahziede mit kle-ine Emailleschildche tesame jesteckt. Et wor klar, dat wir Jonges de Fahrplan mindestens so ju-et em Kopp hadde wie de Bahnhoffsvörstehjer.

Wenn sich ne Zoch ankündichte, mi-ek de Bahnmann am Schalter dat kle-ine, runde Finsterke op un ri-ep dorch dat kle-ine Lo-ek in dor Wartesaal erinn: „Der Zug in Richtung Ratingen läufft in wenigen Minuten ein!“ Un alles, wat de Zoch han moßt, nohm sinne Pöngel oder sinn Täsch und drängelte no drusse in Richtung Knipsershüske, wo schon en Menge Lütt erömm stunge. Die Lütt, die en dor Weetschaft so-eße, wu-ede von dem Bahnmann mit dor Knipszang opjeschreckt. Wodörch dat Je-

dränge drusse noch jröter wu-ed. Wir Wiesnase stunge do schon längst an dor Absperrung un lu-erten in Richtung Wedau, op mor die Dampflokk nit schon beim RWE entdecke konnte. En untrügliche Zeichen, dat de Zoch bold ko-em, wor de Aurenblick, wo en paar Bahnmänner mit de jru-ete Hankware us-em Jepäckschoppe kome, de hu-ech belade wor met ne Berch Kartons und Koffere. De dann met Schwung un völl Jeschre-ih op de hengere Bahnsteich bugsiert wu-ed, wobeidöckes dat e-ine oder angere Jepäckstöck erongerullerten.

Mor mot sech vürstelle, dat damols no em Kre-ech Busverbindunge en Lengtörp unbekannt wore. Die e-inzije Verkehrsverbindung wor die leserbahn. – Nu hat’ sech he en Lengtörp schnell en janz beachtliche Industrie entwickelt, die en Menge Lütt von „drusse“ no hee trock. – Do wor die Fa. Blumberg & Co. (Graf Bluco), dat Säjewerk Kaiser, die Fa. Bossong, die Fa. Paas & Cie, die Jießerei Sistig, die Steinzeuchfabrik Kluge am Fürstenberch und die Solinger Fahrradfabrik (Solifa), die spätere Fa. Hoffmann. Et kome also en Menge Lütt tesame, die op die Bahn a-njewiese wore, un die, wenn Fierowend wor, us alle Richtunge nom Bahnhoff li-epe.

Un en janze Re-ih Lengtörper hadde ö-hr Arbeet in Ratinge oder Düsseldorf. Die sorchten des Morjens und ovens in dor Jejenrichtung för ne starke Berufsverkehr. – Die Zö-ech wore su-e proppevoll, dat ne Stehplatz völich normal wor. Ech jlöw, die e-inzije, de em Zoch rechtech Platz hadde, ware dor Lokführer un dor Heizer. Un nit ze vojesse die Middachszöch am Sonndach no Ratinge! Li-ep en do „Schauburg“ oder em „Capitol“ ne Film met Marika Röck oder Zarah Leander, wore die Zöch jenau so volljstopt wie die Fie-erovendzöch am Werkeldach.

Wenn et dann so wiet wor, stung vör dem Knipsershüske immer en jru-ete Menschenmenge, die unjeldlich drop wartete, dat die Sperre endlich opjemaat wu-et. Nit selten jow et och schon ens en jru-ete Maulerei, wenn de „verdahlje“ Bahnmann die Sperr’ nit



Der Bahnhof und der Bahnhofsvorplatz im Jahre 1984

fröh jenooh opmi-ek. Denn et ko-em schon ens vür, dat de zuständige Bahnemann de richtige Zietpunkt verpaßt hat un he i-esch anjelo-upe ko-em, wenn de Zoch schon in dor Bahnhoff enli-ep! Dat Jedöns könnt ihr öch secher vörstelle: de eene Fahrjäst moßten de Zoch metkrieje, die angere wollten flott no Hus! Un beetz wollten se nu in e paar Minüdde un op e-ine Schlach dörch dat kle-ine Törke! Dä Zustand muß no längerer Ziet och denn Bahnbeamte opjefalle sinn, jedenfalls wu-ed e neu Knipsershüske jebaut, dat twe-i Düre hatt. Dat klappten von do an och prima met dem „Rinn un-e Russ“, nur wor dat för ons do nit mie soo interessant.



Eines der 1880 errichteten Häuser für Beamte der Lintorfer Bahnstation. Diese Häuser wurden 1981 abgerissen.

Hin un widder hant mir Pänze schon ens versöckt, in en afjefahrene Fahrkaat dat kle-ine Oval us der Knipszang widder kunstvoll erennzedröcke, öm su-e an en Jratifahrt no Ratingen oder Wedau ze ku-eme. Äwer, letztlich hammer ons domet dann doch nit dörch de Sperr jetraut. I-eschtens, weil dä Bahnemann mit der Knipszang ons nur zu ju-et kannt, un zweddens, watt wollte mir in Ratingen oder Wedau ohne Rückfahrkaat?! Un lo-ope? Nää!

Ja, so wor dat also mit dem schü-ene aule Lengtörper Bahnhoff. Dat jing mech su alles dörch dor Kopp, als ech su-e an dem Jitter vorem Bahnsteich stung. Ich jing noch ens e Stöckske hingeröm, öm och

do noch ens e biske ze kicke. Ja, dat Toilettehüske stung noch.

Nä! Wat hätt dat fröher infernalisches jestonke! An der Schutzwank hing damols en Emailleschild: „Man bittet vor dem Hinaustreten die Kleider zu ordnen.“ Wieso jow et dat Schild hütt nit mie?

Dat nächste Jebäude dohenger jow et och noch. He wu-ed op dor Bahnsteichsitt dat Jepäck für die Zü-ech tesa-emejestellt. Op dor Röcksitt hatt die „Rotte“ öhre Kro-em drinn: Schöppe, Pickhacke, Schruwe, Flansche un sujet. Un hee roch et wie nirjens sonst om Bahnhoff no leserbahn: He roch et no leser, Ste-in un Öl.

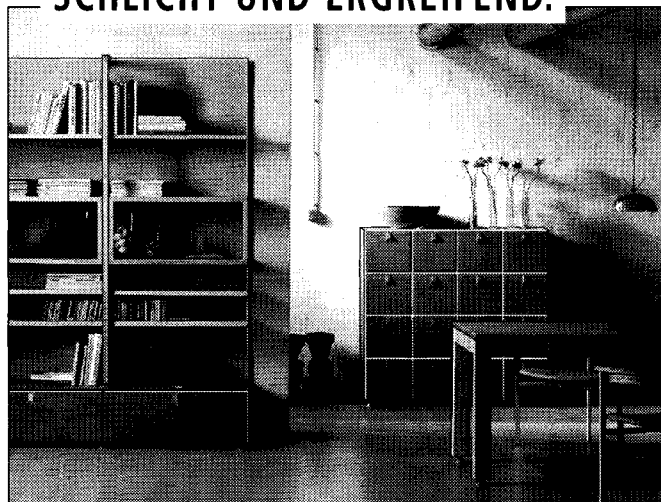
Un he stung en jru-ete Holzkest(!), in der dat verbruckte Karbid us de Bahnelampe erennjedonn wu-et. Dat heeßt, su ganz verbrucht wor dat nit! Äwer, dat es widder en ganz angere Jeschicht ...

Schad, dat se die schü-ene alde Hüser o-um Bahnhoffsvorplatz afjeri-ete hant, in denne die Bahnemänner mit öhre Familie jewonnd hadde. Se wohre doch och e Stöckske Bahnhoff. Oder? Jetzt steht he meterhu-ech et Unkru-t.

Nä, et es nit völl öwerjebli-ewe von unserem schü-ene, aule Lengtörper Bahnhoff ...

Ewald Dietz

SCHLICHT UND ERGREIFEND.



MENOS von Behr. Design von Peter Maly. Schlicht: die klare, geradlinige Formensprache. Ergreifend: Farben, wie sie die Natur vorgibt. Z.B. Pflaumenblau, oder Blutorange. Für Sideboards, Kommoden und Schubkästen. Im Kontrast hierzu: helle, edle Hölzer. Für Regale und Tische. Ein zeitloses, harmonisches Konzept. Für die Sinne. Für den Wohn-, EB-, und Arbeitsbereich. Lassen Sie sich bei uns inspirieren.

INNENEINRICHTUNG
LINTORFER STR. 31
40878 RATINGEN
TEL. 0 21 02 / 2 70 37

**form
und
raum**

40 Jahre Eigenheimsiedlung „Solidarität“ in der Mörikestraße in Lintorf

„Man schrieb das Jahr ‘Eintausendneunhundertsebenundfünfzig’. Auf dem päpstlichen Thron glänzte die erhabene Gestalt Eugen Pacellis, des Papstes Pius XII. Den Erzbischöflichen Stuhl in Köln zierte der nimmermüde Josef Kardinal Frings, und als Pfarrer von Lintorf wirkte seit 22 Jahren Wilhelm Veiders, der einsichtsvolle und weise Dechant des Dekanates Ratingen.“

Mit diesen Worten beginnt die Urkunde über die Grundsteinlegung der Eigenheimsiedlung „Solidarität“, deren Abschrift die Siedler Weihnachten 1957 zusammen mit Fotos vom Bau der Siedlung Dechant Veiders zur Erinnerung überreichten. „9 Männer mit ihren Frauen und eine mutvolle Witwe mit ihren Söhnen (begannen) das schwere Werk des Hausbaues zur Überwindung ihrer drückenden Wohnverhältnisse“, heißt es weiter.

Wer waren diese zehn Familien, die sich zusammengefunden und für ihre Gemeinschaft den Namen „Solidarität“ gewählt hatten? Wo bauten sie ihre kleine Siedlung?



Das erste Haus (Familie Müller) ist richtfertig. Im Hintergrund Häuser an der Uhlandstraße und Matthias-Claudius-Straße/Tiefenbroicher Straße

Wer machte die verschiedenen Arbeiten?

Als Obmann hatten sich die Siedler Rektor i.R. Peter Bongartz ausgesucht. Die Planung der Häuser übernahm Johannes Thume, der selbst zur Siedlergemeinschaft gehörte (siehe Kasten). Die katholi-

sche Kirchengemeinde St. Anna hatte den Grund und Boden in Erbpacht zur Verfügung gestellt und somit wesentlich dazu beigetragen, das Siedlungsprojekt überhaupt zu verwirklichen. Der Angermunder Bauunternehmer Schwarze war für die Rohbauten der zehn Siedlungshäuser zuständig. Die Zimmerarbeiten führte der Lintorfer Schreiner- und Zimmermeister Hans Schlüter aus. Die Dachdecker- und Klempnerarbeiten waren dem Dachdeckermeister Sprenger aus Breitscheid übertragen worden. Den Innen- und Außenputz besorgten die Putzer Fohrn und Sduhn. Außerdem erbrachten die Siedler eine Eigenleistung für rund 4.000 Mark, wie es in der Urkunde heißt. Die Kosten für ein Siedlerhaus betragen insgesamt 31.000 Mark.

Das Ende der Mörikestraße lag 1957 noch recht verlassen in der Ratinger Siedlung. Genau genommen gab es auf der Mörikestraße bei Baubeginn überhaupt noch keine Häuser. An der Matthias-Claudius- und der Uhlandstraße, zwei Verbindungsstraßen zwischen Mörikestraße und Tiefenbroicher Straße, standen bereits ältere Häuser und natürlich auch auf der Tiefenbroicher Straße selbst. Nördlich der Siedlung, also in der heutigen Gottfried-Keller-Straße und ihren Nebenstraßen, gab es noch gar

Mitglieder der Siedlergemeinschaft „Solidarität“

- Werner Busch und Martha Busch, geb. Kienen (Kalkstraße 18)
Kinder: Lothar und Andrea
- Johannes Thume (†) und Agnes Thume, geb. Jasper (Kalkstraße 16)
Kinder: Christoph, Birgitt, Sabine*
- Walter Müller und Paula Müller, geb. Gedrong (Mörikestraße 46)
Kinder: Annemarie
- Willi Hillebrands (†) und Gertrud Hillebrands, geb. Rosendahl (Mörikestraße 44)
Kinder: Detlef, Ulrike
- Alfred Preuß und Marianne Preuß, geb. Hey (Mörikestraße 42)
Kinder: Hildegard, Alfred, Andreas*, Thomas*
- Hermann Giesen (†) und Margarete Giesen (†) geb. Lacks (Mörikestraße 40)
Kinder: Ursula, Werner
- Heinrich Kaiser und Maria Kaiser, geb. Fohrn (Mörikestraße 38)
Kinder: Ursula, Doris, Heinzjürgen, Gabi*, Hanswerner*, Heike*, Lydia*, Michael*
- Erwin Bittner (†) und Gertrude Bittner, geb. Müller (Mörikestraße 36)
Kinder: Barbara, Rosemarie
- Maria Zeletzki, geb. Soßalla, und Söhne (Mörikestraße 34)
Kinder: Joachim, Siegfried, Alfred, Klaus und zwei Töchter
- Hans Kemper (†) und Agnes Kemper (†), geb. Boese (Mörikestraße 34)
Kinder: ein Sohn und eine Tochter

* bereits in der Siedlung geboren



Richtfest am 5. Juni 1957



Die Siedlung von der Kalkstraße aus gesehen

nichts, nicht einmal die Straßen. Der Blick schweifte aus den Gärten der Siedlungshäuser ungehindert an Derichs und Wüst im Soestfeld vorbei bis zum Eichförschen. Auch die Siedlung in der Weidenstraße, einer Nebenstraße des Thunesweges, gab es noch nicht.

Doch zurück zum Bau der Siedlung in den Jahren 1956/57. Zu den Eigenleistungen der Siedler gehörten auch die Erdarbeiten, angefangen beim Ausschachten. Damals noch nicht mit dem Bagger, sondern mit Schaufel, Schubkarre und viel, viel Handarbeit. Mit den Ausschachtarbeiten war im Herbst 1956 an den beiden Häusern Kalkstraße 16 und 18 begonnen worden. Am 29. Januar 1957 begannen die Siedler den Keller des Hauses der Familie Preuß, Mörikestraße 42, auszu-

schachten. Marianne Preuß erinnert sich gut an diesen Tag, an dem ihr Vater, Wilhelm Hey, starb.

Die Häuser hatten eine Wohnfläche von knapp 100 Quadratmetern, auf zwei Etagen und zwei Wohnungen verteilt. Im Erdgeschoß gab es ein Elternschlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine kleine Küche, ein kleines Kinderzimmer und ein Bad. Ein zweites Kinderzimmer gab es in der ersten Etage. Dort lag auch die Einliegerwohnung. Sie hatte ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine Küche und ein kleines Bad. Je nach der Zahl der Familienmitglieder ist das zweite Kinderzimmer in der oberen Etage nicht selbst genutzt, sonder der Einliegerwohnung zugeordnet worden.

Da die Siedlungshäuser mit Landesmitteln gefördert worden wa-

ren, mußte die Einliegerwohnung geschaffen und wegen der damals herrschenden Wohnungsnot vermietet werden. Bei Familie Busch in der Kalkstraße wohnte anfangs das Ehepaar Willi Hüttenhoff. Bei Thume zog Familie Sander mit einer Tochter ein. Walter Müller hatte in der Einliegerwohnung seine Mutter untergebracht. Bei Familie Hillebrand wohnte das Ehepaar Jörg. Mir ist allerdings nur die Frau in Erinnerung geblieben, und zwar als Tante Ida.

In unserem Haus lebten wir als Drei-Generationen-Familie. Geplant war der Einzug aller vier Großeltern. Nach dem Tode des einen Großvaters noch während des Baues waren es immerhin noch drei. 1960 kam ich selbst hinzu; 1965 ein weiterer Bruder, so daß wir bis zum Beginn der siebziger Jahre mit neun Personen in dem Haus lebten.

Das Ehepaar Herbert Bogdon war bei Giesen, unseren Nachbarn, eingezogen. Bei Kaisers erhielt ein verheirateter Bruder Frau Kaisers mit seinem Kind die obere Wohnung. Auch bei Bittner zog ein junges Paar mit einem Kind ein. Frau Zeletzki lebte mit ihren Eltern zusammen. Bei Kemper schließlich wohnte das Ehepaar Alfred und Elisabeth Köwitsch.

Die Einliegerwohnungen werden heute längst selbst genutzt. Nur eine ist – wieder – an Fremde und nicht an Familienmitglieder vermietet. An vier der Siedlungshäuser (Busch, Preuß, Giesen und Zeletzki) wurde zwischenzeitlich angebaut, um den gewachsenen Ansprüchen gerecht zu werden. In neun Häusern leben noch die Bauherren selbst oder deren Nachkommen. Lediglich das Haus Mörikestraße 34 (Kemper) wurde nach dem Tode Hans und Agnes Kempers verkauft, da die Kinder bereits über Eigentum verfügten. Bei Busch, Hillebrands, Preuß und Giesen ist jeweils die Tochter mit Familie eingezogen. Bei Zeletzki lebt mittlerweile bereits ein Enkelkind der Bauherrin mit seiner Familie.

In den siebziger Jahren scheint die Mörikestraße, nicht nur die Siedlungshäuser, sondern auch die gegenüberliegenden, wenig später gebauten Häuser, auszusterben. Der Kinderlärm der sechziger Jahre hat sich verzogen, denn die Kin-



Ostern 1959 oder 1960: Hildegard und Alfred Preuß jun. beim Ostereiersuchen im Garten des Hauses Mörikestraße 42. Der Blick aus dem Garten reicht noch bis zum Eichförschten. Ganz links Haus Siloah

der sind erwachsen geworden oder kurz davor. Sie verlassen das Elternhaus, gehen in die Lehre, gehen zur Bundeswehr oder nehmen ein Studium in einer fremden Stadt auf. Es wird still in der Mörikestraße. Mit Beginn der achtziger Jahre kommen schließlich die ersten Kinder zurück, ziehen mit ihrem Ehepartner in das elterliche Haus ein. Enkelkinder der Gründergeneration werden geboren. Leben kehrt an das Ende der Mörikestraße zurück. Heute ist der Generationswechsel in der Siedlergemeinschaft „Solidarität“ vielfach vollzogen, denn mittlerweile sind schon

die ersten Enkel erwachsen und haben bereits die vierte Generation mit in die Mörikestraße (Zeletzki) gebracht.

So viel zu den historischen Fakten der „Solidarität“. Doch verbinde ich mit der Mörikestraße auch viele persönliche Erinnerungen. Ich habe dort selbst die ersten neunzehn Jahre meines Lebens verbracht und besuche – mittlerweile mit den eigenen Kindern – häufig deren Großeltern. Deshalb ist es nun an der Zeit, einige persönliche Erinnerungen aus den sechziger und frühen siebziger Jahren zu erzählen.

Vieles ist nur schwach in Erinnerung geblieben und mag im Rückblick auch viel schöner erscheinen, als es damals tatsächlich war. Es waren eben unsere „guten alten Zeiten“, also die „guten alten Zeiten“ der Kinder der Wirtschaftswunderzeit und der turbulenten sechziger Jahre. Ich kann mich kaum der Namen der vielen Kinder erinnern, mit denen ich spielen konnte, denn zu Beginn der sechziger Jahre waren am Anfang der Mörikestraße (rechte Straßenseite) fünf Häuser hinzugekommen. Auch hier zogen Familien mit Kindern ein. Mitte des Jahrzehnts kamen die beiden „Neubauten“ hinzu. Es waren zwei Mehrfamilienhäuser mit jeweils sechs Wohnungen. Die Zahl der Kinder in der Mörikestraße wuchs also weiter. Übrigens sind die Häuser immer der Neubau geblieben. Dies hat sich erst in den achtziger Jahren mit dem Generationswechsel in der Mörikestraße geändert.

Zurück zu den sechziger Jahren. Wir waren in der Siedlung so viele Kinder, daß wir ohne Mühe zwei vollständige Fußballmannschaften mit Auswechselspielern auf die Beine stellen konnten. Sehr zum Leidwesen der Familien Thume und Busch. Denn vor ihren Häusern war eine kleine Wiese angelegt worden, die uns als Bolzplatz diente. In den Sommermonaten hat der Rasen erheblich gelitten, falls überhaupt noch welcher vorhanden war. Und so mancher Ball landete in den Vorgärten. Aber es war die Zeit der großen Fußballspiele, an die sich heute noch viele erinnern. Sei es das Weltmeisterschaftsendspiel gegen England im Wembleystadion oder die Zitterpartie gegen Italien 1970 bei der Weltmeisterschaft in Mexiko.

Gleich am Ende der Mörikestraße begann und beginnt immer noch der Wald Richtung Angermund, den wir durchstreiften, so oft wir konnten. Hier spielten wir Räuber und Gendarm, kletterten die Bäume hinauf und wieder herunter, bauten in dem Bach, der am Waldrand fließt, Staudämme und kamen so manchemal völlig durchnäßt nach Hause. Erst heute als Familienvater kann ich mir vorstellen, welche Schmutzwäsche wir unseren Müttern tagtäglich abgeliefert haben müssen. Dabei hatten wir anfangs noch gar keine automati-



Sommer 1962: Nun sind auch an der Gottfried-Keller-Straße neue Häuser entstanden und bereits bezogen. Hildegard, Andreas und Alfred Preuß sowie Nachbarsjunge Wolfgang Giesen beim Spiel im Garten, der noch vornehmlich für den Anbau von Obst und Gemüse genutzt wird

sche Waschmaschine. Vielmehr befand sich im Keller noch ein steinerne Bottich, in dem die Wäsche gekocht wurde. Im Keller stand auch ein großer Herd, der noch mit Kohle geheizt wurde. Heut würde er wohl nicht mehr als Sperrgut am Straßenrand enden. Aber damals wurde er durch einen modernen Elektroherd ersetzt. Übrigens bekamen wir irgendwann in den frühen sechziger Jahren auch unser erstes Auto. Es war, wenn ich mich recht erinnere, ein schwarzer VW-Käfer. Die Garage dazu wurde erst später gebaut.

Dann kam auch der erste Fernsehapparat ins Wohnzimmer. Ich weiß nicht, wieviel wir fernsehen durften. Jedenfalls haben wir oft Zeichentrickfilme mit einem kleinen Maulwurf in der Hauptrolle gesehen. Es muß 1967 gewesen sein, als die ersten Farbfilme gezeigt wurden. Der Maulwurfilm war eine Test-

sendung. Natürlich hatten wir nur einen Schwarzweißfernseher. Erst rund dreißig Jahre später habe ich den Maulwurf dann in Farbe gesehen, zusammen mit den eigenen Kindern in der Sendung mit der Maus.

Übrigens war es durch den Wald, der an unsere Siedlung grenzt, nur ein kurzer Weg zum Angermunder Sportplatz. So manchen Sonntagmorgen bin ich in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren mit meinem Vater dorthin gegangen, um die Angermunder Handballer zu unterstützen. Damals spielten sie noch draußen auf dem Sportplatz. Ich kann mich jedoch nur noch an den Namen eines einzigen Spielers – Willi Klapdor – erinnern.

Viele werden sich fragen, warum wir bei den für heutige Verhältnisse recht großen Gärten (gut 800 Quadratmeter) überhaupt so viel auf der

Straße gespielt haben. Der entscheidende Grund war sicher, daß es sich im Wald und auf den zahlreichen Baustellen in der Ratinger Siedlung viel, sehr viel besser spielen ließ als im Garten. Hinzu kam aber, daß die Gärten zumindest in der Siedlergemeinschaft „Solidarität“ zum weitaus größten Teil für den Anbau von Kartoffeln und Möhren, Bohnen und Erbsen, Erdbeeren und Rhabarber genutzt wurden. Der ganze Garten war umrahmt von Obstbäumen der verschiedensten Sorten: Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Pfirsiche. Da war kein Platz mehr für eine Horde Kinder. Aber im Sommer und Herbst, wenn das Obst reif wurde, dann machte es Spaß in den Bäumen herumzuklettern und beim Ernten zu helfen. So manche Kirsche oder Pflaume fand nicht den Weg in den Korb.

Dr. Andreas Preuß

Sauer macht doch lustig

Schon die alten Griechen nahmen ihn als Arznei: Essig, seit je begehrt bei kleinen Wehwehchen, als Keimtöter und um Wunden zu desinfizieren. In der Volkshelkunde gilt Essig als Jungbrunnen und magisches Elixier, das unsere Vorfahren zur Abwehr von Krankheiten einsetzten, zum Beispiel bei Erkältungen und Atembeschwerden. Essig kräftigt und heilt - das steht felsenfest. Dahinter verbirgt sich die schlichte Tatsache, daß in ihm eine Fülle verschiedener Inhaltstoffe stecken. So gehören zu den wesentlichen Bestandteilen von Essig neben der Essigsäure vor allem organische Säuren, Mineralstoffe, Eiweiß, Kohlenhydrate und Vitamine.

Ein Apfel am Tag hält den Arzt fern - wissen nicht nur die Engländer zu berichten.

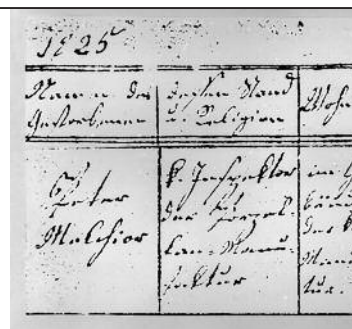
So ist es nicht verwunderlich, daß neuesten medizinischen Erkenntnissen zufolge Apfelessig

den aus anderen Früchten oder den aus Getreiden gewonnenen Essigen noch überlegen ist. Apfelessig enthält fast alle Inhaltstoffe des Apfels in konzentrierter Form. Über 30 für den Körper wichtige Nährstoffe, ein Dutzend Mineralien, die Vitamine C und D Pro-Vitamin Beta-Carotin sowie essentielle Aminosäuren und Enzyme.

In Apfelessig steckt außerdem eine recht große Dosis Pektin. Dieser Ballaststoff hilft nicht nur beim Abnehmen, sondern senkt auch den Cholesterinspiegel, bringt die Verdauung auf Trab, wirkt keimtötend und antibakteriell, kurbelt den Stoffwechsel an.

Hensel


Apfelessig bio-naturtrüb
Mit Vitamin-C-reichem Acerolasaft



Buchtip:

Apfelessig
Margot Hellmiß, 9,80 DM

Tips, Empfehlungen und Hausrezepte erfahren Sie bei uns



**Lintorfer
Reformhaus**

Speestr. 6 · 40885 Ratingen (Lintorf)
Tel. 0 21 02/3 23 32

Reformhaus

Treffpunkt gesundes Leben



„Gott loben, das ist unser Amt“

40 Jahre Bläserchor der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund

Man kann es kaum glauben, aber es ist so!

Der Chor, den ich selbst gründete, besteht am 15. 10. 1997 bereits 40 Jahre. 1955 kamen meine Braut Christa und ich aus Dresden nach Lintorf, wo wir jeder ein Zimmer und Arbeit fanden. Ich suchte und fand Freunde im CVJM, der vom Rektor und späteren Schulrat Friedrich Wagner geleitet wurde. Ich fühlte mich in diesem Kreis sehr wohl, und Herr Wagner wollte mich zu einem seiner Mitarbeiter machen. Da ich jedoch die CVJM-Arbeit zu wenig kannte, ich kam ja aus der jungen Gemeinde der „Ostzone“, erklärte ich ihm meinen stillen Wunsch, hier in Lintorf einen Posaunenchor zu gründen.

Alleine konnte ich das ja nicht, da mir zu den zwei eigenen Instrumenten, einer Zugposaune und einem Waldhorn, noch zwei Trompeten fehlten.

Herr Wagner, der zu dieser Zeit Kirchmeister war, war begeistert von dieser Idee, und schon nach dem Gottesdienst des kommenden Sonntags gab er mir grünes

Licht zum Kauf von zwei Trompeten. Zwei junge Männer fand ich auch noch, und so fingen wir zu viert an zu lernen und zu üben.

Gemeindehaus und Gemeindezentrum gab es noch nicht, und so übten wir im Friedrichskothlen, dem alten Kindergarten am Markt. Christa, inzwischen meine Frau, spielte Baß, Franz Schnurbusch Tenor, Klaus Ladewig 2. Trompete und ich 1. Trompete.

Mit der Zeit kamen noch einige Bläser hinzu, und so wuchs der Chor langsam auf 12-18, ja zeitweise bis auf 30 Bläser an. Nun ist es ja so, daß den meisten interessierten Mädchen und Jungen erst die Technik des Blasens gelehrt werden muß, und so habe ich fast die ganzen 40 Jahre hindurch Schüler gehabt, die das Blasen unentgeltlich lernten. Ich habe sie immer einzeln ausgebildet, so daß ich oft schon um 18 Uhr zur Stelle sein mußte, obwohl die eigentliche Chorprobe immer donnerstags um 19.30 Uhr begann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich etwa 150 Anfänger hatte. Man fragt sich, wo die alle geblieben

sind, da unser Bläserchor z.Zt. nur 18 Mitglieder hat.

Da kann ich nur sagen, daß wohl jeder Chorleiter diese Erfahrung machen muß. Die einen gehen zur Bundeswehr oder ziehen weg, studieren irgendwo, oder haben keine Lust mehr usw.

Da ist man dann dankbar und zufrieden, wenn man immer so besetzt ist, daß man „blasfähig“ ist.

Was hält uns überhaupt zusammen und was tun wir so das Jahr über?

Man könnte da einiges aufzählen.

Da ist einmal die Liebe zur Musik, deren Inhalt wir uns gemeinsam erarbeiten und zur Aufführung bringen. Es ist in erster Linie alte und neue Kirchenmusik, aber wir spielen auch Volksmusik, Gospel, oder auch gern mal einen zackigen Marsch.

Zum anderen pflegen wir eine gute Chorgemeinschaft. Wir feiern unsere Feste zusammen, und jeder fühlt sich bald wie in einer großen Familie.

Nicht zuletzt jedoch hält uns das gemeinsame Blasen zum Lobe Gottes zusammen. Denn dessen ist sich jeder Bläser bewußt, daß der Dienst mit dem Instrument in erster Linie der Verkündung des Wortes Gottes dient. Nur aus diesem Grunde hat der Chor manche Tiefen in den 40 Jahren überwinden können. Besonders in den ersten Jahren seines Bestehens.

Einmal in der Woche ist Übungsstunde, einmal im Monat blasen wir entweder in Lintorf oder in Angermund zum Gottesdienst. Sehr oft bringen wir bei älteren Gemeindegliedern Geburtstagsständchen, und zwar zum 80., 85. und 90. Geburtstag, und ab 90 dann jedes Jahr. Oft haben wir schon zum 100. Geburtstag geblasen. Allein zu Geburtstagen blasen wir im Jahr 50-80 mal.

Wir spielen zum Volkstrauertag oder zur Weihnachtsfeier der Roll-



Die ersten vier Bläser des am 15. Oktober 1957 gegründeten Bläserchores Lintorf-Angermund: Hermann Wagner, Klaus-Dieter Ladewig, Franz Schnurbusch und Christa Wagner



Der Bläserchor nach einer Posaunenfeierstunde im alten Gemeindehaus an der Krumpfenwegger Straße. Von links: Hermann Wagner, Hans Doyen, Eckart Wagner, Klaus-Dieter Ladewig, Ernst-Ludwig Frick, Pisowatzki, Friedhelm van Lohuizen, Volker Kettler, Luise Debus, Lambert Hensen, Helmut Siepman und Christa Wagner

stuhlfahrer, zu manchen Hochzeiten, Beerdigungen oder Jubiläen.

Wir blasen bei Martinszügen, am Ostermorgen und seit einigen Jahren zur Fronleichnamsmesse und -prozession der Katholischen Pfarrgemeinden. Wir spielen einige Male im Jahr bei der Herrnhuter Brüdergemeinde in Düsseldorf, der meine Frau und ich angehören, und alle zwei Jahre fahren wir zum großen Bläsertreffen dieser evangelischen Freikirche, wo wir dann mit ca. 200-250 Bläsern zusammenkommen. So waren wir vor zwei Jahren in Christiansfeld (Dänemark), zweimal in der ehemaligen DDR, in Berlin, Königsfeld, im Schwarzwald, Neuwied, Bad Boll, Zeist (Holland) und einmal war dieser große Bläserfest auch in Lintorf. Das war Pfingsten 1983.

Wie ich anfangs schrieb, kamen wir aus Dresden. Dort lernte ich das Blasen in einem Posaunenchor. Dieser Dresdner Chor ist seit vielen Jahren unser Partnerchor, den wir auch vor der Wende unter großen Schwierigkeiten mehrmals besuchten. Man durfte ja nicht als Gruppe einreisen, Druckmaterial (Noten) durften nicht im Gepäck sein. Einmal wurde jemand erwischt, doch in dem Notenbuch, welches der Grenzer zur Überprüfung mitnahm, stand u.a. auch die russische Nationalhymne. Das war dann die Rettung und wir durften weiterfahren. Nach der Wende besuchte uns dann endlich auch der Partnerchor in Lintorf, und nun

treffen wir uns alle zwei Jahre hier oder in Dresden oder an einem Ort zwischen unseren beiden Städten. Vor zwei Jahren waren wir im Harz.

Der Dresdner Chor wird auch zu unserer Feier im Oktober unser Gast sein. Es haben sich schon 40 Personen angemeldet.

Es gäbe noch viel zu berichten,

doch ich will an dieser Stelle abbrechen.

Wenn wir in diesem Jahr unser 40-jähriges Bestehen feiern, können wir nur dankbar zurückblicken und Gott bitten, daß er uns noch viele Jahre des fröhlichen Zusammenblasens zu seiner Ehre und zu unserer Freude schenken möge.

Hermann Wagner



Gruppenbild der heutigen Chormitglieder, aufgenommen in der evangelischen Kirche in Lintorf am 16. März 1997.

Vordere Reihe von links: Katrin Wagner, Heidi Becker, Marie Helene Löhr, Arne Müller, Hermann Wagner, Bernd Löhr, Deborah Ehrhrt, Heinz Ehrhrt, Friedhelm van Lohuizen
Hintere Reihe von links: Heinrich Bakus, Gabriele Werntges, Siegfried Zschau, Karin Ehrhrt, Swantje Plath-Schroer, Stefan Knecht und Christa Wagner

Offen sein für Neues

25 Jahre Kopernikus-Gymnasium in Lintorf

Das Kopernikus-Gymnasium ist mit Beginn des neuen Schuljahres (1997/98) 25 Jahre alt geworden. Im Vergleich zu anderen Geschichtsdaten ist das kein langer Zeitraum. Für viele Bürgerinnen und Bürger aus unserer Stadt ist die Schule im Stadtteil Lintorf aber eine wichtige Einrichtung, ob sie Eltern, Schüler oder Lehrer sind. Mehr als zehntausend junge Menschen haben inzwischen an dieser Schule ihr Abitur bestanden. Sie haben somit eine wichtige Grundlage für den zukünftigen Beruf oder das Studium erworben.

I. Anfänge

Am 30.7. 1968 faßte die Gemeindevertretung in Lintorf den Beschluß über die Errichtung eines Gymnasiums. Entsprechend wurde am 27.1. 1969 auch der Antrag an das Schulkollegium in Düsseldorf gestellt ¹⁾.

Das Kopernikus-Gymnasium war zunächst das Gymnasium für das alte Amt Angerland. Somit lag es als Schule im Schulzentrum Lintorf fast genau in der Mitte des Gemeindeverbandes zwischen Angermund und Wittlaer auf der einen Seite bzw. Hösel und Breitscheid auf der anderen Seite. Heute, nach der Neugliederung, ist es eines von vier Gymnasien der Stadt Ratingen und wird vor allem von den Schülern aus Lintorf, Breitscheid und Hösel besucht. Aber auch aus Angermund, inzwischen ein Stadtteil von Düsseldorf, und anderen Nachbargemeinden kommen Jungen und Mädchen in diese Schule.

Das *Gymnasium Angerland* - wie die Schule am Anfang hieß - hat sich schon bald den Namen *Kopernikus* gegeben. Damit sollte vor allem der Zusammenhang des neusprachlichen Gymnasiums mit einem mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig deutlich gemacht werden. Nikolaus Kopernikus (1473 - 1543) - der Namenspatron - steht aber auch für das „neue Weltbild“, für die Bereitschaft umzudenken, wenn „alte Muster“ sich als nicht mehr tragfähig erweisen. Der Name

zeigt somit die Bereitschaft und die Verpflichtung, sich Neuem gegenüber zu öffnen und im Unterricht bzw. im Leben der Schule deutlich werden zu lassen.

Die rege Diskussion um den Namen der Schule wird in einer Tageszeitung vom 4.10. 1973 ausführlich beschrieben:

„Kopernikus-Gymnasium Angerland in Lintorf - so wurde auf der letzten Amtsvertreter-Sitzung das neusprachliche Gymnasium mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Zweig benannt. Während sich CDU und FDP für Kopernikus entschieden, enthielten sich die sieben SPD-Vertreter der Stimme. Die SPD hatte zuvor den Antrag gestellt, die Angelegenheit an den Schul- und Kulturausschuß zu verweisen. Sie SPD erklärte, da die Schulkonzeption im Schulzentrum auf eine Gesamtschule hin ausgerichtet sei, gehe es nicht an, daß das Gymnasium einen eigenen Namen erhalte.

CDU-Fraktionssprecher Graf von Spee hatte in der Diskussion darauf hingewiesen, daß sich Lehrerkollegium sowie Schul- und Klassenpflegschaften einstimmig für Kopernikus-Gymnasium entschieden hätten. Damit sei die Wahl auf einen der größten Geister der Menschheitsgeschichte gefallen, dessen wissenschaftliches, kulturelles, politisches und humanes Wirken richtungsweisende Bedeutung erlangt und internationale Anerkennung gefunden habe.

Nikolaus Kopernikus wurde vor 500 Jahren geboren, er war ein Genie auf dem astronomischen Sektor. Seit Aristoteles hat man geglaubt, die Erde sei der Mittelpunkt des Weltalls. Kopernikus errechnete, daß die Sonne im Mittelpunkt unseres Systems steht, er schaffte damit Grundlagen für die neuzeitliche Astronomie, auf deren grundlegenden Erkenntnissen selbst die heutige Weltraum-Forschung noch fußt.“ ²⁾

Die große Bedeutung des Schulpatrons liegt zweifellos in der Entdeckung des neuen Weltbildes.

Darüber hinaus kann Nikolaus Kopernikus aber auch in seinen anderen beruflichen Aktivitäten als Vorbild gelten, hier war er seinen Zeitgenossen weit mehr bekannt als mit seinen astronomischen Forschungen: Als Beamter, Administrator und Kanzler des ermländischen Bischofs mußte er immer wieder in den unruhigen Zeiten aufbauen helfen, was andere zerstört hatten. Es waren aber nicht nur die äußeren Zerstörungen an Häusern, Kirchen, Äckern und Gärten als Folge häufiger kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Ritterorden (Ordensstaat) und dem Königreich Polen. Schwerwiegender zählten oftmals die inneren Verletzungen an den Menschen, die ohne Hab und Gut dastanden, deren Angehörige und Nachbarn getötet wurden. Nikolaus Kopernikus war daher bei seinen Landsleuten vor

1. vgl. Siegfried Hoymann: Schulzentrum Lintorf: In den 70er Jahren die größte Baustelle im ganzen Angerland; in: Festschrift Kopernikus-Gymnasium Ratingen-Lintorf - 1972-1997, Ratingen 1997, S. 29 ff

2. Rheinische Post vom 4.10. 1973



Grab des Nikolaus Kopernikus in der Kathedrale der Deutschordensburg Frauenburg im Ermland (Ostpreußen)

allem durch seine ärztliche Tätigkeit, durch seine sozialen Hilfeleistungen und die umsichtige Verwaltungstätigkeit bekannt und anerkannt.

Ein weiteres Faktum aus seinem Lebenslauf, das heute gerne übersehen wird, sollte nicht unerwähnt bleiben. Nikolaus Kopernikus wird oftmals als Rebell gesehen, der die kopernikanische Wende herbeigeführt hat. Aber dieser selbe Kopernikus, der den Weg zur modernen Wissenschaft eröffnete, hat auch aus einem sehr tiefen Glauben heraus gelebt und gehandelt. Für den Domherrn an der Kathedrale in Frauenburg war die Welt der Erkenntnis und die Welt des Glaubens eine selbstverständliche Einheit. Das, was er in seiner täglichen Praxis umsetzte und was er wissenschaftlich erforschte, nahm er nachweislich täglich mit in sein Stundengebet. Ein Hinweis auf seine Glaubenshaltung ist auch sein Siegel, das er führte. Es zeigt Helios-Apollo mit der Lyra, der bei den alten Griechen als allegorisches Zeichen für die Sonne, in der christlichen Urkirche als Vorbild für Christusdarstellungen diente. Das Siegel ist demnach ein Christus-Symbol. Christus, das Licht der Welt, die Sonne der Gerechtigkeit, wie es auch in einem altertümlichen Chorgebet nachzulesen ist. Möglicherweise wollte Kopernikus mit diesem Siegel zum Ausdruck bringen, daß er eine Brücke von der Antike in seine Zeit des 15./16. Jahrhunderts schlagen wollte. Ein Namenspatron, der demnach durch sein vielseitiges Leben auch eine Brücke in die heutige Zeit schlägt.

Das Kopernikus-Gymnasium begann seinen Unterrichtsbetrieb am 7.8. 1972 nicht im Schulzentrum an der Duisburger Straße - am 12. 6 1972 war hier erst der Baubeginn des 1. Bauabschnitts-, sondern in Pavillonklassen an der Jahnstraße, direkt neben den Sportplätzen. Der erste Schulleiter des Kopernikus-Gymnasiums, Oberstudiendirektor Bernhard Fluck, berichtet höchst anschaulich über den Anfang:

„Als neugewählter Schulleiter ...war natürlich mein erster Wunsch, die Stätte meines zukünftigen Wirkens kennenzulernen.

Mein Erstaunen war groß, als ich mit dem Schulleiter, Herrn Hoymann, vor den großen Ferien 1972 das Gelände in der Jahnstraße....besichtigte.... Vor meinen Augen erstreckte sich ein schönes, großräumiges Feld, mit Sommerblumen und Kräutern jeglicher Art - nett anzuschauen.

Auf meine vorsichtige Frage, ob es denn gelänge, in den Ferien alles so herzurichten, daß die Schulaufnahme von 109 Sextanern pünktlich am 7. August 1972 stattfinden könne, sagte Herr Hoymann mit Überzeugung: 'Das regeln wir alles'. Mit diesem Trostwort fuhr ich dann erst einmal nach Italien und überließ meine Sorgen dem Amt Angerland.

Eine Woche vor Schulbeginn ging ich wiederum zur Jahnstraße und erlebte eine Überraschung. Das Feld hatte sich in eine schmucke Schulpavillonlandschaft verwandelt mit einem langgestreckten Klassentrakt mit zehn Räumen und einem angesetzten Winkel, in dem sich ein Fachraum, das Lehrerzimmer, das Direktorenzimmer und das Sekretariat befanden. Vor dem Gebäude lag ein großer gepflegter Schulhof, bestens eingezäunt, und dahinter ein schönes Wiesengelände. Als Schulleiter war ich zunächst beruhigt, die Infrastruktur war geschaffen, und es konnte am 7. August 1972 losgehen.³⁾

Das Schulhaus stand. Aber die Versorgung der neuen Schüler mit



Bernhard Fluck, der erste Schulleiter des Kopernikus-Gymnasiums

Fachlehrern war noch nicht gesichert. Zwar hatte das Schulkollegium beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf Herrn Klaus Hollerbach (mit den Fächern Englisch und Deutsch) und Herrn Jochen Nolden (als Kunsterzieher) nach Lintorf versetzt. Außerdem wurde Herr Georg Lurweg (mit den Fächern Mathematik und Physik) für einige Stunden von der Theodor-Heuss-Schule in Ratingen nach Lintorf abgeordnet. Es fehlten aber die Fachlehrer für Religion, Erdkunde, Biologie, Musik und Sport. Außerdem war das Problem zu lösen, mit zwei hauptamtlichen Lehrern drei Anfangsklassen mit Klassenlehrern zu versehen. Die Lehrerzuweisung sei abgeschlossen, hatte Düsseldorf dem Schulleiter mitgeteilt, er solle sich selber helfen. Im Bericht des Schulleiters liest sich das so: *„Mit aller Kraft versuchte ich nun, die fehlenden Lücken zu schließen. Bald hatte ich weitere wichtige Fachkräfte gewonnen: Frau Windeck aus Angermund für die Fächer katholische Religion und Musik, Herrn Odenthal von der Realschule Lintorf mit einigen Stunden Sport, einen Tierarzt für Biologie und den evangelischen Pastor von Lintorf - Pfarrer Wilfried Bever - für evangelische Religion. Erdkunde mußte fachfremd erteilt werden.“⁴⁾*

Ein planmäßiger Unterricht konnte beginnen: *„Als der erste Schultag herannahte, strahlte die Sonne, und 109 sommerlich gekleidete Kinder mit ihren Eltern tummelten sich auf dem neuen Schulhof. Die Klasseneinteilung wurde von der Eingangstreppe aus vorgenommen, und bald war das Schulhaus von buntem Leben erfüllt.“⁵⁾*

In den nächsten Jahren warb die Schule mit einer Plakataktion in ganz Deutschland um neue Lehrer: *„Junges Lehrerteam sucht Kollegen, die eine Schule mitgestalten wollen“*, hieß es auf dem grell-roten Plakat. Und weiter wurde mit dem Angerland geworben: *„...die grüne Lunge zwischen den*

3. Bernhard Fluck: Impressionen einer Schulgründung. Entstehung des Kopernikus-Gymnasiums Ratingen-Lintorf; in: Festschrift, ebd. S. 19

4. ebd. S. 19

5. ebd. S. 20

Großstädten an Rhein und Ruhr gehört zu den begehrtesten Wohngebieten des Raumes Düsseldorf....Mit Ihrem PKW erreichen Sie Düsseldorf in ca. 15 Min., Essen in ca. 20 Min., Duisburg in ca. 20 Min, Köln in ca. 30 Min.⁷⁶⁾

Aus dieser Aufbauphase gäbe es vieles zu berichten, weil die Pavillonschule trotz ihrer Vorläufigkeit einen besonderen Reiz auf Lehrer und Schüler ausübte⁷⁷⁾. Ab 1973 wurde das Schulzentrum schrittweise fertiggestellt, so daß zunächst die Hauptschule, dann die Realschule und schließlich das Gymnasium einziehen konnten. Das war in den Jahren 1973 bis 1975. Kaum hatten die Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums in ihrem neuen Haus die Plätze eingenommen, wurde es zu eng. Ein zweiter Bauabschnitt war inzwischen schon genehmigt worden. Aber bis zur Fertigstellung mußten rund 300 Schüler für ein Jahr lang nochmals die Jahnstraße beleben. Die Zeit der Pavillons war auch danach nicht vorbei. Denn 1978 reichte der Platz im Schulzentrum erneut nicht aus. Also wurden in der Nachbarschaft zu den Turnhallen erneut sechs Pavillonklassen errichtet und der 3. Bauabschnitt konzipiert, in den vor einiger Zeit die Heinrich-Schmitz-Schule Einzug gehalten hat. Vom ersten Spatenstich im Juni 1972 bis zur Übergabe des Erweiterungsbaus im August 1981 waren 9 Jahre vergangen. Eine aufregende Zeit des äußeren und inneren Aufbaus eines Gymnasiums hatte seinen vorläufigen Abschluß gefunden.

1974 waren zusätzlich zu den Klassen in der Unter- und Mittelstufe zwei Klassen in der Jahrgangsstufe 11 (Oberstufe) eingerichtet worden. Der Schulleiter schreibt dazu: „Besonders die Eröffnung der Oberstufe war eine Zitterpartie. Wir hatten vierzig Schülerinnen und Schülern und ihren Eltern die Hoffnung auf die Schulaufnahme gemacht. Obwohl wir den Antrag an die Behörde rechtzeitig gestellt hatten, kam die Genehmigung erst wenige Tage vor Schuljahrsbeginn. Die Anrufe besorgter Eltern, denen ich keine abschließende Auskunft geben konnte, verursachten bei mir manche schlaflose Nacht. Doch endlich war es geschafft.“⁷⁸⁾

Die Einrichtung der neuen Ober-



Der 3. Bauabschnitt des Kopernikus-Gymnasiums mit dem Modell des kopernikanischen Weltbildes. Jetzt ist in diesem Gebäude die Heinrich-Schmitz-Grundschule untergebracht

stufe hatte auch einen schulpolitischen Hintergrund, der eng mit dem Bau und der Planung des Schulzentrums zusammenhing. Der damalige Schulleiter kommt somit zu einer abschließenden Bewertung: „Damit haben wir verhindert, daß, wie manche Schulpolitiker damals planten, das Lintorfer Gymnasium zu einem Mittelstufenzentrum umgewandelt wurde.“⁷⁹⁾

Die Schülerinnen und Schüler des neu eingerichteten 11. Jahrgangs haben 1977 - vor 20 Jahren - als erste ihr Abitur bestanden. Das war ein guter Grund, im Jubiläumsjahr ihrer Schule ebenfalls ihr „Zwanzigjähriges“ zu feiern.

II. Aktivitäten

Das Kopernikus-Gymnasium hat in den 25 Jahren seines Bestehens in vielen Bereichen Aktivitäten entwickelt, die über den alltäglichen Unterricht hinausgehen. Einige Beispiele seien hier genannt:

■ **Die Partnerschaften mit Schulen in Frankreich, in USA und in Moskau:** Seit mehr als 10 Jahren werden zahlreiche Kontakte gepflegt. Die Kopernikaner fahren zu den Partnerschulen. Die Gäste kommen nach Lintorf, um hier am Schul- und Familienleben teilzunehmen. Zahlreiche Freundschaften sind so schon entstanden.

■ **Die Theaterarbeit,** die sich schon mehrfach erfolgreich dar-

stellen konnte: Schon früh in der jungen Geschichte der Schule haben sich Schülerinnen und Schüler unter der Anleitung von fachkundigen Lehrern und Eltern zusammengetan und für die Schulgemeinde oder für die größere Öffentlichkeit mit viel Erfolg Theater gespielt. Das heutige „Experimentiertheater“ versteht sich auch als Teil der Stadtteilkultur in unserer Stadt.

■ **Die Literaturlesungen,** die regelmäßig in der Schule stattfinden: Bisher haben eine Reihe namhafter Schriftsteller und Autoren den Kontakt mit den Schülerinnen und Schülern des Kopernikus-Gymnasiums gesucht; so Reiner Kunze, Willi Fährmann, Wolfgang Lohmeyer, Josef Reding u.a. Aus dem Wunsch heraus, Schülern Literatur näher zu bringen, entstand auch eine enge Zusammenarbeit mit der Stadtbücherei Ratingen in dem Projekt „Öffentliche Bibliothek und Schule - Neue Formen der Partnerschaft“, das von der Bertelsmannstiftung gefördert wird und an dem fünf Städte in der

6. Das Plakat ist in der Festschrift abgedruckt, S. 39

7. vgl. Hans Müskens: Es war einmal - Das Märchen von der Jahnstraße; in: Festschrift, ebd. S. 38 ff

8. B. Fluck, ebd. S. 21

9. ebd. S. 22

Bundesrepublik teilnehmen. Zahlreiche gemeinsame Aktionen haben sich inzwischen ergeben.

■ **Lintorfer Literatur-Lese:** Die Herausgabe eines Literaturheftes ist ein weiterer Weg, Autoren und ihre Werke den Schülerinnen und Schülern nahezubringen. Drei Hefte haben inzwischen ihre Leser gefunden¹⁰. Weitere Ausgaben sind für die nächste Zeit in Vorbereitung.

■ **Das Schulorchester, der Schulchor, die Jazz-Band und die Jazz-Tanz-Gruppe:** Orchester und Chor begleiten die Schule vom ersten Tag an und haben in den 25 Jahren markante Punkte im Schulleben gesetzt. Wenn einmal im Jahr die „Musiker“, die „Tänzer“ und die „Theaterleute“ zur Freizeit einladen, dann lassen sich viele Schülerinnen und Schüler von diesem „Intensivtraining“ anstecken und fahren in großer Zahl mit.

■ **Die Religiöse Freizeit:** Einen hohen Stellenwert haben für den 10. Jahrgang die „Besinnungstage“- in der Regel in der Jugendbildungsstätte Altenberg. Es geht darum, außerhalb des Schulbetriebs über den „Sinn des Lebens“ nachzudenken, in der Meditation, im Gespräch etwas über sich selbst und den anderen zu erfahren. In gezielt vorbereiteten Gottesdiensten werden mehrmals im Jahr wichtige Fragestellungen der Schülerinnen und Schüler aufgegriffen oder Persönlichkeiten vorgestellt, die aus ihrer christlichen Überzeugung gelebt haben und so Leitbild für heute sein können.

■ **Der „Charity Walk“:** Schon mehrfach hat sich die Schulgemeinde auf den Weg gemacht, um für einen „guten Zweck“ zu wandern. Große Summen wurden so erzielt, um Kindern in ihrer persönlichen Notlage ein wenig zu helfen. Während des Jubiläums konnten zwei Schecks über DM 28.000,— bzw. DM 20.000,— an die Vertreter der Kinderkrebsklinik in Düsseldorf und das Kinderdorf Oberhausen überreicht werden.

■ **Der Sport:** Einzelne Schüler

und Mannschaften der Schule kamen in der Vergangenheit immer wieder zu erfreulichen Ergebnissen auch auf der Stadt- und Kreisebene. Die Skifreizeit gehört seit Jahren zum festen Bestand des Schulprogramms .

■ **Technologie:** Die Schule wäre nicht ein „Kopernikus“-Gymnasium, wenn sie sich nicht schon früh der neuen Technologie geöffnet hätte. Der Bereich der Informatik wird seit Jahren ausgebaut. Dabei spielt der „Rechner“ nicht nur eine fachspezifische Rolle, sondern hat in manchen unterrichtlichen - und außerunterrichtlichen Aktivitäten seine Bedeutung für unsere Zeit bestätigt .

■ **Wettbewerbe:** Schon häufiger haben Schülerinnen und Schüler oder ganze Klassen bzw. Kurse an Wettbewerben unterschiedlichster Art teilgenommen und dabei auf örtlicher oder überörtlicher Ebene Preise gewonnen.

Die Liste der Beispiele ließe sich fortsetzen. Vor allem sind es oftmals kleinere, „alltägliche“ Aktionen, die das Schulleben bereichern.

III. Feiertage

Es gibt genug Grund zu feiern, wenn eine Schule 25 Jahre alt wird. Das Kopernikus-Gymnasium hat das in den letzten Monaten auf unterschiedliche Weise getan.

1. **Der Sonderzug:** Die Feiern zum 25jährigen Schuljubiläum begannen bereits vor den großen Ferien. Am 27. Juni ging nämlich die ganze Schule auf große Reise. Ein Sonderzug fuhr alle Schüler und Lehrer morgens vom Bahnhof Hösel aus in die Eifel. Zielpunkte waren z.B. Gerolstein, Kommern oder Mechernich. Jede Klasse hatte ein eigenes Programm entwickelt, um es nach der Ankunft am gewählten Zielbahnhof in den nächsten Stunden zu verwirklichen. Erdkundliche, geschichtliche, biologische oder literarische Aspekte bildeten Schwerpunkte bei den Wanderungen. Die Schule hatte bereits vor 10 Jahren eine ähnliche Fahrt an den Rhein organisiert. Der Sonderzug war damals der letzte Personenzug, der vom Lintorfer Bahnhof abgefertigt wurde.



Geburtshaus des Nikolaus Kopernikus in Thorn

2. **Die Projektwoche:** In der Zeit vom 1. bis 5. September war eine Projektwoche, bei der Schülerinnen und Schüler unter dem Thema „Leben mit Kopernikus“ unabhängig vom laufenden Unterrichtsstoff ihre Ideen einbringen konnten. Das Thema verstand sich doppeldeutig. So beschäftigten sich einige Projektgruppen mit dem Namenspatron und seinem „Weltbild“. Andere Projekte sahen mehr die Kopernikus-Schule mit ihren alltäglichen oder auch außergewöhnlichen Bezügen. Die Palette dieser Projektgruppen reichte von „Mode“ über „Selbstverteidigung“, „Musical“ und Spezialitätenrestaurants bis hin zum Surfen im Internet, wobei z.B. Kontakte zu Thorn, der Geburtsstadt von Nikolaus Kopernikus geschlossen wurden. Auch der Verschönerung der Schule waren einige Projekte gewidmet, die damit an eine langjährige Tradition anknüpften, wofür es zahlreiche Zeugnisse im ganzen Haus gibt.

3. **Die Präsentation:** Die Ergebnisse der Projektarbeiten wurden am Freitag, dem 5. September, in der Schule vorgestellt. Viele Eltern

10. Folgende Hefte der Reihe Lintorfer Literatur-Lese sind inzwischen erschienen: Heft 1: Reiner Kunze: Unbeirrbar den Zerfall verneinen, Ratingen 1991 Heft 2: Willi Fähmann: Verachtet die schwierigen Hände nicht, Ratingen 1993, Heft 3: Schattenlicht - Textanstöße, Ratingen 1996. Die Hefte sind im Sekretariat der Schule erhältlich.

und Freunde der Schule zeigten großes Interesse an den Ergebnissen und konnten sich französisch, russisch oder amerikanisch bekösten lassen.

4. Der Festball: Am Samstag, dem 13. September, hatte die Schule zum Ball der Planeten in die stimmungsvoll geschmückte Stadthalle eingeladen. Über 800 Ehemalige, Eltern und viele Gäste, die sich der Schule verbunden fühlen, waren der Einladung gefolgt. Es war ein großes Wiedersehensfest.

5. Die OBST-Fete: Die Oberstufe (OBST) lud Schülerinnen und Schüler ab 16 Jahre zur OBST-Fete am Freitag, dem 12. September, ins Jugendzentrum (JUZ) in Lintorf ein.

6. Die Festakademie und der Gottesdienst: Die Feiern zum Schuljubiläum begannen am Samstag, dem 30. August. Um 10 Uhr war ein ökumenischer Gottesdienst in der St. Johannes-Kirche in Lintorf, der ein Thema aufgriff, das der Chorherr Nikolaus Kopernikus im Stundengebet selbst immer wieder meditiert hat: „Christus, du bist Licht und Tag“. Der Gottesdienst wurde von Pater Chris Aarts, der auch die Predigt hielt, und von Pfarrer Winfried Schön (Abiturjahrgang 1986) geleitet. Um 11 Uhr begann in der Aula der Schule eine Festakademie. Pfarrer Wilhelm Lüthgen aus Essen sprach zu dem Thema „Nikolaus Kopernikus - Anstöße für unsere Zeit“. Es war ein richtungsweisender Vortrag über die Notwendigkeit eines neuen Weltbildes. Die Rede zeigte im Hinblick auf Rhetorik und Inhalt bei den Zuhörern eine starke Wirkung und wurde mit viel Applaus bedacht¹¹. Weitere Programmpunkte waren von Lehrern und Schülern vorbereitet worden. Zahlreiche Gäste dokumentierten ihre Verbundenheit zur Schule durch persönlich gehaltene Grußworte.

7. Die Festschrift: Pünktlich zur offiziellen Feier wurde die Festschrift fertig. In ihr wird von zahlreichen Autoren auf rund 220 Seiten Schulgeschichte in ihren vielseitigen Facetten erzählt und beschrieben. Einzelne Fächer und fächerübergreifende Aktivitäten stellen sich mit „typischen“ Schwerpunkten vor. Grundlegen-



Das Kopernikus-Gymnasium heute

de Fragen schulischer Pädagogik werden erörtert. Nikolaus Kopernikus kommt selbst zu Wort. Es gibt Beiträge, die in die Geschichte der Schule und sogar in die allgemeine Lintorfer Schulgeschichte blicken, andere befassen sich mit der Schule, wie sie heute ist, wiederum andere wagen einen Blick in die Schule von morgen. Zahlreiche Bilder illustrieren die Beiträge und geben Zeugnis von einem aktiven Schulleben¹².

IV. Wünsche

Die Feiern sind zu Ende. Es geht in einen neuen Abschnitt der Schulgeschichte.

Das Fürbittgebet beim Festgottesdienst war dem Schulpatron Nikolaus Kopernikus in den Mund gelegt, der seine Bitten für „seine Schule in Lintorf“ und vor allem für die Menschen in dieser Schule formulierte¹³:

1. Man spricht bei dem, was ich gefunden habe, von etwas Neuem. Ich habe damit den Weg bereit gemacht für die naturwissenschaftliche Forschung der Neuzeit. Dennoch habe ich meine geistigen Lehrer immer verehrt:

Ich wünsche mir und bitte darum, daß Sie als Lehrer, als Eltern und auch als Schüler ihr eigenes Tun in einen geschichtlichen Zusammenhang stellen.

2. Das Einfache ist das Vollkommene. So habe ich gedacht und

war der Überzeugung, daß das Streben nach diesem Einfachen, Vollkommenen gleichbedeutend ist mit der Suche nach der Wahrheit:

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß Sie immer die Suche nach der Wahrheit in den Mittelpunkt allen Denkens und Forschens stellen.

3. Meine Erkenntnis hat dazu geführt, daß die Erde die Sonderstellung verlor und der Mensch sich als Teil der Schöpfung versteht:

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß Ihr Denken und Handeln von Solidarität und Toleranz allen Menschen und der ganzen Schöpfung gegenüber bestimmt sei.

4. Ich hatte Schüler, die bereit waren, sich mit dem Neuen auseinanderzusetzen und die eigene Überzeugung gegenüber anderen Meinungen zu vertreten:

11. Die Festansprache von Pfarrer Wolfgang Lüthgen wird demnächst zusammen mit anderen Texten in der Reihe Lintorfer Literatur-Lese (Heft 4) erscheinen.

12. Die Festschrift kann im Sekretariat der Schule zum Preis von DM 20,— erworben werden.

13. Hans Müskens: Christus, du bist Licht und Tag - 25 Jahre Kopernikus-Gymnasium - Ökumenischer Gottesdienst, Typskript, Ratingen 1997

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß es immer Lernende geben möge, die die Wahrheitssuche ihrer Lehrer erkennen, aufnehmen und in ihrem eigenen Leben weitergeben.

5. Ich habe lange gezögert, meine Ansichten zu veröffentlichen. Ich suchte bis zum Schluß meines Lebens Sicherheit und noch tiefere Erkenntnis:

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß Sie bei allem

Forschen und Denken mit großer Sorgfalt vorgehen, aber auch den Mut haben, den nächsten Schritt zu tun.

6. Es gab Widerstände gegen meine Forschungen aus der Wissenschaft, aus der Gesellschaft, aus der damaligen Kirche:

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß Sie Mut haben - Mut haben, die Wahrheit zu vertreten, auch wenn die öffentliche Meinung dagegen ist.

7. Der Streit um meine Person ging

lange darum, ob ich Deutscher oder Pole sei. Eine Frage, die unerheblich ist im Hinblick auf meine Forschungen:

Deshalb wünsche ich mir und bitte darum, daß Sie und alle Menschen die Grenzen zwischen sich überwinden, immer neue Wege der Freundschaft und der Völkerverständigung finden und damit einen Beitrag leisten für den Frieden in der Welt.

Hans Müskens

Kulturelles Engagement aus den Reihen der Lintorfer Schülerschaft realisiert ein Stück Weltliteratur

Das EXPERIMENTIERTHEATER Lintorf führt Thornton Wilders „Noch einmal davongekommen . . .“ im Ratinger Stadttheater auf

Das EXPERIMENTIERTHEATER Lintorf, eine freie Arbeitsgemeinschaft am Lintorfer Kopernikus-Gymnasium, besteht größtenteils aus Schülerinnen und Schülern des jetzigen Abiturjahrgangs, aber auch aus Schülern älterer und jüngerer Jahrgänge der Kopernikus-Schule und sogar aus Vertretern anderer Ratinger Schulen. Die Leitung der Gruppe liegt bei Studienrat Ignatius Kordecki, Lehrer für Deutsch und Philosophie an unserer Schule.

Wir, die Mitglieder dieses jungen Ensembles, das erst seit gut drei Jahren besteht, bereiteten schon seit Mai 1996 die Auftritte im Stadttheater Ratingen vor. Mit unserer eigenen Inszenierung des Dreiakters „Noch einmal davongekommen ...“ des amerikanischen Dramatikers Thornton Wilder waren wir zwischen dem 20. Februar und dem 1. März 1997 viermal auf der Bühne des Stadttheaters zu sehen. Nachdem wir 1996 schon mit zwei kleineren Bühnenabenden in der Aula des Schulzentrums

aufgetreten waren, galt es nun, in den knapp zehn Monaten zwischen Mai und Februar, das große Stück Wilders zu inszenieren – und je mehr Zeit verging, desto mehr

wurde uns bewußt, was es alles zu tun gab. Innerhalb unserer Gruppe, die in diesen zehn Monaten immer mehr zu einer Gemeinschaft wurde, bildeten sich Unter-



Frau Anthropos übermittle ihrer Tochter Anna die wichtigsten Weisheiten der heimischen Büchersammlung. (Erster Akt)

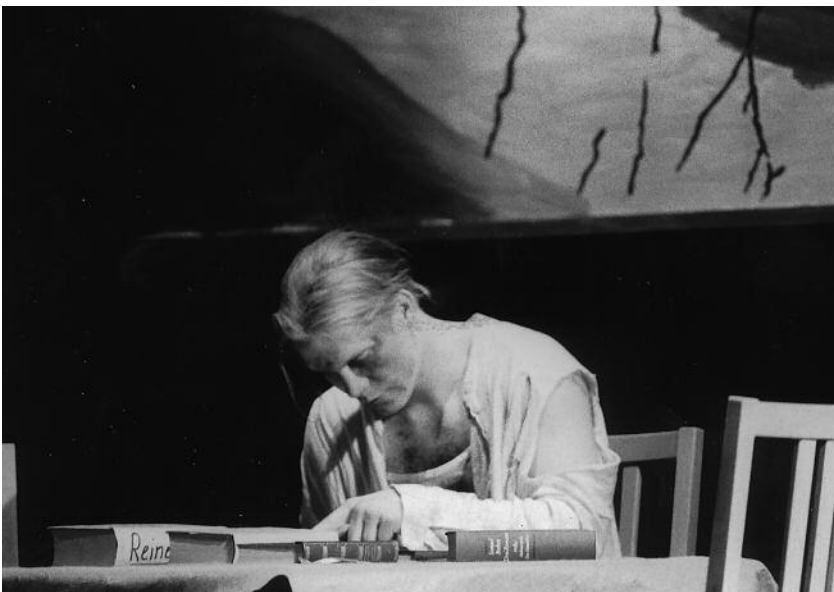


Der schützende Arm Sabinas rettet im dritten Akt die Bücher vor der Zerstörungswut des Kriegsheimkehrers Thomas Anthropos

gruppen, die sich um die jeweiligen Gebiete kümmerten: den aufwendigen Bühnenbau, die Beleuchtung, die Anfertigung von 2 500 Eintrittskarten und Programmheften, die zahlreichen Requisiten, die die jeweiligen Szenen des Stückes verlangen, die unentwegte Suche nach passenden Kostümen und so weiter. Alle diese Aufgaben wurden quasi in Eigenregie erledigt – die Fäden liefen bei Herrn Kordecki zusammen. Auch die Werbetrommel wurde vom Ensemble selbst gerührt: 6 000 Flugzettel wurden verteilt, Plakate überall in Ratingen und Umgebung ausgehängt, und bereits seit November 1996 konnte man in der

Lokalpresse vom EXPERIMENTIERTHEATER Lintorf und seinen Plänen, im Stadttheater aufzuführen, lesen.

Der aus dem Englischen übersetzte Originaltext aus dem Jahre 1961 verlangte hier und da noch einige Änderungen. Ebenso wurde das gesamte Stück aus dem amerikanischen Kulturraum des Jahres 1941 in den Deutschlands im Jahre 1997 transformiert; so wurde aus „Henry Antrobus“ schlicht ein deutscher Thomas Anthropos und Excelsior, New Jersey, verwandelten wir einfach in Petershagen, Niedersachsen. Trotz unserer Änderungen blieb jedoch Wilders



Nach dem vernichtenden Krieg ist Herrn Anthropos zumindest das Wissen der Welt in Form seiner geliebten Bücher geblieben

dichterische Aussage erhalten – man könnte auch selbstbewußt sagen: Wir haben seine Idee weitergeführt – so, daß es ihm gefaßt hätte, würde er noch leben! Und eben darin lag diesmal unser EXPERIMENT.

Als sich der 20. Februar dann näherte, steigerte sich wohl in uns allen ein seltsames Gefühl, eine Mischung aus zerreißennder Nervosität und Spannung und einer gehörigen Portion Vorfreude auf den Premierentermin.

Dann war es endlich soweit: Donnerstag, der 20. Februar 1997, exakt 19.30 Uhr – der Vorhang ging auf und das über zweieinhalbstündige Stück konnte beginnen.

Thornton Wilder (1897-1975) will mit „The Skin of Our Teeth“, so der englische Originaltitel, eine unglaubliche Botschaft auf das Theaterpublikum niederprasseln lassen: die Menschheit lebte einst und lebt heute, doch wenn sie sich nicht ändert, wird die Zukunft schwarz aussehen. Doch das klingt zu sehr nach drohender Apokalypse. Nein! Eben keine Weltuntergangsstimmung, sondern ein frisch keimender Trieb neuer Hoffnung, der da am Ende des Stückes deutlich hervorsprießt. Der bessere Neuanfang und der Beginn einer neuen Form des menschlichen Zusammenlebens könnten es zwar schwer haben, sie sind aber noch möglich.

Wilder stellt die gesamte Menschheit exemplarisch durch eine Familie dar. Die Mitglieder der Familie Anthropos (= griech. Mensch) sind Typen, die auch heute noch überall und immer zu finden sind. Herr Anthropos ist der Patriarch, der Erfinder von Rad, Bier und Schießpulver, vergleichbar mit dem biblischen Adam. Er ist ein Mann, der die Narben von vielen Kriegen auf seiner Haut trägt, der vorsitzende Präsident des Weltkongresses mit menschlichen Stärken und männlichen Schwächen. Frau Anthropos ist die dazu passende Eva, sie ist die Urmutter, Symbol des Weiblichen schlechthin, die sich zwar um Herd und Kinder kümmert, aber auch oftmals ihrem Mann um eine Nasenlänge voraus ist. Hausmädchen

Sabina gleicht einer verführerischen Schlange oder einer gerisenen Füchsin, die quasi als Gelegenheits-Mätresse des Hausherrn der Anthroposchen Ehe manchmal verdammt gefährlich wird. Dann sind da noch die pubertierende Tochter Anna und der rebellische Sohn Thomas, der vor Jahren seinen eigenen Bruder erschlug und noch heute das „Kainsmal“ auf der wutverzerrten Stirn trägt.

Viele bedeutende Personen der Weltgeschichte lassen sich auf der Bühne blicken: der Dichter Homer, der Richter Moses und sogar drei Musen der griechischen Mythologie. Andauernd bemerkt der aufmerksame Zuhörer versteckte Anspielungen auf das Alte Testament, die Weltgeschichte und auf die Menschheit an sich.

So kämpft sich die Familie von Akt zu Akt, von Katastrophe zu Katastrophe. Man durchsteht die heranrückende Eiszeit, die Sintflut à la Arche Noah und schließlich auch den alles verwüstenden Bombenkrieg.

Am Ende des Stückes sind alle „noch einmal davongekommen“ – aber für wie lange? Eben diese Frage stand auf den kleinen Zetteln, die nach den Aufführungen an die Zuschauer verteilt wurden; eine Erinnerung an den Abend sowie ein Denkanstoß für Zuhause gleichermaßen.

Wilders Dreiakter aus dem Jahre 1941 – ein modernes Stück Weltliteratur mit viel Humor und Witz und gleichzeitig einer ungeheuren Symbolkraft. Das Stück hat uns viel Zeit und Arbeit gekostet – vor allem aber sehr viel Spaß und Freude bereitet.

Wie die Zukunft des EXPERIMENTERTHEATERS aussieht, ist im Augenblick noch nicht ganz klar. Die Vorbereitung für das Abitur liegt für die meisten von uns in unmittelbarer Zukunft. Trotzdem ist ein neues Theaterstück ins Auge gefaßt: „Andorra“ von Max Frisch. Sollten wir also dennoch die Zeit finden, es aufzuführen, hoffen wir natürlich, daß es uns genauso erfolgreich gelingen wird wie „Noch einmal davongekommen...“

Bastian Fleermann

Thornton Wilder und das Buch

Wie ein roter Faden zieht sich Wilders Vorliebe für die große Weltliteratur durch „Noch einmal davongekommen...“. Das Buch als Symbol der Bildung und des Wissens und somit als vermittelbarer Erfahrungsschatz des menschlichen Geistes bleibt erhalten. Obwohl die Werke Shakespeares, Becketts oder Goethes unter den Fußritten und Wutausbrüchen des Wüterichs Thomas Anthropos sowie unter Staub und Rauch des Krieges zu leiden haben, sind sie gerettet und bewahrt. Die menschliche Vernunft hat am Schluß doch noch eine Chance wider die rohe Gewalt und kann kommenden Generationen erhalten werden. Und so sind in Wilders Stück nicht nur die Hauptpersonen sondern auch die Literatur, die große Leidenschaft des Autors, trägt einen entscheidenden Teil dazu bei, daß am Ende neue, starke Hoffnung überwiegt.

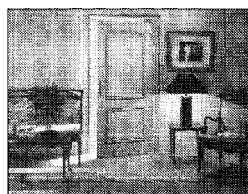
Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1998.

Verein
Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungswünsche!



Türen



Haustüren



Küchen



Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

PORTAS®

Gutes erhalten. Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS. Der weiteste Weg lohnt sich!

Konrad Mende GmbH
Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730
direkt am Breitscheider Kreuz, zwischen „Blumen Schley“ und „Allkauf“

PORTAS® - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa

Ratingen und der Flughafen Düsseldorf

Eine Betrachtung

Eine Region ohne eine gute Anbindung an das weltweite Luftverkehrsnetz wäre heute nicht mehr lebensfähig. Aber ist auch alles gut, was damit zusammenhängt? Der Luftverkehr hat erhebliche Auswirkungen auf die Umwelt. Lärm und Abgase belasten die Nachbarschaft, und die Triebwerksemissionen gefährden auch das weltweite Klima. Wieviel ist zumutbar, was könnte vermieden werden, was muß unbedingt sein?

Für Ratingen ist die schlimmste Belastung der Fluglärm. In Tiefenbroich werden seit vielen Jahren die Gesundheitsgefährdungsgrenzen für die Nachtfluglärmbelastung, nämlich 6 Pegel über 55 dB_(A) am Ohr pro Nacht regelmäßig deutlich überschritten. Das ist ein verfassungswidriger Zustand, denn das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland sagt:

Art. 2 GG:

Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.

Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Die Freiheit der Person ist unverletzlich. In diese Rechte darf nur aufgrund eines Gesetzes eingegriffen werden.

Wie ist das alles gekommen? Wie sind die Belastungen angewachsen, wie haben sie sich verändert? Zunächst ein Rückblick:

I. Die historische Entwicklung

Im Jahre 1909 wurde ein Zeppelinlandeplatz in der Golzheimer Heide eingerichtet. 1910 legte dann der Düsseldorfer Flugsport-Club auf dem Exerzierplatzgelände neben der Golzheimer Heide zwischen Lohausen und Unterrath einen Flugplatz an, und noch im gleichen Jahr wurde von der Stadtverwaltung dort eine Luftschiffhalle errichtet. 1913 wurde eine Fliegerschule eröffnet. Seit 1927 flogen die ersten Linien-

verkehrsflugzeuge von Düsseldorf nach Berlin, Hamburg und Genf. 1939 wurde die Verkehrsfluffahrt eingestellt, und 1944 wurde die gesamte Anlage durch Bombenangriffe zerstört.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde 1949 noch unter Regie der britischen Besatzungsbehörden der planmäßige Luftverkehr durch die BEA und SAS wieder aufgenommen. 1950 kam der erste AOA-(PANAM)-Clipper, und dann wurde ebenfalls 1950 dem Land NRW die Genehmigung der britischen Besatzungsbehörden erteilt, „*alle zum Betrieb des Düsseldorfer Flughafens gehörenden Tätigkeiten auszuführen*“, und außerdem wurde die neue Flughafenbetriebsgesellschaft gegründet. 1951 gab es den Bau der 1450 m langen Querwindbahn und die Verlängerung der Hauptbahn auf 1850 m, die danach schon 1952 auf 2475 m verlängert wurde. 1952 gab es insgesamt 12.066 Flugbewegungen, alles noch Propellerflugzeuge.

Die ersten Düsenflugzeuge besuchten Düsseldorf 1958 (8 Flugbewegungen). Am 17. 5. 1959 landete die erste planmäßige „Caravelle“, und bereits am 13. 8. 1959 wurde ein Startverbot für Düsenflugzeuge zwischen 22.00 und 6.00 Uhr verfügt. Im Jahr 1959 gab es insgesamt 670 Düsenflugbewegungen, 1960 bereits 3.590.

Schon bald nach Aufnahme des Linienflugverkehrs wurde über neue Flughafenstandorte für den internationalen Flugverkehr nachgedacht. Das Projekt Drensteinfurt (zwischen Münster und Hamm) scheiterte an militärischen Luftrauminteressen. Der Plan, einen gemeinsamen Flughafen linksrheinisch zwischen Köln und Düsseldorf anzulegen, scheiterte schon 1951 am Widerspruch der Bundesregierung, die auf einem Standort südlich Kölns bestand. Deshalb wollte Düsseldorf dann nicht auf den Standort Lohausen verzichten, und es entstanden mehrere verschiedene Studien

(1951) und Ausbaupläne (1955-1960), die anfangs auch eine sehr lange Startbahn in Richtung Nordwest vorsahen.

Deshalb legte schon 1956 die Stadt Duisburg gemeinsam mit den Angerland-Gemeinden eine Denkschrift vor, die zeigte, daß durch die Nord-Ost-Bahn (also die jetzige Hauptstartbahn) über 3,1 Millionen Menschen mit Pegeln über 70 dB_(A) belastet würden und durch die damals noch geplante Nord-West-Bahn über 1,8 Millionen Menschen! Entsprechend intensiv waren die Bemühungen gegen den starken Ausbau.

Damals war übrigens die eindeutige und veröffentlichte Politik der Landesregierung, aus Umweltschutz- und Sicherheitsgründen den Flughafen Düsseldorf für den interkontinentalen Verkehr nicht freizugeben. Entsprechend wurden Anordnungen getroffen und Auflagen gemacht, so z.B. Gewichtsbeschränkungen für die Boeing 707 und ein Nachtstartverbot für Düsenflugzeuge schon im Jahre 1959. Der interkontinentale Verkehr sollte nur am Flughafen Köln-Wahn abgewickelt werden, der dann 1961 auch entsprechend ausgebaut wurde, nämlich mit einer 3800 m-Bahn.

1960 legte der Flughafen Düsseldorf einen ersten Generalausbauplan vor, der dann keine Nord-West-Bahn mehr enthielt, sondern nur eine Parallelbahn im Abstand von 650 m und eine Verlängerung der Querwindbahn um 400 m. 1963 wurde dieser Ausbau beantragt und auch genehmigt, 1964 erging ein Planfeststellungsbeschluß, gegen den dann geklagt wurde. 1965 wurde nach vielen Auseinandersetzungen ein neuer Generalausbauplan erstellt, der die Grundlage des Angerlandvergleichs wurde. Dieser Vergleich sah eine 3000 m-Hauptbahn und eine 2925 m-Parallelbahn in nur noch 500 m Abstand und eine Verlängerung der Querwindbahn um nur noch 360 m vor. Aufgrund damals neuer luftrechtlicher Vor-

schriften konnte die Parallelbahn dann später nur mit einer Länge von 2700 m gebaut werden. Diese Abmessungen entsprechen dem heutigen Stand des Flughafens, wobei zu berücksichtigen ist, daß die 3000 m-Hauptbahn aber aus Hindernisgründen beim Start auch heute nicht mit der vollen Länge, nämlich in beiden Richtungen nur mit 2700 m (TORA) genutzt werden darf.

Nach dem Beginn der planmäßigen Düsenluftfahrt im Jahr 1959 stieg der Düsenlärm explosionsartig an: in drei Jahren (1959 bis 1961) auf einen äquivalenten Dauerschallpegel von etwa 58 dB_(A), einen Wert, bei dem energische Reaktionen gegen den Lärm beginnen, und in weiteren zwei Jahren war er dann schon über 60dB_(A). Entsprechend aufgeschreckt begann dann der Kampf gegen den Fluglärm, bei dem die Städte und Gemeinden sich intensiv für den Schutz der Bevölkerung einsetzten. Dabei war auch die Angst vor einer weiteren Ausdehnung des Flughafens, die ja noch mehr Lärm bringen konnte, ein wesentlicher Punkt bei den Auseinandersetzungen vor Gericht nach dem Planfeststellungsbeschluß vom 2. 1. 1964. Schließlich kam es am 13. 5. 1965 zum Vergleich. Der wichtigste Abschnitt lautet:

„I. Die Antragstellerinnen stimmen dem Generalausbauplan der beigeladenen DFG zu, wie er sich in dem anliegenden und als Bestandteil des Vergleichs geltenden Plan, Zeichn.N. 306a, vom 31. 3. 1965 darstellt und in den Anträgen der beigeladenen DFG vom 29. 10. 1962 und 21. 1. 1963 an den Antragsgegner enthalten ist. Die beigeladene DFG erklärt, daß dieser so bezeichnete Generalausbauplan den Endausbauzustand des Flughafens Düsseldorf aufzeichnet, und daß auf eine Erweiterung der Grenzen des Flughafens und eine Erweiterung des Startbahnsystems über die Planung hinaus verzichtet wird. Das Gleiche gilt für eine Verschiebung der Startbahn.“

II. Die beigeladene DFG erklärt: Die im Generalausbauplan in einem Achsabstand von höchstens 500 m von der Hauptstartbahn vorgesehene Parallelbahn ist eine Ausweichbahn, d.h. diese Bahn

wird nicht mit den gleichen technischen Einrichtungen wie die Hauptstartbahn versehen (Ausrüstung nur nach Kategorie I, während die Hauptstartbahn nach Kategorie II ausgerüstet wird). Sie wird nur in den Zeiten der Betriebsunterbrechung der Hauptstartbahn und sonst in den Zeiten des Spitzenverkehrs über Tage betrieben. Die beigeladene DFG erklärt ausdrücklich, daß für diese Bahn ein Brückenbauwerk über die Bundesbahn nicht erforderlich ist.

III. Der Antragsgegner erklärt, daß er keinen Antrag der beigeladenen DFG genehmigen wird, der hinsichtlich eines Ausbaues eines Start- und Landbahnsystems über den Umfang des Generalbauplans und hinsichtlich des Flugbetriebes über die in Ziffer II getroffene Regelung hinausgeht.“

Wie sich dem Text des Vergleiches entnehmen läßt, steht der Vergleich den jetzt geplanten Ausbaumaßnahmen wörtlich und auch vom Sinn her entgegen, insbesondere:

- der Lärmkontingentierung, weil diese den Ausweichcharakter der Parallelbahn mißachtet;
- der Startbahnverlängerung, weil auf sie im Generalausbauplan und im Vertrag ausdrücklich verzichtet wird und sie das Brückenbauwerk zum Betrieb benötigen würde, das im Vertrag ausdrücklich als nicht erforderlich erklärt wurde.

Die beiden wichtigsten Gründe für den Vergleich – das kann man allen alten Protokollen und den damaligen Zeitungsartikeln entnehmen – sind nach wie vor gegeben: Erstens: die Grenzen des Flughafens dürfen aus Umweltschutzgründen nicht überschritten werden und damit kann die Kapazität nicht ausgedehnt werden, und zweitens ist die Lärmbelastung unzumutbar und heute sogar deutlich höher als zur Zeit der Errichtung des Brückenbauwerks 1963. Sie sind immer noch weit im gesundheitsgefährdenden Bereich. Insbesondere werden aber die Gesundheitskriterien für Nachtlärmbelastungen seit vielen Jahren deutlich überschritten.

Aus einem eindringlichen Brief des Rates der Stadt Ratingen vom

6. Februar 1963 an den Ministerpräsidenten Dr. Franz Meyers geht z.B. hervor, daß neben den räumlichen Ausdehnungsgefahren die Hauptängste der Ratinger mögliche Gesundheitsschäden waren. Damals gab es aber noch nicht die heutigen konkreten medizinischen Gesundheitsgefährdungskriterien, nämlich 6 mal 55dB_(A), am Ohr nachts und tags 12 mal 55 dB_(A) am Ohr. Diese Kriterien sind seit vielen Jahren in Tiefenbroich (und natürlich in Lohausen) überschritten, mit zunehmender Anzahl! Das sind verfassungswidrige Zustände und die Landesregierung bleibt wissentlich untätig.

Viele Menschen sind im Vertrauen auf die Fortgeltung der Regelungen des Angerlandvergleiches nicht weggezogen, denn bei den festgelegten Beschränkungen war zu erwarten, daß aufgrund der technischen Verbesserungen der Lärm auf Dauer deutlich abnehmen würde. Ähnliches gilt für viele Menschen, die in das Lärmgebiet hineingebaut haben oder hingezogen sind und denen von den Behörden davon nicht abgeraten wurde.

II. Die Entwicklung des Verkehrs und der Umweltbelastungen

II.1 Fluglärm

Wie beim gesamten Luftverkehr, so hat sich auch in Düsseldorf ein starker Verkehrszuwachs und damit auch eine sehr hohe Umweltbelastung ergeben. In **Tabelle 1** sind für markante Jahre die Passagierzahlen, die Bewegungszahlen und seit Beginn des Düsenluftverkehrs die Dauerschallpegel dargestellt.

Die Flugbewegungen insgesamt, die Düsenflugzeugbewegungen und die Fluglärmbelastungen haben sich seit 1949 entsprechend den Werten in **Bild 1** entwickelt.

Man sieht deutlich die explosionsartige Lärmentwicklung seit 1959 (wobei für 1965 bis 1970 leider keine Düsen-Bewegungszahlen verfügbar waren). Die Fluglärmpegel sind die höchsten in Deutschland, aber leider werden vergleichsweise nur geringe Schutzmaßnahmen durchgeführt. So wurden z.B. in München mehr als 5 mal mehr Kosten für Schallschutzfenster ausgeben, obwohl dort sehr viel

Jahr	Bemerkung	Passagiere gesamt	Bewegungen gesamt	nachts	L _{eq4} am MP1	L _{max} in dB _(AS)	L _{eq4} (MP11) in dB _(AS)
1959	Erster Düsen-Linienverkehr	808.210	51.783	–	–	–	(43,3)
1965	Angerlandvergleich	1.790.738	78.240	–	–	–	(60,3)
1971	Beginn der Lärmmessungen	4.298.778	121.062		76,7		68,9
1976	Parallelbahn-Genehmigung	5.280.027	108.217		75,7		69,0
1978	Spitzenjahr (L _{eq})	6.344.163	113.438	–	78,5	117,0	71,4
1983	Planfeststellungsbeschluß	7.381.675	103.574		74,5	–	66,7
1991	Bezugsjahr Lärmkontingent	11.310.364	153.068	5.110	73,2	111,9	67,1
1995	Spitzenjahr (Passagiere)	15.146.500	184.018	7.864	71,0	111,8	66,2
1996	Brand	14.422.169	177.881		70,6	111,4	65,7

Tabelle 1: Zeitliche Entwicklung des Verkehrs und der Lärmpegel in Düsseldorf¹ (A)

1 Die Dauerschallpegel für 1959 und 1965 sind vom Wert für 1971 zurückgerechnet, da damals noch keine Messungen durchgeführt wurden

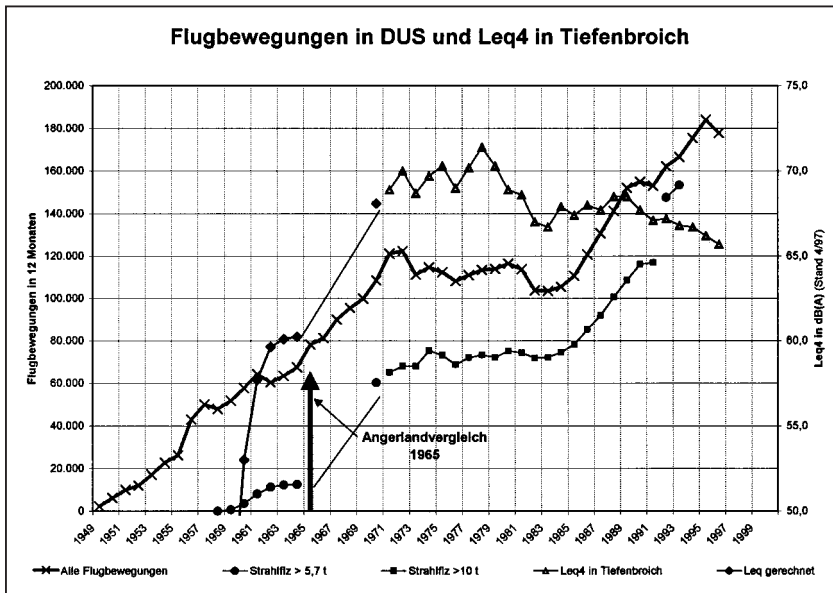


Bild 1: Zeitliche Entwicklung des Verkehrs und der Lärmpegel in Düsseldorf (B)

weniger Menschen betroffen sind. In Amsterdam sind es jetzt schon über 20 mal mehr Mittel, obwohl es dort ebenfalls weniger Betroffene gibt und jetzt erst die dritte Stufe eines Milliarden-Schutzprogramms angelaufen ist!

Wie die Bevölkerung belastet ist und auf Fluglärm reagiert, konnte man z.B. im Planfeststellungsverfahren für die parallele Ersatzbahn im Anschluß an die Genehmigung von 1976 erfahren. Damals hat es 31.000 Einwendungen für über 50.000 Betroffene, davon allein für Ratingen über 6.000 schriftliche Einwendungen für etwa 16.000 betroffene Ratinger Bürger und dann später zahlreiche Klagen gegeben.

Dabei hat sich die Lärmqualität im Lauf der Zeit verändert. Die Zahl der Pegel hat sich stark erhöht, während sich die Pegelhöhe bei den meisten Ereignissen vermindert hat. Außerdem haben sich durch langfristige Klimaänderungen die Ostwindwetterlagen (**s. Bild 2**) vermehrt, so daß sonst im wesentlichen nur mit Landelärm belastete Gebiete jetzt verstärkt mit Startlärm belastet werden. Das hat Konsequenzen, denn der Landelärm breitet sich seitlich nicht so weit aus. Durch den Startlärm werden breitere Zonen belastet.

II.2 Nachtfluglärm

Die schlimmste Belastung, der Nachtfluglärm, hat in den letzten Jahren zugenommen. Die Nacht-

belastungen reichen bis weit in den gesundheitsgefährdenden Bereich.

Seit vielen Jahren sind die medizinischen Kriterien „6 mal 55 dB_(A) am Ohr“ bezüglich Pegelhöhe und Anzahl weit überschritten² (**s. Bild 3**). Das ist ein verfassungswidriger Zustand.

Zu der von der Professorin Barbara Griefahn entwickelten Grenzkurve für die Aufwachreaktionen sagt sie selbst:

„ . . . stellt das höchstzulässige Risiko dar, das zur Vermeidung gesundheitlicher Schäden nicht überschritten werden darf.“

II.3 Luftschadstoffe

Neben den globalen Einflüssen der Flugzeugemissionen sind auch unmittelbare Abgasimmissionen in den Flughafen-Nachbargemeinden von Bedeutung. Konkrete Zahlenangaben über die Wirkungen liegen noch nicht vor. Die Stadt Ratingen hat inzwischen auf eigene Faust eine immissionsökologische Untersuchung über die tatsächlichen Schadstoffbelastungen durch den Flugbetrieb in Düsseldorf-Lohausen in Auftrag gegeben mit dem Ergebnis, daß bei besonders austauscharmen Wetterlagen die Grenzwerte deutlich überschritten werden können. Die

2 Beckers, J.H.: Überlegungen zur Verfassungskonformität der Behandlung von Fluglärm-betroffenen und des Gesetzes zum Schutz gegen Fluglärm. Ratingen, 1.8.1996.

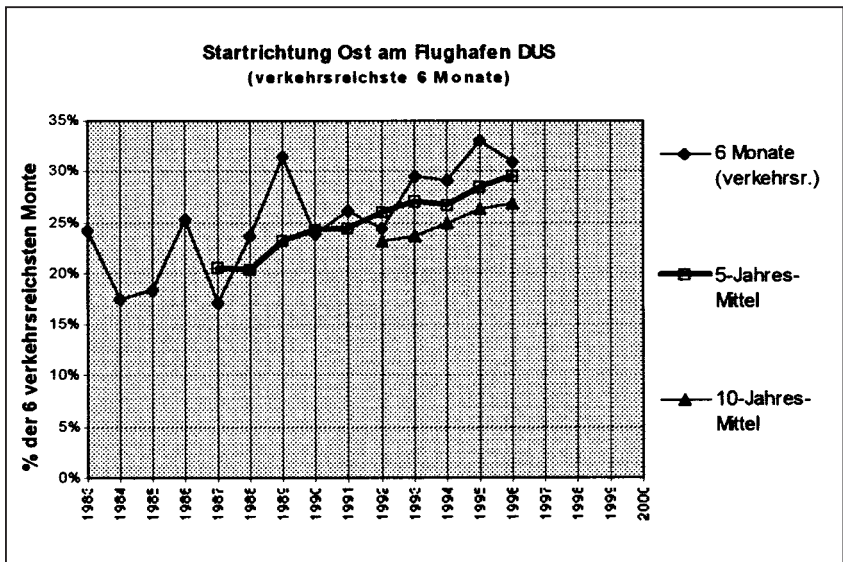


Bild 2: Zunahme der Ostwindwetterlagen in Düsseldorf.

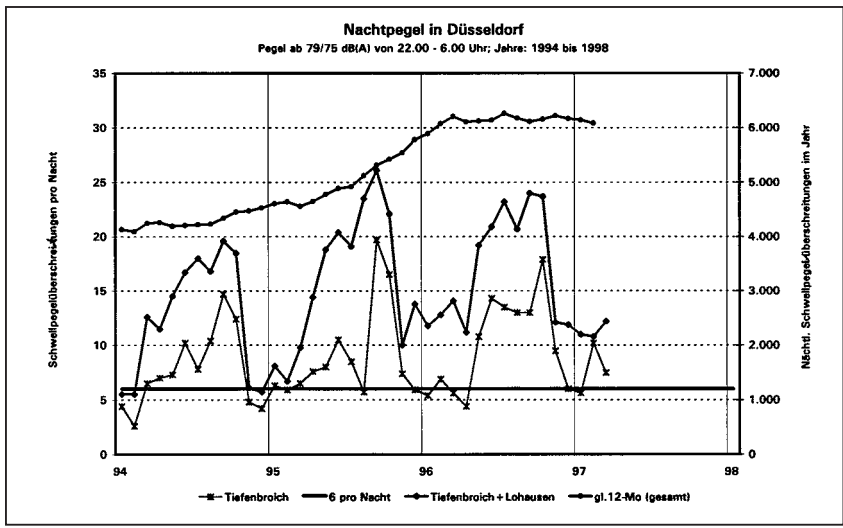


Bild 3: Durchschnittliche monatliche Nachtflugbewegungen in Düsseldorf.

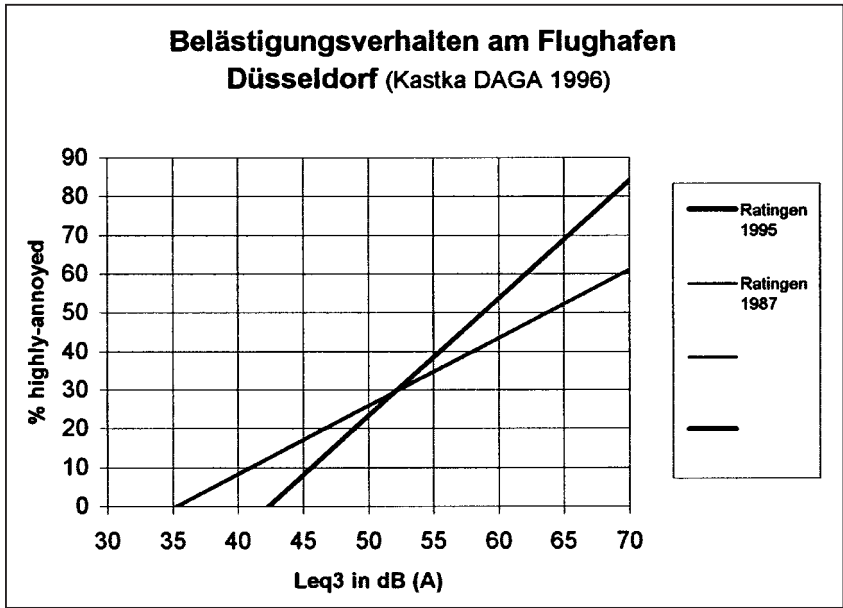


Bild 4: Anstieg der Belästigung selbst bei fallenden Dauerschallpegeln.

Stadt Ratingen hat deshalb bei der Landesregierung um die Installation von Abgasmeßstellen in Tiefenbroich und in Ratingen-West gebeten, damit ggf. spezielle Smogwarnungen veranlaßt werden können.

III. Belastungshöhe und Lärmwirkungen

Die Lärmfolgeschäden bei solch hohen Pegeln sind unverträglich hoch, also sind sie auszuschließen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß eine Betrachtung der Dauerschallpegel auch nach der Rechtsprechung nicht ausreicht.

Bei der Wirkungsbetrachtung kommt es vor allem entscheidend auch auf die Maximalpegel an, und es muß auch berücksichtigt werden, daß die Lärmwirkungen sogar bei fallenden Dauerschallpegeln angestiegen sind (Bild 4).

In Bild 5 sind die wichtigsten Lärmwirkungen in Abhängigkeit von Beurteilungspegeln (Mittelungspegeln) dargestellt. Die am Flughafen Düsseldorf vorkommenden Beurteilungspegel sind eingezeichnet. Man sieht, daß mit erheblichen Auswirkungen des Lärms zu rechnen ist.

IV. Wie geht es weiter? Was wird geplant?

IV.1 Planfeststellungsbeschuß zum Bau der Parallelbahn

Der Planfeststellungsbeschuß von 1983 verfügt eine Beschränkung der gewerblichen Bewegungen in 6 Monaten auf 71.000 gewerbliche Flugbewegungen über 5,7 t. Die 2700 m-Parallelbahn ist seit 1992 fertig, wird aber nicht mitbenutzt, weil der PFB noch nicht rechtsbeständig ist. Inzwischen gibt es schon ca. 100.000 Bewegungen/6 Mo. Seit dem 29. 3. 97 bis voraussichtlich Oktober 1997 ist die Parallelbahn allein in Betrieb, da die 3000 m-Hauptbahn grunderneuert wird. Es ergaben sich erhebliche Belastungsverschiebungen und starke Bevölkerungsreaktionen, insbesondere in Lohausen und Lintorf.

IV.2 Lärmkontingentierung

Zur Zeit läuft ein Genehmigungsverfahren für die sogenannte Lärmkontingentierung, die die feste Bewegungsbegrenzung des Planfeststellungsbeschlusses von

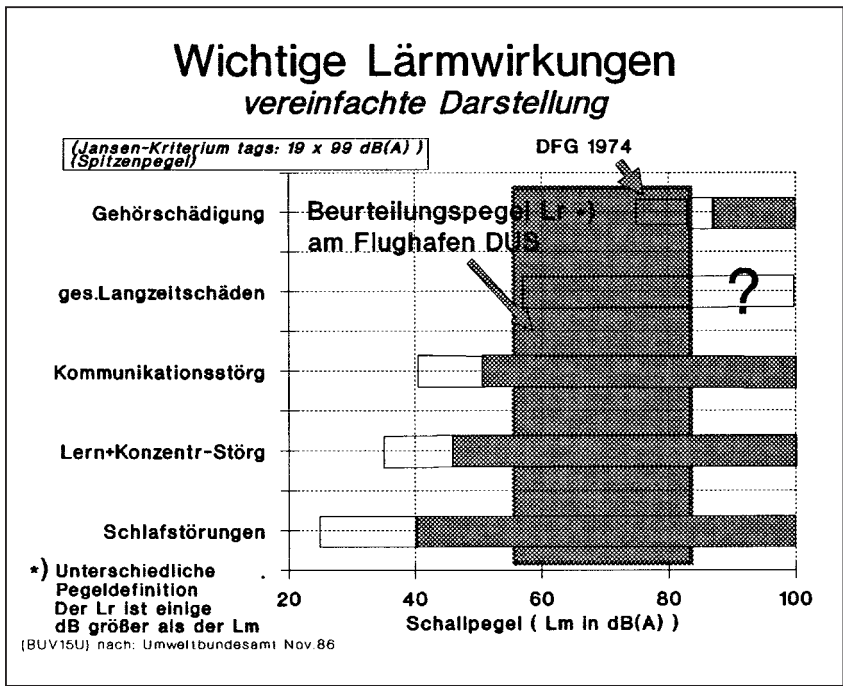


Bild 5: Bereiche der Fluglärmbelastungen und Lärmwirkungen.

1983 ablösen soll. Beantragt ist als Referenz der Dauerschallpegel von 1991 weniger 1 dB(A), also ein $L_{eq4} = 72 \text{ dB(A)}$. Auf diesen Wert würde im Genehmigungsfall der Lärm festgeschrieben, d.h. alle Verbesserungen würden in mehr Bewegungen umgesetzt. Es gibt aber erhebliche Schwierigkeiten, das Kontingent auf den Dauerschallpegel zu beziehen, weil dieser erst nach Ablauf der 6 verkehrsreichsten Monate festgestellt werden kann und deshalb nicht rechtzeitig eingegriffen werden kann. Vermutlich wird eine ganz andere Lösung als die beantragte genehmigt.

IV.3 Startbahnverlängerung

Der Flughafen will eine Verlängerung der Hauptbahn um 400 m, weil im Sommer sonst bei Fernflügen Nutzlastbeschränkungen je nach Flugzeugtyp erforderlich werden können. Durch eine Startbahnverlängerung könnten in Tiefenbroich die Pegel von Langstreckenflügen um 10 bis 20 dB(A) und damit die Dauerschallpegel um 3 bis 5 dB(A) ansteigen, wenn dann erwartungsgemäß Großflugzeuge statt Mittelstreckenflugzeuge die Bahnverlängerung nutzen. Das ist unzumutbar, weil ohnehin schon verfassungswidrige Belastungen vorhanden sind.

Der Verlängerung steht u.a. der Angerlandvergleich aus dem Jahr 1965 entgegen. Deshalb wird dieser Vergleich nun vom Flughafen angegriffen. Die für einen Bestand des Vergleiches wesentliche „Geschäftsgrundlage“, die Lärmbelastung, ist aber höher als 1965 und aktueller denn je, und somit wird der Vergleich Bestand haben.

IV.4 Kooperation mit Köln/Bonn

Seit Jahrzehnten sollen beide Flughäfen kooperieren. Früher wehrte sich die Stadt Düsseldorf, weil sie die Gewinne nicht teilen wollte, jetzt wehrt sich die Stadt Köln, weil sie u.a. die kommenden Verluste von DUS fürchtet. Voraussetzung für ein Flughafen-system gemäß EU-Verordnung 2408/92 ist eine bessere Schienenverbindung zwischen beiden Flughäfen. An einer ICE-Anbindung und einer direkten S-Bahn-Verbindung wird gearbeitet. Bei einem Flughafen-system können auf einem Flughafen Totalsperrungen für z.B. Nachtflug oder für Jumbos erfolgen. Das geht natürlich zur Vermeidung des Sankt-Florian-Prinzips nur dann, wenn der Verkehr als Folge der Klimaproblematik insgesamt beschränkt wird, d.h. daß auf beiden Flughäfen der Verkehr reduziert wird und nur auf niedrigerem Niveau eine andere Verteilung erfolgt.

Joachim Hans Beckers

*se stelle de hüchste Anspröch
se verlange et Äußerste von sech
ävver
sulang ene Wortbroch dann un wann se dobee
net ens mieh an ihr Jrenze erinnert -*

Ludwig Soumagne
Aus: Opjeläse ongerm Schriedvösch, 1994, Verlag van Acken, Krefeld

Ein Grund zum Feiern

25 Jahre Angermunder Kulturkreis e.V.

Im Jahr 1972 war Angermund noch eine selbständige Gemeinde mit Bürgermeister und Ratsherren und gehörte verwaltungsmäßig zum Amt Angerland. Aber immer deutlicher zeichnete sich die kommunale Neugliederung ab.

Da gründeten weitschauende Bürgerinnen und Bürger den Angermunder Kulturkreis e.V. Drei Gedanken standen dabei im Vordergrund:

Die Bewahrung kultureller Angermunder Eigenart im Sinne einer geschichtlich geprägten, selbstbewußten lebensräumlichen Einheit am Großstadtrand – keine konturlose Verstädterung, weder in städtebaulicher noch in sozialer und kultureller Hinsicht.

Das Wissen um die Bedeutung von Eigeninitiative als Voraussetzung und Grundlage für die Bereitschaft zur Mitverantwortung beim Ausschöpfen des örtlichen Freiraums und zur Abwehr unerwünschter Einflüsse und Ansprüche von „außen und oben“.

Die Bereitschaft zur Gemeinsamkeit und Zusammenarbeit zwecks Erhöhung der Durchschlagskraft örtlicher Belange und Interessen.

Ein Auslöser der Vereinsgründung war der geplante Erwerb der „Alten Bürgermeisterei“ in der Graf-Engelbert-Straße und deren Nutzung als Kommunikationszentrum und kultureller Mittelpunkt, als „Bürgerhaus“.

Mit der Eingemeindung ging das Bürgerhaus in das Eigentum der Stadt Düsseldorf über, die es wiederum dem Kulturkreis zur Verfügung stellte.

Hier im Bürgerhaus fanden nun in den letzten 25 Jahren unzählige Veranstaltungen statt. Zu nennen sind rege besuchte Ausstellungen von Malern, Fotografen und Keramikern. Dazu kamen mannigfaltige



Die alte „Bürgermeisterei“ an der Graf-Engelbert-Straße, heute Bürgerhaus des Kulturkreises Angermund

Kammermusik-Konzerte und Autoren-Lesungen.

Mehr als zweihundertmal tagte hier das beliebte „Bürgerforum“. Das ist eine Reihe von attraktiven Vorträgen, in denen sich in einem weit gespannten Rahmen kompetente Referenten mit geschichtlichen und geographischen, botanischen und zoologischen Themen bis hin zu Fragen etwa des Landschaftsschutzes, des Erbrechts und der Sozialversicherung befassen. Einmal im Jahr werden die

Mitglieder der Bezirksvertretung Düsseldorf-Nord unter der Überschrift „Wo drückt der Schuh? Bürger fragen – Politiker antworten“ zu einer hautnahen Diskussion mit der Basis eingeladen.

Das Bürgerhaus beherbergt auch das nach dem verstorbenen Angermunder Heimatforscher Heinz Schmitz benannte Archiv des Kulturkreises.

Neben dem Kulturkreis mit seinen eigenen Veranstaltungen nutzen



Mitgliederversammlung des Angermunder Kulturkreises 1983. Am Vorstandstisch von rechts nach links Theo Sonnen, 1. Vorsitzender Willi Klapdor und Antonius Labonté

auch andere Institutionen wie die Volkshochschule und die Vereinsvorstände das Bürgerhaus.

Der Angermunder Kulturkreis gibt ein Jahrbuch heraus, in dem heimatkundliche Artikel (u.a. von Theo Volmert) mit einem Rückblick auf das vergangene Jahr vereinigt sind. Bisher sind 17 Bände erschienen.

Weiterhin verteilt der Kulturkreis jedes Jahr an alle Haushalte des Ortes den Angermunder Kalender. Ihm kann man für das kommende Jahr die Termine aller Angermunder Vereine und Gruppierungen entnehmen.

Schließlich hat der Kulturkreis eine historische Graphik (Anton Heinen), eine Broschüre „Daten und Stichworte zur Angermunder Geschichte“ und eine Wanderkarte herausgebracht.

Eine wichtige und grundlegende Veröffentlichung des Angermunder Kulturkreises und seines heimatgeschichtlichen Arbeitskreises war 1979 das zweibändige Werk „Angermunder Land und Leute“ von Heinz Schmitz. Hier wird ausführlich und anschaulich die Geschichte und die Bedeutung der alten Stadt und Freyheit Angermund und des bergischen Amtes Angermund beschrieben.

Die erste urkundliche Erwähnung des „castrum angermond“ erfolgte in dem Güterverzeichnis von



Der Vorstand im Jubiläumsjahr. V.l.n.r.: Dr. Maximilian Graf von Spee, Vorsitzender des heimatgeschichtlichen Arbeitskreises; Heribert Schmitz, 1. Vorsitzender; Wilma Klapdor, Schriftführerin; Josef Löbbbecke, Kassenwart; Dr. Heinrich Lowinski, Ehrenvorsitzender; Dr. Erwin Matern Genser, 2. Vorsitzender

1188 des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg.

So konnte der Angermunder Kulturkreis mit Fug und Recht im Jahr 1988 die 800-Jahr-Feier Angermunds mit lebhaft besuchten Veranstaltungen, darunter einem großen Handwerkermarkt und der Herausgabe des Bildbandes „800 Jahre Angermunder Land und Leute“, ausrichten.

Bürgerinnen und Bürger, die sich um Angermund und das Wohl seiner Einwohner verdient gemacht haben, ehrt der Angermunder Kulturkreis mit der Verleihung der Graf-Engelbert-Plakette und des Angermunder Heimatpreises.

Nach den hier skizzierten und manchen anderen Leistungen konnte der Angermunder Kulturkreis den Tag seines 25jährigen Bestehens nicht stillschweigend übergehen.

Der Kulturkreis mit seinen mittlerweile 380 Mitgliedern lud zu einem Jubiläumsfest am 23. – 25. Mai 1997 ins Bürgerhaus und seinen Park ein. Mit einer Gemäldeausstellung, der Präsentation historischer Funde vom Gelände der alten Wasserburg Kellnerei, einer Ringelnatz-Lesung, der Vorführung des eigenen Films „Angermund 1977, unsere Heimat im Spiegel der Jahreszeiten“, Konzerten verschiedener Art, um nur einiges zu nennen, konnte unter großer Beteiligung der Angermunder und ihrer Gäste gezeigt werden, daß der Angermunder Kulturkreis e.V. nun 25 Jahre von den Mitbürgern angenommen wird und einen festen Platz in Angermund einnimmt.

Zum Schluß sei die harmonische Zusammenarbeit mit den Heimatvereinen in den benachbarten Orten gebührend hervorgehoben. Gerade nach Lintorf gibt es viele angenehme Verbindungen. Schon 1926 veröffentlichte der Lintorfer Schullektor Heinrich Schmitz die erste Chronik der damaligen Bürgermeisterei Angermund.

Dr. Erwin Matern Genser



Galerie Citadellchen

Ingeborg Müller

Kunst des 20. Jahrhunderts

vorwiegend Düsseldorfer Künstler

Citadellstraße 27
40213 Düsseldorf
Telefon (02 11) 325253
Telefax (02 11) 432725

Öffnungszeiten:
Di.-Fr. 15.00 - 18.30 Uhr
Sa. 11.00 - 14.00 Uhr
und nach Vereinbarung

Umzug des Kreisarchivs im Jubiläumsjahr

Als am 13. Dezember 1996 der letzte Transporter mit Akten und Büchern Linnep verließ, war es endgültig: nach mehr als zwanzig Jahren gibt es zukünftig kein Kreisarchiv mehr im Schloß. 1977 hatte es noch Überlegungen gegeben, das Archiv hier dauerhaft unterzubringen. Aber nachdem die Kreisverwaltung 1992 in Mettmann die ehemalige Maschinenfabrik Peter Wolters erwarb, zeichnete sich eine Umsiedlung der Einrichtung nach Mettmann ab. Nach einem Umbau der Gebäude sollte die Mehrzahl der bisher dezentral in der Kreisstadt untergebrachten Ämter hier ihre Büros erhalten. Auch für das Kreisarchiv standen Magazinräume, Büros und ein Lesesaal zur Verfügung. Wehmütig stimmte die Mitarbeiter allerdings die Tatsache, daß der Wechsel ausgerechnet in dem Jahr erfolgen sollte, in dem das Kreisarchiv auf 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken konnte. Linnep war nicht nur für die Archivmitarbeiter ein Arbeitsplatz mit einer idyllischen Atmosphäre, auch Benutzer haben es stets genossen, in diesem historischen Gebäude forschen zu können. Viele Menschen nutzten in diesen Jahren auf ihrem Weg am Schloß Linnep vorbei die Chance, einen Blick in die Archivräume zu werfen, die sich in dem 1873 errichteten Anbau befanden. Die Nachteile gegenüber den Vorteilen, in Linnep zu bleiben, überwogen: Ausschlaggebend war letztendlich zum einen die große Entfernung zum Kreishaus in Mettmann, zum anderen reichte der Platz im Schloß nicht, weitere Akten aus der Kreisverwaltung aufnehmen zu können. Im Verwaltungsgebäude 4, dem neuen Kreishaustrakt, stehen nun ausreichend Magazinräume mit modernen mobilen Regalanlagen zur Verfügung. Im hellen Lesesaal können sich die Benutzer Akten und Büchern bestens widmen. Hier ermöglicht der Einsatz von Computern innerhalb der Verwaltung auch einen besseren und schnelleren Austausch an Informationen.

Wegen des Umzugs und der Einrichtung der Archivräume blieb leider keine Zeit zu feiern. Schwerpunkt in diesem ersten Jahr im

neuen Domizil mußte die Bereitstellung der Akten für die Ämter sein. Nur der ständige Zugriff garantiert einen reibungslosen Ablauf bei der Sachbearbeitung.

In den 25 Jahren leiteten drei Archivare das Archiv des Kreises Mettmann: Mit der Anstellung von Werner Adrian am 1. September 1972 beginnt die Geschichte des Kreisarchivs. Zunächst verfügte man aber noch nicht über eigene Räumlichkeiten. Mit der Unterbringung im Schloß Linnep, wo seit 1967 die Bergische Bibliographie bearbeitet wurde, glaubte man eine dauerhafte Lösung gefunden zu haben. 1976 löste Siegfried Stillings Werner Adrian als Kreisarchi-

var ab, ihm folgte 1981 Ulrich Rauchenbichler. Allein die Archivangestellte Ursula Kroll versah in allen 25 Jahren ihren Dienst in dieser Verwaltungseinrichtung. Zum Ende dieses Jahres geht sie in den wohlverdienten Ruhestand.

Wer einen Blick in die neuen Archivräume werfen möchte, sei es um dort zu arbeiten oder um sich nur einfach umzuschauen, hier die notwendigen Informationen:

Öffnungszeiten: Mo - Do 8.30 - 12.00 Uhr und nach Vereinbarung.
Anschrift: Postfach, 40806 Mettmann; Düsseldorfer Straße 47, 40822 Mettmann, Tel.: 02104/99-1298, Fax: 02104/99-4288

Ulrich Rauchenbichler



Das Verwaltungsgebäude 4 des Kreises Mettmann in der ehemaligen Kratzenfabrik Wolters. Hier befinden sich jetzt auch die Räume des Kreisarchivs

In eigener Sache

Das Jahr 1997 - ein ereignisreiches Gedenkjahr - neigt sich seinem Ende zu. Es galt Heinrich Heines zu gedenken, dessen 200. Geburtstag sich im Dezember jährt, sowie der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, die bereits im Januar vor 200 Jahren geboren wurde. Im Mittelpunkt der Betrachtung stand aber in Ratingen die Erinnerung an den 250. Geburtstag Johann Peter Melchiors, des berühmten in Lintorf geborenen Porzellanplastikers und Bildhauers.

Natürlich waren daher auch einige herausragende Veranstaltungen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ dem Leben und Werk Johann Peter Melchiors gewidmet:

- Am 8. März 1997 feierten wir mit vielen Gästen den 250. Geburtstag des Künstlers im Foyer des ehemaligen Lintorfer Rathauses und am Johann-Peter-Melchior-Denkmal. (Siehe dazu den Bericht S. 6)
- Am 10. Mai 1997 führte Norbert Kugler die Lintorfer Heimatfreunde durch die Melchior-Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen.
- Am 20. Mai 1997 besuchten etwa 50 Lintorfer auf einer Tagesfahrt die Porzellanmanufaktur in Höchst, die erste und wohl wichtigste Wirkungsstätte Melchiors.
- Am 8. Juni 1997 lud der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ zu einem Johann-Peter-Melchior-Fest in die Aula des Schulzentrums an der Duisburger Straße ein. Lintorfer Schülerinnen und Schüler präsentierten in Theater-, Musik- und Textbeiträgen Ergebnisse von Projekten aus dem Deutsch-, Musik- und Kunstunterricht. (Siehe dazu den Bericht S. 22)
- Am 9. Dezember 1997 hält Norbert Kugler im Rahmen der monatlichen Vorträge des Lintorfer Heimatvereins einen filmischen Rückblick auf alle Ereignisse des Johann-Peter-Melchior-Jahres. Gäste sind zu dieser Veranstaltung, die um 19.30 Uhr im Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses beginnt, herzlich eingeladen.



Die festlich gedeckte Tafel beim Melchior-Prunkessen im Museum der Stadt Ratingen

An eine weitere Veranstaltung, die vom Museum der Stadt Ratingen organisiert worden war, werden einige Lintorfer sich ebenfalls gerne erinnern.

Am 30. April 1997 trafen sich 36 Gäste des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ zu einem Melchior-Prunkessen im Foyer des Museums. Umgeben von Vitrinen mit den schönsten Porzellan-Plastiken Johann Peter Melchiors, war in der Mitte des Foyers eine riesige Tafel aufgebaut, eingedeckt mit dem Service „Hofrat“ aus dem Programm der Höchster Porzellan-Manufaktur: schlichte weiße Spiegel, verziert mit einem feingliedrigen alten Palmenblatt-Muster in dunklem Rot und einem Silberrand. Figuren aus der Türkenkapelle Johann Peter Melchiors sowie Vasen im klassizistischen Empire-Stil dienten als Tafelaufsätze.

Nachdem die Museumsleiterin, Frau Dr. Ursula Mildner, die Gäste durch die Melchior-Ausstellung geführt hatte, wurde zu Tisch gebeten. Auch die Speisenfolge sollte bewußt an die Zeit Johann Peter Melchiors zurückerinnern: Eine grüne Frühlingssuppe, Pastetchen mit Lachs und ein Spargelsalat mit Bärlauch-Kresse-Vinaigrette eröffneten den Tafelreigen. Als Hauptgang wurde ein Rippchen-Braten gereicht mit Rahmgemüse aus Pastinaken, einer Art Sellerie, und Teltower Rübchen. Zum Dessert

konnte man sich an einer Schokoladen-Mousse und an schon zur Melchior-Zeit beliebtem Brotkuchen erfreuen. Als Wein servierte man einen Reihessen Riesling oder, für die Freunde des Rotweins, einen kräftigen französischen Landwein.

Zur festlichen Tafel festliche Tafelmusik: Das Angermunder Kammermusik-Duo Mathias Neffgen und Hyo-Jung Kim-Neffgen spielte brillant Flötenduette von Mozart, Telemann und Rossini. Die begeisterten Zuhörer dankten ihnen mit langanhaltendem Beifall.



Das Ehepaar Mathias und Hyo-Jung Neffgen spielte Tafelmusik von Telemann, Mozart und Rossini

Ähnlich unvergeßlich dürfte etwa 50 Lintorfer Heimatfreunden die Tagesfahrt nach Frankfurt-Höchst am 20. Mai 1997 geblieben sein. Nach einem Besuch im Bolongaro-Palast, bei dem Herr Setzevant vom Verkehrsbüro und Frau Dr. Stefanie Ohlig, Kunsthistorikerin der Höchster Porzellan-Manufaktur, durch die Melchior-Ausstellung geführt hatten, konnten die Lintorfer den Weißbetrieb der Manufaktur besichtigen. Auch hier führte uns Frau Dr. Ohlig, Mitautorin des zum Melchior-Jahr erschienenen Jubiläums-Buches und Autorin der „Quecke“. Besonders aufregend war es, als wir dem heutigen Modellmeister der Höchster Porzellan-Manufaktur, Mario Effenberger, über die Schulter schauen durften, als er die Form des „Gestörten Schlummers“, einer Plastik Johann Peter Melchiors, nachbildete.



Melchiors „Gestörter Schlummer“
in einer Nachbildung des Modelleurs Mario Effenberger

Joh. Pet. Melchior
von Lindorff
aus dem Herzogthum Berg
Kur Pfälzischer Hofbildhauer
nach dem Leben gearbeitet
von dessen Freund und
Schüler Ohnmacht
im July 1787.

sche Bittgesang „Herr, segne meine Seele“ und Beethovens „Die Himmel rühmen“ in polnischer Sprache.

Die Anregung zum Besuch des polnischen Chores gab Frau Kazimiera Dlugosz, die vor mehr als 40 Jahren Kindergärtnerin für die polnischen Kinder im Lintorfer Ausländerlager an der Rehhecke gewesen war. Sie ist Gründerin und Mitglied des Chores, der seit etwa 15 Jahren besteht. Vereinbart wurde der Besuch anlässlich der Aufstellung eines Gedenksteines für die Toten des Lintorfer Lagers auf dem Waldfriedhof in Lintorf am Totensonntag 1996. Nach der Messe ging es zu einem Plauderstündchen bei Kaffee und Ku-

Am Sonntag, dem 4. Mai 1997, konnten der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ und die Kirchengemeinde St. Anna in der 9-Uhr-Messe einen ganz besonderen Gast begrüßen: Der „Chor des Polnischen Schulvereins Düsseldorf“ sang unter der Leitung von Mikołaj Uwa polnische, russische und lateinische Chorsätze. Unter anderem erklangen in der vollbesetzten St. Anna-Kirche der russi-



Dr. Stefanie Ohlig empfängt die
Lintorfer Heimatfreunde im Park des
Bolongaro-Palastes

Nach einem kurzen Gang über die Johann-Peter-Melchior-Straße in Frankfurt-Höchst besuchte die Lintorfer Gruppe dann noch die Porzellansammlung des Historischen Museums der Stadt Frankfurt im Kronberger Haus. Dort erregte das berühmte Alabaster-Relief Landolin Ohnmachts die Aufmerksamkeit der Lintorfer, mit dem der Schüler Melchiors 1787 seinen Lehrmeister porträtierte. Die Rückseite trägt folgende Inschrift:



Der „Chor des Polnischen Schulvereins Düsseldorf“ besucht die Lintorfer Heimatfreunde

chen in die Altentagesstätte der Evangelischen Kirchengemeinde. Es scheint, daß beide, die Lintorfer Heimatfreunde und unsere polnischen Besucher, bei diesem Treffen neue Freunde gefunden haben. Nach einem herzlichen „Do widzenia!“ ging man auseinander mit dem Versprechen, in absehbarer Zeit noch einmal ein Konzert in Lintorf zu veranstalten.

Am 13. September 1997 brachen die Lintorfer zu einem schon lange geplanten Besuch auf der Insel Hombroich bei Neuss auf. Bei wunderschönem Herbstwetter genossen Sie das einmalige Zusammenwirken von Natur, Architektur und Kunst, das von dem Architekten Erwin Heerich und dem Landschaftsplaner Bernhard Korte in der Auen- und Terrassenlandschaft der Erft-Niederung geschaffen wurde.

Besonders erlebnisreich waren natürlich die Besuche im Atelier des Künstlers Anatol Herzfeld und in der Klausen des Mundartdichters Ludwig Soumagne.

Anatol, der einen großen Teil seiner Jugend in Ratingen verlebte (Siehe „Quecke“ Nr. 65 vom Dezember 1995), erzählte nach anfänglichem Stirnrnzeln etwa eine Stunde lang aus seinem Leben und erklärte den interessierten Lintorfern die Entstehung einiger seiner Arbeiten.



Anatol vor seinem Atelier auf der Insel Hombroich

Sehr herzlich empfangen wurden die Lintorfer von Ludwig Soumagne, dem die Heimatfreunde einen etwas verspäteten Besuch zum 70. Geburtstag abstatteten. Alle waren dankbar, daß die Klausen des Dichters für einige Zeit Schutz und Zuflucht vor einem plötzlich hereinbrechenden Gewitterregen bot. Wie herrlich ließ es sich da vorlesen, zuhören und plaudern!

Am folgenden Sonntag, dem 14. September, beteiligten sich der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen und der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder am Tag des offenen Denk-



Ludwig Soumagne empfängt die Lintorfer Heimatfreunde in seiner Klausen

mals, der wie in jedem Jahr europaweit begangen wurde. Bei herrlichem Spätsommerwetter öffneten die Ratinger in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Ratingen die Räume des ehemaligen Lehrerseminars an der Mülheimer Straße, eines Gebäudes mit wechselvoller Geschichte. Während in der Aula zur Zeit des Nationalsozialismus festliche Veranstaltungen zur Verherrlichung des Regimes stattfanden und Parteiredner vom Endsieg träumten, wurden in den Kellern der Gestapo-Leitstelle im gleichen Haus politische Gegner gefangengehalten und gefoltert. Heute ist in einem Teil des Hauses das Stadtarchiv Ratingen untergebracht, über dessen Geschichte und Arbeit die bei-



Liebevoll haben einige Damen des Vorstandes im Innern des Friedrichskothens ein altes Schulzimmer nachgestellt

den Archivare Dr. Erika Münster und Joachim Schulz-Hönerlage einer Reihe interessierter Zuhörer in mehreren Führungen berichteten.

Die Lintorfer Heimatfreunde stellten den Friedrichskothens als Baudenkmal vor, ein mehrfach erweitertes Fachwerkhäuschen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, das einst als Schul- und Bethaus der jungen reformierten Gemeinde gebaut worden war und heute einen der beiden evangelischen Kindergärten in Lintorf beherbergt. Über den Verlauf des Denkmaltages in Lintorf schrieb Gisela Schöttler am 15. September 1997 in der „Rheinischen Post“:

„Liebevoll hatte der Vereinsvorstand der Lintorfer Heimatfreunde zum Denkmaltag alte Schulsachen, Karten, Bänke und Tornister gesammelt und ausgestellt, und jeder der rund 60 Besucher bekam ein Fleißkärtchen in Form eines Lesesezeichens überreicht. Vorsitzender Manfred Buer war glücklich, daß er bei dem strahlenden Sonnenschein auch außen die verschiedenen Bauabschnitte zeigen und erläutern konnte. Angesichts des alten Gebäudes fand eine Abbildung besondere Aufmerksamkeit, nämlich von der Kerbe im Dachbalken des Betsaales, die dem Prediger erst den aufrechten Stand ermöglichte.“

Manfred Buer

Buchbesprechungen:

Erika Münster: „Juden in Ratingen seit 1592“ Stadtarchiv Ratingen, Schriftenreihe C, Band 5, Ratingen 1996

Mit ihrer Dokumentation „Juden in Ratingen seit 1592“, herausgegeben vom Stadtarchiv mit Unterstützung des Rater Heimatvereins, kommt Erika Münster einem verbreiteten Wunsche nach, der schon lange seiner Erfüllung harrte. Für die Zeit des Herzogtums Berg, zu dem Ratingen bis um 1800 gehörte, handelt es sich bei den Nachforschungen um eine mühsame Spurensuche, die sich z.T. mit spärlichen Nachrichten über die Sonderstellung der Juden innerhalb der städtischen Gesellschaft (z.B. Ausschluß vom Bürgerrecht, keine Zulassung zum Wachtdienst, Überprüfung der ausgestellten Geleitpatente) begnügen muß. Den einzelnen Kapiteln vorangestellte fachkundige Einführungen sichern den Zusammenhang.

Die nach 1800 einsetzende Emanzipation, abgeschlossen mit der Reichsverfassung von 1871, ermöglichte die Errichtung der Synagoge, und nach 1850 bedeutete die Zugehörigkeit zur Synagogengemeinde automatisch die Verleihung der preußischen Staatsbürgerschaft. Aus den abgedruckten Dokumenten wird vielfach deutlich, daß Probleme des Zusammenlebens mit der christlichen Bevölkerung damals nicht bestanden.

Von einer gewissen Bedeutung mochte dabei die geringe Zahl sein, da der jüdische Bevölkerungsanteil maximal nur gut ein Prozent betrug. Diese Zahl sank von 73 Personen um 1850 auf nur noch 19 Anfang 1933 und damit auf 0,1 Prozent. Schon vor 1930

wurde darum der Gottesdienst in der Rater Synagoge eingestellt.

Bescheiden waren entgegen einem allgemeinen Vorurteil die wirtschaftlichen Verhältnisse. Obwohl z.B. die Familien Cahn, Levy und Waller als Kaufleute, Metzger und Pferdehändler, also in traditionellen Berufen, an markanten Stellen (Oberstraße, Bechmer Straße, Marktplatz) ansässig waren, zeigt eine Einkommenssteuerliste von 1909 überwiegend bescheidene oder gar ärmliche Verhältnisse, offenbar war der Übergang in moderne, ertragreiche Berufe noch nicht gelungen. Entsprechend groß war die Fluktuation und der Drang in die Großstädte. Von den 16 Namen der Familienvorstände auf der ersten vollständigen Liste von 1853 sind 1909 noch sieben

	NOKIA	TELEFUNKEN	ONKYO	PANASONIC	PIONEER	SABA		
A	Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!							S
K								<ul style="list-style-type: none">● Verkauf von Geräten aller Art● Montage von Sat-Anlagen● Reparaturen von Geräten aller Art● Montage von Kabelanlagen● D1 und D2 Telekommunikation
M	SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb							S
E								Speestraße 5 · Lintorf
T	Telefon: Verkauf 021 02/35287 – Werkstatt 0208/480417							N
D								Fax: 021 02/33933
K							L	
							TECHNICS	AKAI
							E	

anzutreffen, und von den 14 Namen von 1909 Anfang 1933 nur noch vier.

Trotz der nun äußerst geringen jüdischen Präsenz setzte in der Schlußphase der Weimarer Republik auch in Ratingen von Seiten der Nationalsozialisten eine rüde antisemitische Hetze ein, die nach der „Machtergreifung“ zu einer immer stärkeren Ausgrenzung und bis 1939 zur vollständigen Vertreibung führte, wobei auf Seiten der Verfolger auch konkrete wirtschaftliche Interessen (Übernahme von Geschäften) ins Spiel kamen. Weitgehend unbekannt sind die sich nun vollziehenden Einzelschicksale. Für die in Deutschland Verbliebenen ist von der Überführung in Konzentrations- oder Vernichtungslager auszugehen. Etwa die Hälfte dürfte ihnen zum Opfer gefallen sein. Weitere konkrete Aufklärung erhofft sich die

Autorin hier von Anfragen bei mehreren internationalen Dokumentationszentren.

Interessant ist das von Frau Münster unter dem Titel „Die Erinnerung“ angefügte Schlußkapitel, das sich der Frage nach dem Umgang mit der nationalsozialistischen Hinterlassenschaft in diesem Bereich widmet. Erstaunen muß vor allem die Bilanz der ersten Nachkriegszeit: Nachforschungen nach den Urhebern der Schändung des jüdischen Friedhofs an der Werdener Straße in der Reichspogromnacht 1938 wurden von der Polizei 1946 lustlos aufgenommen und bald ergebnislos eingestellt.

Sie scheiterten auch am kollektiven Schweigen von Betroffenen und Mitwissern. Erst 1959 wurde erstmals die inzwischen zur Tradition gewordene Gedenkfeier am

9. November abgehalten. Das Grundstück, auf dem die schon an die Stadt verkaufte und 1940 abgerissene ehemalige Synagoge gestanden hatte, bot mehrere Jahrzehnte lang ein Bild der Unordnung und Verwahrlosung. 1984 wurde nach mehreren vergeblichen Anläufen an dem dort inzwischen neu errichteten Gebäude vom Heimatverein eine Gedenktafel angebracht und der angrenzende Durchgang Synagogengasse genannt.

Vorliegende Dokumentation ist vorzüglich geeignet, der nachgewachsenen heutigen Generation die Probleme des Zusammenlebens von Bürgern unterschiedlicher Herkunft und Weltanschauung an einem lokal greifbaren historischen Beispiel nahezubringen.

Hermann Tapken

Manfred Fiene, Wilfried Rosendahl, Klaus Thelen:

Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur - Mythos Gelsenkirchen 1996, 64 S. mit Abb.

(= Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen, Bd. 2)

Der vorliegende Band erschien als Begleitbuch zu einer Ausstellung des Museums der Stadt Ratingen im Jahr 1996, in welcher ergänzend Bilder von Freizeitmalern zu sehen waren, die sich mit dem Thema „Blauer See“ beschäftigten. Die bildende Kunst findet in dem Buch jedoch keinerlei Berücksichtigung.

Wilfried Rosendahl befaßt sich in seinem Beitrag mit allgemeiner Geologie und Paläontologie. Er zeichnet sachkundig die Schichtenfolge des „Blauen Sees“ nach und widmet sich ausführlich der fossilen Fauna, die durch Fotografien und Zeichnungen sehr gut erkennbar ist.

Klaus Thelens Beitrag vereinigt sehr viele unterschiedliche Aspekte des Themas „Blauer See“ in sich. Unter der Überschrift „Vom Kalkabbau zu Winnetou“ wird im

ersten Teil die historische Entwicklung des dort früher vorhandenen Steinbruchs kurz skizziert, im zweiten Teil schreibt Thelen über die Entwicklung zur Freilichtbühne. Dieser spannende Teil der Geschichte des „Blauen Sees“ hätte eine ausführlichere Behandlung verdient. So ist bedauerlich, daß keine Zeitzeugen befragt wurden, die als Zuschauer oder Mitwirkende in der unmittelbaren Nachkriegszeit das Bühnengeschehen verfolgt oder daran mitgewirkt haben. Damit hätte ein wichtiger Beitrag zur Rekonstruktion der Geschichte des Ratinger Kulturlebens in den 1940er und 1950er Jahren geleistet werden können, das „Stadtväter und -mütter“ sowie die Öffentlichkeit in den schlechten Zeiten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unbestritten für förderungswürdig hielten.

Der Beitrag von Manfred Fiene befaßt sich mit der landschaftlichen Umgebung des „Blauen Sees“ und insbesondere mit dem Angertal, das im Rahmen einer Europäischen Gartenschau, der EUROGA 2002, eine wichtige Rolle spielen wird.

Abschließend werden „Wanderungen zu Natur- und Kulturdenkmälern des Blauen Sees und im Angertal“ vorgestellt. Das in dieser Überschrift angedeutete Versprechen wird allerdings kaum eingelöst, es finden sich lediglich einige fragmentarische Hinweise zu einzelnen Sehenswürdigkeiten. Der Band wird durch zahlreiche Farb- und Schwarz-Weiß-Abbildungen aufgelockert.

Dr. Erika Münster

LOTHAR RIEDEL:

Kleinbahn Velbert – Heiligenhaus – Hösel 1899 – 1923 – 1952. Die Verkehrsgeschichte einer schmalspurigen Kleinbahn im Niederbergischen, Mülheim a. d. Ruhr 1996, 144 S. mit Abb.

„Püffer“ oder „Feuriger Elias“ – der eine oder andere ältere Einwohner Hösels wird sich vielleicht noch an diese Namen erinnern. Es waren Spitznamen für die dampfgetriebene Kleinbahn von Hösel nach Heiligenhaus, die zwischen 1899 und 1923 verkehrte. Dieser Bahnlinie und der Straßenbahnlinie nach Velbert ist diese reich bebilderte Publikation gewidmet, die der Verfasser im Selbstverlag herausgegeben hat.

Das Buch ist untergliedert in neun Abschnitte. Der erste handelt von der Entwicklung des Eisenbahnwesens zwischen Ruhr und Wupper und zeigt, wie sich im Laufe der Zeit die verschiedenen Eisenbahnen (staatliche und private Bahnen) nebeneinander entwickelt haben und wie sie nach und nach miteinander vernetzt wurden. Der Verfasser versucht, auch den Bau der Kleinbahn Hösel-Heiligenhaus-Velbert in diesem größeren Zusammenhang zu sehen. Der zweite und dritte Abschnitt gehen konkret auf die Kleinbahn ein, zunächst auf die Planung und den Bau der Linie, dann auf die 24jährige Betriebszeit. Die Betriebsmittel (d. h. die Lokomotiven und die Waggons),

die Betriebsanlagen (Gleise, Bahnhöfe und Gebäude), der Streckenverlauf, die Betriebsführung und die Verkehrsleistung stehen im Mittelpunkt der nächsten drei Kapitel, die eher den an technischen Details interessierten Eisenbahnliebhaber ansprechen, während die vorangegangenen Kapitel auch Aspekte für die Orts- und Stadtgeschichten von Hösel, Heiligenhaus und Velbert darstellen und somit den eigentlich historischen Teil dieser Arbeit ausmachen. Unter der Überschrift „Kleine Geschichten von der Kleinbahn“ zitiert der Verfasser Zeitungsausschnitte, Schüleraufsätze und Gedichte über die Kleinbahn, die recht amüsant zu lesen sind und zu einer Eisenbahngeschichte einfach dazugehören. Schließlich sind verschiedene, für den Betrieb der Kleinbahn wichtige Dokumente abgedruckt, so die Genehmigungsurkunden von 1899 und die Polizeiverordnung über den Betrieb der Kleinbahn aus dem gleichen Jahre.

Für Eisen- und Straßenbahnfans ist diese Veröffentlichung ein unbedingtes Muß. Der Verfasser hat akribisch alles zusammengesucht, was mit der Kleinbahn zu tun hat,

seien es Archivalien, seien es alte Fotos. Seine Begeisterung und sein Interesse an Eisenbahnen ist dieser Publikation auf jeder Seite anzumerken. Leider hat er aber bei aller Begeisterung verschiedene Äußerlichkeiten außer acht gelassen, die eine ordentliche Publikation ausmachen. Neben zahlreichen Rechtschreib- und – noch schlimmer! – grammatikalischen Fehlern, die durchaus bei einer Korrekturlesung hätten vermieden werden können (erst recht in der 2. Auflage!), kam es mir vor allen Dingen in den ersten drei, die die Geschichte der Kleinbahn behandelnden Abschnitten so vor, als hätte der Verfasser die Schriftstücke aus den Akten in der vorliegenden Reihenfolge abgeschrieben. Die dadurch entstandenen inhaltlichen Sprünge machen die Lektüre des Büchleins gerade für Nicht-Fachleute sehr schwierig. Auch wenn die Fakten alle richtig sind und die Idee für ein solches Buch wirklich gut ist, hätte man bei der sprachlichen und technischen Ausführung mehr Sorgfalt aufwenden müssen. Doch so verbleibt beim Leser während und nach der Lektüre ein fader Beigeschmack.

Joachim Schulz-Hönerlage

Johann Peter Melchior 1747-1825 – Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg

Ausstellungskatalog mit Beiträgen von acht Autoren

Arachne Verlag Gelsenkirchen 1997, 224 Seiten, 350 Abbildungen

Als „großen Sohn der Stadt“ kennt den vor 250 Jahren im Dorf Lintorf geborenen Johann Peter Melchior zumindest dem Namen nach mittlerweile fast jedes Kind in Ratingen. Im Lexikon findet er zusammen mit Kändler und Bustelli als bedeutender Schöpfer von Porzellanplastiken im Rokoko und Klassizismus Erwähnung. Worauf sich dieser Ruhm jedoch begründet, erschloß sich bisher nur einigen Spezialisten, denn für viele Men-

schen sind Porzellanfiguren schlichtweg Nippes. Ein ganz anderes Licht wirft nun der großformatige broschiierte Bildband auf den Mann und sein Werk. Er ist weit mehr als ein Katalog zu der umfangreichen Jubiläumsausstellung, die im Stadtmuseum Ratingen im Frühjahr 1997 zu sehen war, nämlich nach der 1921 erschienenen Biographie von Friedrich Hofmann endlich ein Buch, das den aktuellen Wissensstand

über Melchior zusammenfaßt. Bei allen Schenkungen, die anlässlich des runden Geburtstages erfolgten, ist diese Gemeinschaftsarbeit das köstlichste Ergebnis des Festjahres.

Acht Autoren werfen abschnittsweise Licht auf ein Künstlerleben, das in einer bis dahin unbekanntem Familie in Lintorf begann und 78 Jahre währte. Jeder ist um wissenschaftliche Genauigkeit be-

müht, stellt das noch heute greifbare Werk in den Mittelpunkt und versucht dabei auch der Person des Künstlers und seiner Zeit Kontur zu geben. Gerade in dieser Verquickung liegt der Reiz. Ein Buch wird zum Schlüssel für eine vor 200 Jahren untergegangene aristokratische, galante, dem Luxus und der Lebensfreude zugeneigte Welt. Eine ungewöhnliche typografische Klammer fügt alle Beiträge zusammen: Im gesamten Buch entdeckt man über der Buchstabenfolge „st“ einen liebenswerten Rokoko-Schnörkel.

Schon in seiner Einleitung „Weißes Gold“ über die minutiös bekannte deutsche Nacherfindung des Porzellans und den kostbaren Rohstoff Weißes Kaolin macht Heinz Peters klar, daß die Manufakturen durch den hohen Eigenbedarf der Fürstenhöfe keineswegs Goldgruben waren. So war es fast nur eine Zeitfrage, wann auch Johann Peter Melchior mit seinen Miniaturwelten von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten berührt wurde. Die glücklichste und erfolgreichste Spanne mag er deshalb als junger Mann in Höchst erlebt haben, und ihr ist der bei weitem umfangreichste Teil des Buches gewidmet.

Horst Reber beantwortet zunächst Fragen nach Melchiors Ausbildung und seiner möglichen Verbindung zur Höchster Porzellanmanufaktur, die als dritte im Hl. Römischen Reich ein Jahr vor seiner Geburt gegründet worden war. Er durchforstet bestehende Literatur und Quellen, betrachtet und korrigiert alte Melchior-Bilder und ordnet mit Akribie frühe Werke. Dann folgt in rund 20 Abschnitten eine mit 197 meist farbigen Abbildungen geschmückte Werkbesprechung nach Bildthemen. Hier macht sich auch für den Leser reinste Entdeckerfreude breit, nicht nur, weil manches Stück erstmals dem Rätinger Porzellan-künstler zugeordnet wurde.

Die Szenerie aus den zwölf Jahren, die Johann Peter Melchior in Höchst verbrachte, beginnt mit den sehr bewegten Chinesen-Plastiken und frühen Schäfergruppen, bei denen bald eigene Ideen des gerade 18jährigen umgesetzt wurden. Die besondere Neigung Melchiors mag den Kinderdarstel-

lungen gegolten haben, die sich – wie auch die Türkenkapelle – durch genaue Beobachtung der Natur auszeichnen. Oft werden in den Gruppen kleine Geschichten erzählt. Außerdem erweist er sich als hervorragender Tierbildhauer. Wir erfahren etwas über die Bedeutung der Staffierung (Bemalung) und die überraschenden Themen und Gesichter in den Genrebildern. Wir freuen uns an den entzückenden Rückseiten mancher erotisch gewürzten Musikszene, an Melchiors etwas spöttischem Humor in den Gefühlsdarstellungen und wandeln zwischen Putten, mythologischen Figuren und Allegorien umher.

Neu eingeführt hat Melchior in Höchst das Portrait und war ein Meister darin. Der kostbare Nachlaß reicht von der Büste seines Förderers Kurfürst Emmerich Joseph bis zum Medaillon von Goethe, was Anlaß gibt, ausführlich die Beziehungen zu Goethes Familie zu durchleuchten. Zuletzt werden die wenigen Steinbildhauerarbeiten und Zeichnungen eines Künstlers, der stets die Herausforderung gesucht hat, betrachtet, und Reber schließt mit der Feststellung: „Wer die Entwicklung der Goethezeit begreifen will, findet in den Werken Melchiors ihr bildhauerisches Gegenstück“.

Die Frage, ob der Modellmeister aus Lintorf denn in Höchst kein Geschirr entworfen hat, beantwortet Stefanie Ohlig auf weiteren 28 Seiten. Es waren vor allem klassizistische Service und Trinkgarnituren, wobei manches aufgrund der Henkel- und Tüllengestaltung erstmals Melchior zugeschrieben wird. In ihren wissenschaftlichen Ausführungen über die Tafelkultur betrachtet die Autorin auch noch einmal die plastischen Ensembles im Hinblick auf Tafelaufsätze für das damals noch kostbare Salz und weitere Gewürze und Tischdekoration.

Hatte vorher Peter Volk auf vier Seiten ein Streiflicht auf Melchiors Lehrer, den Aachener Bildhauer Gebhard Boos, geworfen, so enthält nun Edgar Hürkey auf 20 Seiten ein bewegtes Bild von den Frankenthaler Jahren. Wenn Johann Peter Melchior mit seiner selbstsicheren Bewerbung – immerhin war er bereits als 23jähri-

ger vom Mainzer Kurfürsten zum Hofbildhauer ernannt worden – einen weniger mühsamen Arbeitsplatz erhofft hatte, so mag er wohl vom Regen in die Traufe gekommen sein. Waren es in Höchst eher Intrigen, so drückte in Frankenthal alsbald der Geldmangel. Die Manufaktur war auf Verkäufliches angewiesen, und so führte sie Melchior zum Klassizismus in der Servicegestaltung, in Vasen, Urnen und denkmalhaft komponierten Figuren. Signiert wurde meist nur Biskuitporzellan. Typisch für diese Zeit sind der pyramidenförmige Aufbau der Gruppen und prächtige männliche Athletenfiguren. Wieder entstanden viele erlesene Portrait-Medaillons – zum Teil wohl als privates Zubrot – und auch Arbeiten aus Stein, bis die Auswirkungen der französischen Revolution den Wegzug nach Nürnberg geraten sein ließen.

Hier spürt ihn Katharina Hantschmann inmitten von Geldsorgen, Krankheit und Familienleid auf, ehe sie seine mit 25 Jahren immerhin längste Anstellung als Modellmeister der Nymphenburger Manufaktur beschreibt. Im wesentlichen setzt sich hier der in Frankenthal begonnene Stil fort: Entwürfe für Geschirr und Vasen in klassizistischer Form, ab 1815 glatte, elegant geschwungene Empire-Modelle, figürliche Muster in antikischer Auffassung fast nur in Biskuitporzellan, wie auch die Portraitbüsten von Fürstenkindern bis Napoleon. Auffallend ist ihre Idealisierung, welche die Erhabenheit der Seele zum Ausdruck bringen sollte. Aus den von 1812-25 komplett erhaltenen Rechnungs- und Arbeitsbüchern der Manufaktur werden dann als umfangreichste Arbeit 49 Portraitmedaillons, zum Teil auch aus Alabaster, aufgelistet. Erst mit 75 Jahren wurde Johann Peter Melchior pensioniert und starb drei Jahre später, geplagt von psychopathischen Angsterscheinungen.

Sein porzellan-künstlerisches Werk aber lebte weiter, wie Maria Christiane Werhahn auf 20 Seiten mit 25 Abbildungen – oftmals interessanten Gegenüberstellungen – über die Ausformungen seiner Modelle im 19. und 20. Jahrhundert ausführt. Formen der Höchster Figuren wurden von der Steingutfabrik Damm erworben und

landeten nach deren Schließung 1884 in Poppelsdorf, Passau, Frankenthal und Bock-Wallendorf in Thüringen. Kleinere Abformungen tauchten sogar in Paris auf. Manche stilistische Wandlung ist dabei zu beobachten.

Die kunsttheoretischen Schriften Melchiors, die in Frankenthal von 1781-94 entstanden, geben Ursu-

la Mildner Gelegenheit zu pathetischen Ausführungen über das Schöne in der Kunst und zu weiteren Betrachtungen über die Wechselwirkung der Bekanntschaft mit Goethe. Für den Enthusiasmus, der dem sich selber als ungelehrt bezeichnenden Künstler die Feder führte, läßt sie leider nur ein einziges Briefzitat an seinen ehemaligen Schüler Landolin Ohnmacht

von den unbeschreiblichen Freuden, die dem Genuß der Schönheiten von Kunst und Natur entspringen, sprechen. Der Beitrag schließt mit der Feststellung, daß Melchiors großes Können darin bestand, den natürlichen Formen die Idee des Idealschönen in seiner anmutigen Variante einzuhauchen.

Gisela Schöttler

Karin Schrey: Melchiors Michel und seine Reise in die heutige Zeit; Arachne-Verlag, 1997, 34 Seiten, illustriert; Layout und künstlerische Gestaltung: Georgine Eisele-Malina.

Eine Ausstellung stellt aus, das steht nun mal fest, denn der Sache nach können Kunstwerke ausgestellt werden. Die Angelegenheit wird schon etwas schwieriger, wenn wir bedenken, daß auch Fischnetze und Schildwachen ausgestellt werden können. Ebenso können wir ein Fenster ausstellen so wie Atteste, Genehmigungen, Quittungen, Wechsel und Zeugnisse. Komplizierter wird es, wenn wir sagen, daß wir das Radio ausstellen. Wir begegnen in dem Verb „ausstellen“ also verschiedenen Bedeutungen. Wenn das Wort ausstellen schon Bedeutungen besitzt, die von zeigen/eröffnen bis zu ihrem Gegenteil, nämlich aushändigen/ausmachen reichen, dann können wir sicher sein, daß eben so viele Ansichten über das, was nun eigentlich eine Ausstellung ist, bestehen. Ausstellen bedeutet, daß Dinge gezeigt werden, und wenn es um Kunst geht, daß Artefakten ausgestellt werden. Geht es bei einer Kunstausstellung nur um das Zeigen von Kunstwerken? Ja, insofern sie nur gezeigt und nicht ausgehändigt werden; nein, insofern das reine Ausstellen von Gegenständen nicht genügt. Erstens muß ein Thema oder Motiv zur Ausstellung vorhanden sein, zweitens ein Anlaß, drittens eine Erklärung von eins und zwei, aber auch von ihrer (kunst)historischen und qualitativen Situierung und Bedeutung und ihrem Zusammenhang. Solche Überlegungen finden wir in den Beischriften zu den Exponaten, in schriftlichen Ausstellungstexten, in Führungen, in audiovisuellen Erläuterungen zur Ausstel-

lung oder im Katalog. All diese Erklärungen sind wissenschaftlicher und/oder edukativer Natur. Die meisten betreffen auch die erste, Johann Peter Melchior 1747-1825 – Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg (27. April – 20. Juli 1997 im Museum der Stadt Ratingen) – gewidmete Ausstellung. Dokumentarisch und wissenschaftlich ist der gediegene und umfangreiche Katalog, erschienen im Arachne-Verlag, edukativ sind sowohl die zahlreichen Führungen durch die Ausstellung für die meist unterschiedlichen Gruppen als auch eine ganz besondere Publikation.

Nicht immer zu unrecht assoziiert manche(r) Museumsbesucher(in) Edukation und edukativ mit etwas Langweiligem, Unoriginellem, Witzlosem und Blassem, im kurzen mit einer halbwegs geschmacklosen und deswegen ziemlich überflüssigen Zutat. Daß aber eine edukative Erläuterung selber zum Rang eines Kunstwerkes aufsteigt, kommt äußerst selten vor. So ein Glücksfall ist mit der Publikation der Ratinger Autorin Karin Schrey, „Melchiors Michel und seine Reise in die heutige Zeit“, gelungen. Die Autorin erklärt das Werk Johann Peter Melchiors nicht von außen, sondern von innen her. Sie geht also nicht auf die Kunst von Melchior zu, sondern geht von ihr aus. Und diese Umkehrung der Betrachtungsrichtung revolutioniert nicht nur die Zeitrichtung, sondern sensibilisiert in hohem Maße auch unsere Betrachtungsweise. Es gibt drei Hauptpersonen, die Karin Schrey nach drei Porzellanfiguren von

Melchior zum Leben erweckt: Michel (Knabe mit Vogelneest im Arm), Lotte (Mädchen mit Wickelpuppe) und Lorenz (Knabe mit Steckenpferd) – alle drei stammend aus der Zeit um 1775. An diese drei knüpft die Autorin ihre Erzählung, deren Konzeption sie während einiger Workshops mit Schulkindern ausgearbeitet hat. Dieses Verfahren hat sicher auch mitgeholfen, daß – so weit das beim schwierigen Verfahren von Porzellanfertigungen möglich ist – ein über weite Strecken kindernahes Buch entstanden ist. Ich formuliere das mit Absicht so, weil das Buch sich auf zwei Ebenen lesen läßt: der der Kinder und der für mehr Fortgeschrittene.

Erst die eigentliche Darstellung: Die Geschichte, die auf den ersten Blick einfacher aussieht, als sie in Wirklichkeit ist (aber hierauf komme ich noch zurück), ist schnell nacherzählt: Die Hauptperson Michel kommt mit den beiden anderen Porzellanfiguren Lotte und Lorenz im Licht einer Lampe zum Leben. Er erkennt, daß er schon eine Ewigkeit unbeweglich in den Himmel und zur Sonne geschaut hat und kommt zu dem Schluß, daß dies etwas mit Johann Peter Melchior zu tun hat (S. 5). Michel erinnert sich, daß der Künstler ihnen einst beim Spielen zugeschaut und sie gezeichnet hat, und daß er nach diesen Skizzen Tonmodelle anfertigte. Im Jetzt erwacht, sind die drei nicht mehr Menschenkinder, sondern das Werk des Modelleurs Melchior (S. 7). Michel erzählt dann sowohl Leben und Werdegang des 1747 in Lintorf geborenen Künstlers wie auch das

Verfahren der Porzellanherstellung. Das große Verdienst der Autorin in diesem Abschnitt liegt darin, daß sie diese Ausführung nicht bei einer schriftlichen Darstellung bewenden läßt, sondern die jungen Leser und Leserinnen zum Tun anregt. Dazu sind eigens ein Paar Bastelseiten in das Buch aufgenommen worden. Außerdem regt die Autorin an zum Selbermachen von Figuren mit Knetmasse und zum Ausschneiden von Papierfiguren.

Fazit: Es handelt sich hier nicht um ein Kinderkunstabuch im gewöhnlichen Sinne, denn Karin Schrey stellt den jungen Lesern und Leserinnen nicht nur Texte und Bildchen zum Gucken aus. Nein, sie hat die Thematik ihres Buches über Johann Peter Melchior zum Anregungsbuch erweitert. Das besagt viel und Gutes über ihre Edukationsabsichten, die auf Kinder von 10 bis 16 Jahren ausgerichtet sind. Leider fehlt hinten im Buch eine kurze Liste der 'schweren Wörter'. Es ist fraglich, ob die angesprochene Zielgruppe genügend vertraut ist mit Worten wie Graffiti, Modelleur/Modellmeister, Tafelaufsatz, (verschnörkelte Formen des) Rokoko, Pastellfarben, Kaolin, Feldspat, Quarz, Spachtel, Stichel, Bossierer, Schlicker. Aber dies sei nur am Rande bemerkt, denn hier liegt ein bemerkenswertes Kinderbuch vor, das Kinder eigenständig und sicher auch im Klassenverband mit Freude und Nutzen lesen können: Statt Fernsehen ist Nahsehen angesagt, statt Stillsitzen Tun und Entdecken, statt Kulturdefizienz Kulturreichtum, der von der Autorin nicht dick aufgetragen wird und dadurch abstoßen könnte, sondern als das gezeigt wird, was er ist, nämlich selbstverständlicher Boden unseres Lebens.

Hinter der edukativen Thematisierung dieses Buches verbirgt sich noch eine andere Leseebene, die – wie schon bemerkt – von Fortgeschrittenen zu entdecken ist. Wir sind hier nicht auf dem Niveau des Technischen oder Wissenschaftlichen gelandet, sondern auf dem der Verkleidung, das heißt auf dem der Legende, des Mythos. Und als solche schließt diese Ebene nahtlos beim Verkleidungsspiel von Michel an (S. 31). Die Erzählung „Melchior's Michel und seine Reise

in die heutige Zeit“ läßt sich nämlich auch als eine Variante des platonischen Höhlengleichnisses lesen. Weitgesucht? Vielleicht. Wir werden es sehen. Wenn wir die Kindererzählung auf beiden Niveaus lesen, taumeln wir andauernd in Doppelbedeutungen. Wir fragen (so jedenfalls erging es dem Rezensenten): Worum geht es in diesem Buch? Um die Nähe der Kindererzählung oder um die Ferne des Platonischen? Um die Wirklichkeit des vordergründig Erzählten oder um den Traum des hintergründigen Mythos? Um Fakten oder um Andeutungen? Um Assimilationen oder um Dissimilationen? Um das Allgemeine oder um das Besondere? Um das Ideale oder um das Reelle? Um das Zumvorscheinholen oder um das Verbergen?

Halten wir erst an dem Gedanken fest, daß die drei zum Leben erweckten Melchior-Figuren die in Porzellan wiedergeborenen real gelebt habenden Kinder Michel, Lotte und Lorenz sind. Für sie gab es also menschliches Vorleben, das über eine Art Seelenwanderung der Melchior-Skizzen in Porzellan getrichert worden ist. Karin Schrey erinnert in diesem Zusammenhang an das Verpuppen von Raupen in Schmetterlinge (S. 6). Und diese Bewußtwerdung hat bei der Hauptfigur Michel etwas mit dem Licht einer Lampe (Energiequelle, Erleuchtung) zu tun. Darauf komme ich noch zurück. Die Michelsche Bewußtwerdung wirkt sich in drei Hinsichten aus: 1. Er wird sich gewahr, daß er sehr lange, also eine kleine Ewigkeit, bewegungslos dagestanden hat. 2. Er merkt, daß er sich jetzt bewegen kann, das heißt, daß er aus einer mehr oder weniger unbeweglichen Nur-Raum-Konstellation in ein Zeit-Raum-Kontinuum geraten ist. 3. Er weiß, daß 1. und 2. etwas mit Johann Peter Melchior zu tun hat (S. 6). Er ist sozusagen der Urheber, zu vergleichen mit dem platonischen göttlichen Künstler, der die innere Welt für die drei wiedergeborenen Hauptpersonen aufgeklappt hat, so daß ihre Seelen sich rühren können und berühren lassen. Die Schmetterling-Seele fliegt aus. Und wie die Bewegung aus dem Unbeweglichen kommt, so wird sie sich ohne Unterlaß wieder auf das Unbewegliche, Unsichtbare und die Vollkommenheit zu-

rückbewegen. Damit in Übereinstimmung, orakelt Lorenz mit dem Steckenpferd: 'Dem Glücklichen schlägt weder Tag noch Stunde' (S.6). Die Intuition (oder platonisch gesagt: die Vorerkenntnis aus dem früheren Leben) bringt Michel in Erinnerung, daß das Licht, in das er schaut, nicht von der Sonne stammt, sondern von einer Lampe. Hier vor allem springt die Zuspiegelung auf Platons berühmtes Höhlengleichnis ins Auge. Zwar möchte ich bei diesem Vergleich nicht zu weit ausholen, aber ein Plato-Zitat möchte ich doch vorlegen: 'Wenn man ihn [bei uns also: Michel] zwingen würde, in das Licht selbst zu sehen, würden die Augen ihm wohl sehr weh tun. Würde er nicht versuchen, seinen Blick abzuwenden und wieder zu richten auf die Dinge, die er wahrzunehmen imstande ist, und würde er nicht davon überzeugt sein, daß das die wirklich reellen Dinge seien und nicht die Schatten, die er im Sonnenlicht gesehen hatte?' (Politeia 515d/e). Ungefähr Gleiches sagt Karin Schrey von Michel: 'Da fiel plötzlich ein Schatten über ihn und verdunkelte das gleißende Strahlen, das ihn so lange geblendet hatte. Nun konnte er seine Umgebung richtig erkennen' (S.5/6). Dieser platonische Unterschied zwischen reeller und ideeller Welt wird von Karin Schrey – wahrscheinlich mehr intuitiv als bewußt – am Ende ihrer Erzählung eingebracht, und zwar da, wo sie die Porzellanfiguren in der Vitrine (ihre Realität) von 'der Welt draussen' (ihrer Idealität) trennt (S. 27). Aber in seiner musealen Wirklichkeit ist Michel kein Mensch mehr, sondern eine Porzellanfigur, eine kulturelle Spielfigur für Menschen, geschaffen von dem 'Künstlergott' Johann Peter Melchior. Auch bei Plato gilt der Mensch als Spielzeug Gottes „und das ist wirklich noch das Beste an ihm. Und jeder, Mann und Frau, muß so schön wie möglich [vor dem Antlitz Gottes] spielen.“ (Nomoi 803c) Nun, dies gilt im Allgemeinen nicht nur von den Menschen und aller Kunst, aber in eminenten Weise für die 'Spielfiguren' von Melchior.

Und es ist Laura, das heißt: die mit Lorbeeren gekrönte, die – das möchte ich als extra-sinnstiftend nicht vermeiden zu erwähnen – die Tochter der Verlegerin ist, die Michel zu seiner endgültigen Bestim-

mung führt durch die Tür aus dem Museum, das Michels Welt ist, hinaus in die für ihn Idealwelt. Er 'blinzelte überwältigt und entzückt in das gleißende Licht, das ihn umflutete. Dies war nun, das wußte er ganz genau, keine Lampe, sondern wirklich und wahrhaftig das Licht der Sonne' (S. 30). Überwältigt, entzückt, Lichtumflutung, wirklich, wahrhaftig, sind das keine mystischen Qualifikationen? Die Lampe der beschränkten Wirklichkeit, in der nur rätselhafte Umrisse wahrgenommen werden können, ist umgetauscht für die Sonne des ewigen Lichtes, worin wir nach Paulus 'von Angesicht zu Angesicht schauen' (1 Kor13,12) werden.

Eine Ausstellung stellt aus. Soviel steht nun mal fest. So sind in dieser Melchior-Ausstellung Kunstwerke ausgestellt. Sie sind ausgestellt wie Fischnetze und Schildwachen, für die Karin Schrey ein platonisches Fenster ausgestellt hat. Ich habe wohl zu verkürzt versucht, dies zu attestieren, zu genehmigen, zu quittieren und zu bezeugen. Mit meiner Besprechung habe ich nicht nur die Richtung zum platonischen Mythos angegeben, sondern auch dessen Zugang eröffnet. Gleichzeitig habe ich versucht, mit meinem Text über das Buch „Melchior Michel und seine Reise in die heutige Zeit“ dem fortgeschrittenen Leser einen Schlüssel auszuhändigen, womit er/sie für sich selber ausmachen kann, ob eine Ausstellung lediglich eine Ausstellung, ein Artefakt nur ein Artefakt und ein Ding

bloß ein Ding ist. Mich haben die Melchior-Ausstellung und die qualitative Erzählung von Karin Schrey jedenfalls mitgerissen, nicht am wenigsten wegen ihrer originellen Variante des Höhlengleichnisses. Michel, Lotte und Lorenz sind erst gefangen in der Höhle ihrer Schlummerexistenz. Im elektrischen Schein einer Lampe sieht Michel schon wesentlichere Aspekte der ihn umgebenden Wirklichkeit. Dann kehrt er, ringend um weitere Erkenntnisse, einstweilen zu diesem Bereich des Sichtbaren zurück. Aber erst, wenn er diesen Bereich des Zeitlichen im vollen Licht der Sonne wahrnimmt, kann sein Blick das Reich des immerwährenden Guten, des ewig Wahren und des allzeit Schönen für wahr annehmen und ist die Seele von Michel imstande, das Werden nach dem glänzendsten Licht des Seins wertzuschätzen. Natürlich ist die Sonne als Licht- und Energiequelle auch nur ein Abbild der platonischen Idee. Johann Peter Melchior, den ich in Bezug auf die von ihm erschaffenen Figuren oben als 'Künstlergott' bezeichnete, sah den Gott Jahwe auf der Sonne sitzen: „der eine Fuß ruhet auf dem Mond, der andere auf der Erde.“ ... „Des höchsten Königs Haupt ist hoch, erhaben über das Erschaffene, über die Natur, über alle Sterne hinweg.“ ... „Aus seinen Händen fließen Ströme, in welchen man Sonne, Mond und Sterne, Menschen und Thiere, Kronen, Scepter und Hirtenstäbe – Tod und Leben bemerket“ (Friedrich H. Hofmann: Johann Peter

Melchior 1742-1825, S. 102/3). Gott hält sozusagen die Ideen in Seinen Händen und läßt diese Ideen als Energie aus Seinen Händen strömen, bis sie sich in Himmel, Erde und Menschen usw. konkretisiert und materialisiert haben. Unser Sein wird aus Gottes Bewußtsein geboren. Gott hält das Gute, Wahre und Schöne als Ideen in Seiner Hand. Das Ursprüngliche der Schöpfung ruft die Sehnsucht in jedem/jeder von uns zum Vorschein. Deswegen trachten wir nach dem Guten, Wahren und Schönen. Dem hat Johann Peter Melchior in Wort und Bild Rechnung getragen, denn „sein großes Können bestand darin, den natürlichen Formen die Idee des Idealschönen ... einzuhauchen“ (Ursula Mildner im Katalog, S. 219). Plato war es, der zuerst das Ziel des Idealschönen, des Idealwahren und des Idealguten (aus)gestellt hat. Martin Heidegger hat nahegelegt, daß in einer von der Idee bestimmten Welt das Wesen der Edukation darin besteht, „den Menschen frei und fest zu machen für die klare Beständigkeit des Wesensblickes“ (Platons Lehre von der Wahrheit, S. 40).

Es ist nicht das mindeste Verdienst von Karin Schrey, daß es ihr gelungen ist, Idee und Wirklichkeit auf der Kinderebene so frei und auf der platonischen Ebene so fest miteinander zu verbinden. Spannender kann ein edukatives Begleitbuch zu einer Ausstellung wirklich nicht sein.

Drs. Wouter Kotte

Erika Münster: Tiefenbroich. Zur Geschichte eines Ratinger Stadtteiles. Horb am Neckar (Geiger-Verl.) 1996; 96 S., m. 121 Abb.

Nach der Veröffentlichung über Homberg – 1994 erschienen – liegt mit diesem Band über Tiefenbroich die illustrierte Geschichte eines weiteren Ratinger Stadtteiles vor. Text und Abbildungen „sollten als Ganzes gesehen werden“ und liefern Informationen, um Vergangenheit und Gegenwart dieses Ortes besser kennenzulernen. Nach einer „Zeitübersicht zur Geschichte Tiefenbroichs“ gliedert sich das Buch in drei Teile: „Tie-

fenbroich vom Mittelalter zur Neuzeit“, „Dörfliches Leben zwischen Alltag und Politik“ und „Der Weg in die Zukunft“. Jeder Teil schließt mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis ab, das einen tieferen Einstieg in die Geschichte ermöglicht. Die Abbildungen stammen vom Ratinger Fotografen Gerhard Buschhausen sowie von Tiefenbroicher Bürgerinnen und Bürgern, die auch wichtige Hinweise und Erläuterungen gaben. Zur

Lage der SA-Siedlung (S. 34, 48 und 53 ff.) liefert Erika Münster in der Quecke Nummer 66/1996 (S. 159-161) selbst noch einen wichtigen „Nachtrag zu dem Artikel „Tiefenbroich und seine Geschichte“ in der Quecke Nr. 65/1965, S. 101 -104“. Zu dem auf Seite 94 (auch S. 6) genannten „Flughafenvergleich“ sind einige Anmerkungen erforderlich. Dieser Vergleich – besser bekannt unter dem Namen Angerlandvergleich –

wurde am 13. Mai 1965 vor dem Oberverwaltungsgericht Münster nur zwischen dem Minister für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr und den sechs Angerlandgemeinden geschlossen. Die Gründe für eine Annahme lagen auch in der immer stärkeren Bebauung Tiefenbroichs, Lichtenbroichs und

Ratingen-Wests. Die Stadt Ratingen ist diesem Vergleich aber erst zu einem späteren Zeitpunkt beigetreten.

Der bei der oberen Abbildung auf der Seite 46 vertauschte Text sollte bei einer Neuauflage geändert werden.

Diese Anmerkungen schmälern aber nicht den Wert dieser Veröffentlichung. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Stadtgeschichte und zudem eine kurzweilige Lektüre für jeden lokalgeschichtlich interessierten Leser.

Ulrich Rauchenbichler

Thomas Lux / Hartmut Nolte / Kurt Wesoly:
Heiligenhaus. Geschichte einer Stadt im Niederbergischen.
(= Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Heiligenhaus, Bd. 1). Im Auftrag
der Stadt Heiligenhaus hrsg. von H. Nolte. Heiligenhaus
(Selbstverl. d. Stadt) 1997; 365 S. m. zahlr. Abb.

Zwei Jubiläen konnte die Stadt Heiligenhaus in diesem Jahr begehen: 1897 erlangte die Gemeinde ihre Selbständigkeit als Landgemeinde und am 1. April 1947 erhielt sie die Stadtrechte verliehen. Ein guter Anlaß zur Herausgabe einer Stadtgeschichte, die sich in drei Teile gliedert: "Vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit" (von Thomas Lux), "Von der frühen Reformationszeit bis zum Beginn der Selbständigkeit 1897" (von Kurt Wesoly) und "Die Zeit der selbständigen Gemeinde" (von Hartmut Nolte). Lux untersucht dabei besonders den siedlungsgeschichtlichen Aspekt im Frühmittelalter, die Verbindung und Bedeutung des Klosters Werden für den lokalen Raum, die Entwicklung der Landwirtschaft sowie die

Organisation des Gerichtswesens. Schwerpunkte im Beitrag von Wesoly bilden Religion und Reformation des Ortes, das Schulwesen, die Wirtschaftsstruktur und gewerbliche Entwicklung bis hin zur Trennung von der Stadtgemeinde Velbert und dem Beginn als selbständige Bürgermeisterei am 1. April 1897. Stadtarchivar Nolte untersucht den Zeitraum der letzten 100 Jahre. Als Stichwörter sind hier das Gesundheitswesen, Schule und Kirchen, Versorgung und Entsorgung, das Verkehrswesen, Kommunale Neuordnung, Bürgermeister und Stadtdirektoren zu nennen. Aber auch die NS-Zeit wird nicht ausgeklammert. Den Abschnitt über die jüdische Bevölkerung hätte man sich etwas ausführlicher gewünscht, zumal

unter anderem mit dem Buch von Luise Jacobs weitere Informationen vorliegen.

Jedem Teil schließt sich ein ausführlicher Anmerkungsapparat an. Ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis fehlen ebenso wenig wie ein Orts- und Personenindex am Schluß des Buches. Die Abbildungen, viele bisher unveröffentlicht, stellen eine gelungene Ergänzung dar. Mit dieser Veröffentlichung sind nicht nur die Menschen angesprochen, die sich für die Geschichte von Heiligenhaus interessieren, sondern der Band enthält auch zahlreiche Informationen, die das Gebiet außerhalb der Stadtgrenzen betreffen.

Ulrich Rauchenbichler

*Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.*

*Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.*

Heinrich Heine